SKRIPTUM

Studentische Onlinezeitschrift für Geschichte und Geschichtsdidaktik

Skriptum 3 (2013), Nr. 1
(5. Ausgabe)

Herausgegeben
von
Max Grüntgens und Dominik Kasper

ISSN: 2192-4457

Datum: 17.05.2013

Kontakt:

http://www.skriptum-geschichte.de

kontakt@skriptum-geschichte.de

Technische Umsetzung:

Website: Max Grüntgens und Dominik Kasper

Satz: Redaktion Skriptum

Redaktion:

Max Grüntgens und Dominik Kasper (Herausgeber)

Katharina Thielen (Chefredaktion, Skriptumblog), Anna Plaksin (Textredaktion, Lektorat), Lars Lorra (Textredaktion, deutsche und englische Abstracts), Aline Breuer (Textredaktion), Kevin Hecken (Textredaktion), Ines Kremer (Textredaktion)

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Jan Kusber

Prof. Dr. Meike Hensel-Grobe

Prof. Dr. Hans-Christian Maner

Dr. Andreas Frings

Kooperationspartner:

Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Historisches Seminar und Verein der Freunde der Geschichtswissenschaften an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz e.V.

Jakob-Welder-Weg 18

55128 Mainz

Website Historisches Seminar: http://www.geschichte.uni-mainz.de/

Website Verein: http://www.geschichte.uni-mainz.de/vfg/

Impressum:

Inhaber und Herausgeber von Skriptum sind Max Grüntgens und Dominik Kasper. Sie sind ebenso verantwortlich für Inhalt und redaktionelle Bearbeitung.

Die Beiträge in dieser Zeitschrift sind alle mit Creative Commons-Lizenzen versehen. Diese regeln die weiteren Nutzungsmöglichkeiten von Text- und Bildmaterial.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der Herausgeber....4
Blick in die Historikerwerkstatt: Kunterbunte Vielfalt – über die museumspädagogische Wissensvermittlung....8
Lisa Rübeling und Anna Kieburg

Visionäre und Geschichtswissenschaften im ‚digitalen Zeitalter': Rückschau und kritischer Blick auf Gegenwart und Zukunft....14
Dominik Kasper und Max Grüntgens

Der Xenon des Pantokratorklosters in Konstantinopel – Standard oder Ideal?....31
Tristan Stefan Schmidt

Ivan IV. – Kindheit und Jugend des „schrecklichen" Zaren 55
Jelena Menderetska

Der Deutsche Orden im 17.und 18. Jahrhundert. Ein Hausorden Habsburgs?....85
Frank Hüther

„lauter Erfahrungs-Sachen" – Gerhard Tersteegens Lied „Gott ist gegenwärtig" – Bedeutung und Rezeption....102
Ruth Nientiedt

„…wie die Zigeuner" – Das Feindbild „Zigeuner" bei Luther....133
Miriam Breß

Rezension: Zwischen ‚leerer Klimperey' und ‚wirklicher Kunst'. Gitarrenmusik in Deutschland um 1800 – von Thorsten Hindrichs....149
Rezensiert von Beatrix Obal

Rezension: Kampfzeit unter französischen Bajonetten. Die NSDAP in Rheinhessen in der Weimarer Republik – Markus Würz....156
Rezensiert von Katharina Wurst

Der Verein der Freunde der Geschichtswissenschaften an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz....160
Lars Beißwenger

Vorwort der Herausgeber

Liebe Leserinnen und Leser,

nach leichter Verzögerung[1] und arbeitsreichem Studien- wie Redaktionsendspurt freuen wir uns, die fünfte Ausgabe von *Skriptum* präsentieren zu können. Mittlerweile können wir neben einem breiten Repertoire unterschiedlichster Themen und Rubriken auf etwas über zweieinhalb ereignis- und erfahrungsreiche Jahre zurückblicken. Das Projekt ist über die Jahre vom Anspruch wie personell gewachsen, wir haben viele Kooperationspartner und Unterstützung gewonnen und auch der Komplex „studentisches Publizieren" im Allgemeinen ist kein Nischenprodukt mehr und geht einer vielversprechenden Zukunft entgegen, wie bspw. der Artikel von Andreas C. Hofmann[2] zeigt. Wir sind gespannt auf das, was die Zukunft an Entwicklungen bringt!

Die fünfte Ausgabe startet mit einem *Blick in die Historikerwerkstatt*: **Lisa Rübeling** und **Anna Kieburg** berichten in ihrem mit persönlicher Note geschriebenen Essay über ihr Engagement im Bereich der Museumspädagogik. Dabei zeichnen die Autorinnen ihren eigenen Weg aus dem universitären Hörsaal in die abwechslungsreiche Welt des Museums nach, reflektieren über ihre Erfahrungen und geben Hinweise für interessierte Studierende nicht nur der Altertumswissenschaften.

In ihrem Essay *Visionäre und Geschichtswissenschaften im ‚digitalen Zeitalter'* geben **Max Grüntgens** und **Dominik Kasper** einen pointierten Überblick über die Geschichte des digitalen Wandels in den Geschichtswissenschaften. Der Beitrag orientiert sich hierbei an ‚visionären' Einzelpersonen – wie Carl August Lückenrath oder Vannevar Bush –, welche die Entwicklung der ‚Digitalen Geschichtswissenschaften' prägten, immer noch prägen oder bis heute auf eine konstruktive Rezeption warten, und basiert auf einem Vortrag, der am 28.01.2012 während der studentischen Tagung „Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen" der Fachschaft Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz gehalten wurde.[3] Die Autoren schlagen in ihren Überlegungen die Brücke über die ‚Vision' hinter *Skriptum* und dem Komplex „studentisches Publizieren" zu der an Manfred Thaller angelehnten Konzeption einer ‚historischen Workstation' und versuchen damit die für uns immer noch interessanten Aspekte der Diskussionen zu betonen und die verschiedenen Konzepte gleichzeitig wie einen konzeptuellen Spiegel zu gebrauchen, an dem die eigenen Visionen und Entwicklungen gemessen werden können.

Tristan Stefan Schmidt beschäftigt sich in seiner Untersuchung *Der Xenon des Pantokratorklosters in Konstantinopel – Standard oder Ideal?* mit Krankenpflegeeinrichtungen im

[1] http://skriptumblog.wordpress.com/2013/04/26/erscheinungstermin-verschoben/ (Zugriff 16.05.2013).
[2] http://www.lisa.gerda-henkel-stiftung.de/content.php?nav_id=4142 (Zugriff 16.05.2013).
[3] http://www.uni-mainz.de/FB/Geschichte/Fachschaft/502.php (Zugriff 16.05.2013).

byzantinischen Reich. Die Diskussion gruppiert sich thematisch um den sogenannten ‚Xenon' des Pantokratorklosters, eine Krankenpflegeeinrichtung, die laut der Gründungsurkunde materiell wie personell sehr gut ausgestattet war und über einen hohen medizinischen Spezialisierungsgrad verfügte. Anhand der Quellen und der bisherigen Forschung fragt Schmidt inwieweit die geschilderte Ausstattung dem zeitgenössischen Durchschnitt entsprochen hat und versucht sich durch den Vergleich mit ähnlichen Einrichtungen an einer Einordnung in den Kontext des damaligen Krankenpflegewesens im byzantinischen Reich. Eingewoben in die Diskussion wird zudem die Frage nach der Nutzung des Ortes als Memorial- und Begräbnisort des Kaiserhauses sowie nach der Zurschaustellung kaiserlicher Philantropie, welche mit dem Xenon in unmittelbarem Zusammenhang gestanden haben dürfte.

Eine quellennahe Studie zum historischen Bild des jungen Zaren Ivan IV., genannt „der Schreckliche", legt **Jelena Menderetska** mit ihrem Beitrag *Ivan IV. – Kindheit und Jugend des „schrecklichen" Zaren – Eine Untersuchung der Darstellung des jungen Zaren in der Frühen Neuzeit und die Beeinflussung des Geschichtsbewusstseins über den Zaren durch das Medium Film* vor. Erfreulich ist, dass wir erstmals einen Beitrag aus der Forschung zur osteuropäischen Geschichte präsentieren können. Abgerundet wird Menderetskas Beitrag durch einen Ausblick zur (historischen) Geschichtskultur um den russischen Monarchen, dessen Wahrnehmung in der gegenwärtigen Öffentlichkeit vorwiegend durch Verfilmungen (z. B. von Klassikern wie „Ivan Groznyj" von Sergej Ejzenštejn als auch moderne Verfilmungen aus den letzten Jahren) seines Lebens und Wirkens geprägt ist.

In seinem Artikel *Der Deutsche Orden im 17.und 18. Jahrhundert. Ein Hausorden Habsburgs?* versucht **Frank Hüther** zu zeigen, dass der Frieden von Preßburg (1805) nur eine Ordnung rechtlich festschrieb, die bereits mehrere hundert Jahre stillschweigend galt. Exemplarisch orientiert sich Hüther hierbei an den Hochmeistern Leopold Wilhelm (1641-1662) und Karl Alexander von Lothringen (1761-1780). In seiner Untersuchung versucht der Autor zu zeigen, dass bereits diese zwei Hochmeister das Wohl Habsburgs über das des Deutschen Ordens stellten und diesen damit *de facto* als ‚Hausorden' einstuften.

Ruth Nientiedt arbeitet interdisziplinär: In ihrem Artikel *„lauter Erfahrungs-Sachen" – Gerhard Tersteegens Lied „Gott ist gegenwärtig" – Bedeutung und Rezeption* bringt sie historische, literatur- und sprachwissenschaftliche sowie theologische, insbesondere liturgische Perspektiven zusammen, indem sie exemplarisch die Möglichkeiten der Hymnologie und Gesangbuchforschung aufzeigt und gleichzeitig Tersteegens überkonfessionelle Bedeutung als Mystiker herausarbeiten. Dazu werden zunächst zentrale Begrifflichkeiten umrissen und in ihrem reziproken Bezug eingeordnet. Anknüpfend fragt sie nach Möglichkeiten der Einordnung Tersteegens in die herausgearbeiteten

Kategorien. Zuletzt werden mögliche Interpretationen seines Liedes *Gott ist gegenwärtig* ins Gespräch gebracht und seine Rezeption in anderen Gesangbüchern nachgezeichnet. Der Rezeptionsgeschichte wird auf Grundlage der Bestände des Gesangbucharchivs des IAK Gesangbuchforschung nachgegangen.

Miriam Breß befasst sich in ihrem Artikel *„…wie die Zigeuner' Das Feindbild ‚Zigeuner' bei Luther"* mit der negativen Wahrnehmung von Sinti und Roma und stellt die Frage nach dem Grund für den über Jahrhunderte hinweg und bis heute existierenden Antiziganismus in Europa. Im Zentrum ihrer Analyse stehen vor allem die Schriften Martin Luthers. Die zahlreichen Schriften des Reformators prägten das Weltbild der Menschen in hohem Maße und könnten auf diese Weise Indizien für die Entstehung der zahlreichen Verurteile gegenüber der Minderheit liefern. Die tradierten Vorstellungen von dem ‚Zigeuner' werden unter Beachtung theologischer und sozialpsychologischer Hintergründe über Gruppenbildungsprozesse und Ausschlussmechanismen vorgestellt und besprochen, sodass schließlich die Rolle, welche Martin Luther für die Entstehung des Feinbildes ‚Zigeuner' in der Frühen Neuzeit spielte, umrissen werden kann.

Die Ausgabe schließt mit zwei Rezensionen: **Beatrix Obal** rezensierte Thorsten Hindrichs Monographie *Zwischen ‚leerer Klimperey' und ‚wirklicher Kunst'. Gitarrenmusik in Deutschland um 1800* die 2012 im Waxmann-Verlag erschienen ist. Die Rezensentin hebt hervor, dass es Hindrichs nicht nur darum geht, eine Lücke in der physischen Überlieferung von Musikalien und anderen Dokumenten zu schließen, sondern vor allem, diese bislang von der musikwissenschaftlichen Forschung weitgehend ignorierten Zeitspanne von 1788 bis 1802 aufzuarbeiten. Als richtungsweisend wirkt dabei der Titel der Dissertation „zwischen leerer Klimperey" und „wahrer Kunst": In diesem Spannungsfeld zeitgenössischer Musiktheorie und -ästhetik analysiert Hindrichs 11 Kompositionen und Lebensentwürfe von insgesamt 16 Gitarrenmusikern im Kontext des historischen Begriffes der ‚Bürgerlichkeit'.

In einer weiteren Rezension bespricht **Katharina Wurst** Markus Würz Dissertationsschrift *Kampfzeit unter französischen Bajonetten. Die NSDAP in Rheinhessen in der Weimarer Republik.* Die Rezensentin hebt hierbei Würz dichte und detailreiche Analyse zum Nationalsozialismus im Spannungsfeld mit der französischen Besatzung im Raum Rheinhessen hervor, lässt jedoch auch Kritikpunkte nicht aus: So werde nur in Ansätzen auf die in der Einleitung angekündigte Perspektive der in den besetzten Gebieten lebenden Menschen eingegangen; auch bliebe ein Vergleich zu den unbesetzten Gebieten generell aus. Auch wenn diese Punkte den Rahmen der Dissertation wohl gesprengt hätten, wäre doch – der Rezensentin zufolge – ein gesondertes, vergleichend angelegtes Kapitel, das Entwicklungstendenzen in anderen Gebieten skizziert, wünschenswert gewesen, um eine gesamtdeutsche Einordnung zu ermöglichen.

Das Heft schließt mit einem *Vereinsbericht des Vereins der Freunde der Geschichtswissenschaften an der Universität Mainz e. V.*[4] von **Lars Beißwenger**. Neben einer Vorstellung der Geschichte sowie der grundlegenden Intention des Vereins, stellt Beißwenger die unterschiedlichen und breit angelegten Tätigkeiten des Vereins im Umfeld der Geschichtswissenschaften an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz heraus: Diese reichen von Buchbeschaffungen über Organisation von Vorlesungsreihen bis zur Übernahme der Servermiete von *Skriptum*.

Herausgeber und Redaktion wünschen allen Leserinnen und Lesern von Skriptum eine angenehme und ansprechende Lektüre,

Max Grüntgens und Dominik Kasper

Mainz, den 17. Mai 2013

[4] http://www.geschichte.uni-mainz.de/vfg/ (Zugriff 16.05.2013).

Blick in die Historikerwerkstatt: Kunterbunte Vielfalt – über die museumspädagogische Wissensvermittlung

Lisa Rübeling und Anna Kieburg

Der Arbeitsbereich Museumspädagogik stellt für viele Studierende in den Altertumswissenschaften eine attraktive berufliche Perspektive dar. Neben der Leitung von Führungen beinhaltet eine Tätigkeit in diesem Bereich vielfältige Aufgaben, die ein hohes Maß an fachlicher und kommunikativer Kompetenz erfordern. Lisa Rübeling und Anna Kieburg geben einen Einblick in ihren Arbeitsalltag als Museumspädagoginnen am Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz.[1]

Das verbindende Glied zwischen Objekt und Subjekt

Genauso bunt, vielfältig und individuell wie oft die Objektsammlung eines Museums ist, sind auch die Besucher/innen. Genau diese Vielfältigkeit macht die Arbeit in einem Museum und speziell im Bereich der Museumspädagogik und Öffentlichkeitsarbeit so interessant. Jede/r Museumsbesucher/in bringt eigene Erfahrungen und Erwartungen mit. Über das Medium des Ausstellungsstücks wird dann im Idealfall den Besucher/innen eine ganz andere, vergangene Lebenswelt eröffnet. Somit kommt dem Museumsführer bzw. der Museumsführerin die Rolle des Vermittlungsglieds zwischen dem Ausstellungsobjekt und dem Subjekt zu, er/sie stellt den Kontext her! Oft sind es Kleinigkeiten, die die Besucher/innen nachhaltig beeindrucken oder neugierig machen und dazu führen, dass sie den Museumsbesuch positiv in Erinnerung behalten und gerne wiederkommen.

Einfühlungsvermögen, Begeisterung und Offenheit gegenüber den Erwartungen, Fragen und aktuellen Lebenswelten der Besucher/innen sind somit grundlegend für die Vermittlungsarbeit in einem Museum. Heute werden Gesprächsführungen nur noch im seltensten Fall als Frontalführung konzipiert und gehalten. Jede Führung ist vielmehr als eine thematisch angeleitete Interaktion zu verstehen, bei der nicht nur der/die Museumsführer/in zu Wort kommen sollte. Dies stellt die Mitarbeiter/innen des Museums vor eine schwierigere Aufgabe und verlangt ihnen somit weitaus mehr ab. Es reicht nicht, nur auswendig gelerntes Wissen wiedergeben zu können.

Bereits vor meinem Studium der Vor- und Frühgeschichte hat mich ein Besuch im Saalburgmuseum nachhaltig beeindruckt und letztendlich auch dazu geführt, dass ich mich auf das Gebiet der Museumspädagogik spezialisiert habe. Hier im Begegnungsort Museum wird Geschichte erlebt, fühlbar gemacht und ist somit lebendig und alles andere als antiquiert oder tote Materie hinter Glas.

[1] Die Autorin ist per Kürzel am Ende des jeweiligen Textes kenntlich gemacht.

Das Studium und die Wissensvermittlung im Museum

Während meines Studiums habe ich viele Bereiche und Teildisziplinen der Archäologie für mich entdeckt und Einblicke erhalten. So habe ich mich u.a. auf das Gebiet der Archäobotanik spezialisiert, einen naturwissenschaftlichen Zweig der Archäologie.

Besonders in der Studienzeit widmet man sich den Dingen aus Sicht der aktuellen Forschung, lernt die verschiedenen Quellengattungen zu interpretieren und mit ihnen im wissenschaftlichen Kontext zu arbeiten. Kurzum, man taucht tief in die Materie ein. Doch gerade im musealen Bereich haben wir es häufig mit Besucher/innen zu tun, denen teilweise Grundlagen im geschichtlichen Zeitverständnis fehlen oder deren Geschichtsverständnis maßgeblich durch die Schulzeit nur in Abfolgen geprägt ist (erst Steinzeit, dann ägyptische, griechische, römische, mittelalterliche Zeit, etc.). Umso jünger die Besucher/innen sind, desto schwerer fällt es ihnen, zeitliche Dimensionen zu erfassen. Beispielsweise bei der Frage, wann die Römer in Mainz gelebt haben, kann sich der jüngere Museumsgast dann schon gerne mal um mehrere tausend Jahre irren. Deshalb ist es sehr wichtig, trotz des universitären Hintergrundes nicht zu verlernen, Dinge einfach und verständlich zu erklären. Hierbei helfen oft haptische Materialien. Dies können Zeitskalen sein, aber auch symbolische Objekte aus moderner Zeit (z. B. alte DM-Münzen), die den Unterschied oder das Gemeinsame zur Vergangenheit herstellen oder Replikate, die es dem Gast ermöglichen, die Objekte auszuprobieren (z.B. römische Wachstafel und Griffel).

Die ideale Führung besteht für mich aus Gehörtem, Gesehenem, aber auch aus Gefühltem. Um besser verstehen zu können, wie Kinder, Jugendliche und Erwachsene individuell lernen und Dinge abspeichern, aber auch wie sich Gruppen verhalten und finden, oder welchen Stellenwert die Archäologie bzw. Geschichte in unserer Sozialisation heute spielt, habe ich im Nebenfach Erziehungswissenschaften studiert. Besonders im Bereich der Entwicklungspsychologie, Medienpädagogik und Erwachsenenbildung eignete ich mir Hintergrundwissen an, das sich auch auf meine Arbeit bei musealen Institutionen methodisch-didaktisch übertragen und anwenden lässt, beispielsweise in der Konzeption von Führungen, Begleitprogrammen von Ausstellungen, Abendvorträgen, oder außermusealen Schulprojekten sowie Stadtführungen oder Workshops - angefangen vom Vorschulalter bis über das Rentenalter hinaus.

Aller Anfang ist schwer – der Weg zum Wissensvermittler

Schnell stellte ich allerdings fest, dass nur den Wenigsten das Selbstbewusstsein gegeben ist, ohne Übung frei und zugleich strukturiert vor anderen Menschen zu sprechen. Hier macht aber tatsächlich „Übung den Meister!“ Jeder sollte sich bei der Vorbereitung für eine Führung überlegen, wie Informationen strukturiert und flexibel zugleich abgespeichert werden können, um so souverän

und sicher in die Führung zu gehen. Dies sind Fähigkeiten, die jedem persönlich während des Studiums, in Seminarreferaten, aber auch zum Beispiel darüber hinaus bei einem Vorstellungsgespräch oder späteren Fachvorträgen weiterhelfen können. Nervosität und eine konzentrierte Anspannung sind die normalen Begleiter vor einer Veranstaltung. Keiner kann „alles“ wissen, deshalb also auch keine Angst vor Besucherfragen! Es empfiehlt sich, in solchen Situationen einen Kontakt anzugeben und darauf zu verweisen, dass man gerne nachschaut und den neugierigen Besucher später informiert.

Die besonderen Momente des Arbeitsalltages

Wie zu Beginn erwähnt, sind es oft die Kleinigkeiten, die einen Museumsbesuch zu einem Highlight machen – sowohl für die Gäste als auch für die Museumsmitarbeiter/innen. Besonders gerne arbeite ich mit Kindergarten- und Grundschulgruppen. Hier überwiegen oft die ungebremste Euphorie und die durch schulische Konventionen unbeeinflusste Begeisterung. Einmal kam nach einer Kinderwerkstatt ein 5-jähriges Mädchen zu mir. Sie schaute mich an und sagte zu mir, dass sie es toll fände, wie gut ich mich mit den ganzen uralten Sachen auskennen würde. Nun hätte sie aber mal eine Frage an mich: „Wie war das eigentlich mit der Entstehung der Welt und Gott – gibt es da auch noch Reste von dem hier in den Kästen?“ Sicherlich eine der schwierigsten und umfangreichsten Besucherfragen, die ich je zu beantworten hatte.

Sehr schöne Momente sind es auch, wenn ich im Nachgang von einer Führung oder einem Projektnachmittag positive Rückmeldungen von der Gruppe erhalte. Manchmal erreichen das Museum dann bunte Fotos von Kindern, die sich ihr eigenes mittelalterliches Gewand gebastelt haben, das Thema zu einer ganzen Projektwoche ausgestalteten, oder die ihren Klassenraum kurzerhand in ein römisches Speisezimmer verwandelt haben und ein Gastmahl veranstalteten. Über persönliche Rückmeldungen von Schülern/innen, die so begeistert vom Museumsbesuch oder einer Epoche waren, dass sie nun ein Praktikum oder sogar ein Studium im entsprechenden Bereich planen, freue ich mich ganz besonders.

Eine spezielle Herausforderung im Arbeitsalltag sind für mich Gruppen, die keine Lust auf den Museumsbesuch haben und diesem kritisch und kontraproduktiv gegenüber stehen. Dies kommt nur selten vor, doch was tut man dann? Die Motive für die Unlust sind häufig sehr unterschiedlich und aus meiner Erfahrung kann ich sagen, dass es hier trotzdem sehr wichtig ist, den Dialog zu suchen und nachzufragen, warum z. B. die Jugendlichen gerade kein Interesse am Thema haben. Die Motive hierfür können sehr unterschiedlich sein, häufig sind sie organisatorischer Art und stehen gar nicht direkt mit dem Museum in Verbindung. Manche Gruppen haben bereits verschiedene Programmpunkte vor dem Museumsbesuch abgearbeitet und die Konzentration ist schlichtweg

nicht mehr aufrecht zu erhalten. Nun ist Flexibilität gefragt! In der Regel passe ich dann den inhaltlichen Stoff der Situation an, verzichte auf das volle Führungsprogramm und dehne den Dialog mit der Besuchergruppe aus. Die Erfahrung, auch in solchen „kleinen Krisensituationen“ handlungsfähig zu bleiben, verleiht Selbstvertrauen und Stärke im späteren Umgang mit Problemfeldern – nicht nur im musealen Bereich.

Beruflicher Werdegang

Bereits als Kind und Jugendliche nahm ich selbst an verschiedenen museumspädagogischen Programmen im Archäologischen Museum Frankfurt und im Saalburgmuseum in Bad Homburg teil. Archäologin war und ist mein Traumberuf. Die Authentizität und die Freude des Museumspädagogen im Saalburgmuseum an der Römischen Epoche führten dazu, dass ich mir maßgeblich die Begeisterung zur Wissensvermittlung zum Vorbild genommen habe. Während meines Studiums habe ich immer versucht, die wissenschaftliche Arbeit an der Universität und das Arbeiten bei Landesämtern „an der Basis“ mit der Wissensvermittlung in der Museumspädagogik und der Öffentlichkeitsarbeit zu verbinden. Genau diese Vielfältigkeit und Kompatibilität der verschiedenen Ansätze übte auf mich einen ganz besonderen Reiz aus, sodass ich jedem Nachwuchs-Historiker oder angehendem Archäologen nur empfehlen kann, verschiedene Arbeitsfelder und hier vor allem das Museum in seiner Vielfältigkeit für sich zu erkunden.
Seit 2007 arbeite ich für das Römisch-Germanische-Zentralmuseum und in der Zweigstelle, dem Museum für Antike Schifffahrt in Mainz. Neben den gängigen Themenführungen zur Römerzeit allgemein, der Römischen Schifffahrt und dem Frühmittelalter, begleite ich zudem auch die verschiedenen wissenschaftspädagogischen Formate, Familiensonntage und Sonderausstellungen. Zusätzlich wirke ich an Sonderveranstaltungen zum Internationalen Museumstag, der Mainzer Museumsnacht und Ferienaktivprogrammen mit. Da ich nun nach meinem Magisterabschluss promovieren möchte, schätze ich im Römisch-Germanischen-Zentralmuseum vor allem die enge Verknüpfung und Transparenz zwischen Forschung und Wissenschaftsvermittlung. Schließlich arbeiten wir nicht nur mit einem Forschungsgegenstand, sondern mit dem Menschen und seiner Alltagswelt, damals wie heute! (LR)

Berufliche Orientierung während des Studiums

Wer bereits während seiner Studienzeit als Vermittler/in in einem Museum tätig war, mag dies als willkommene Abwechslung zum Studienalltag in der Bibliothek gesehen haben. Durch Kollegen, die bereits langjährig in der Museumsvermittlung tätig waren, konnte dennoch ein Eindruck davon gewonnen werden, wie viel mehr doch hinter dem Vermittlungsdienst steckt als ein- bis

zweistündige Führungen oder die Betreuung von Werkstätten für Kindergruppen. Gegen Ende des Studiums – spätestens aber nach der Promotion – stellt sich dann die Frage, welche der bisher gewonnenen Erfahrungen auch zur Jobsuche zu verwenden sind. Nicht jeder ist für eine wissenschaftliche Karriere geboren, auch wenn die Ausbildung in den verschiedenen Altertumswissenschaften weitgehend darauf ausgerichtet ist. Es ist darum umso wichtiger, auch schon während des Studiums in anderen Bereichen Erfahrungen zu sammeln. Die vielfältige und abwechslungsreiche Arbeit in der Museumsvermittlung waren für mich letztendlich ausschlaggebend dafür, mich für diese Richtung zu entscheiden. Zusätzliche erfolgreiche Referenzen im Organisieren und Koordinieren von Tagungen, Exkursionen, Ausstellungen und Projekten helfen ebenfalls, denn in vielen Museen ist die Museumspädagogik eng mit der Öffentlichkeitsarbeit verbunden.

Dass es heutzutage immer wichtiger wird, die Altertumswissenschaften einem breiten Publikum zugänglich zu machen, ist ein großer Ansporn. Drohende Schließungen von Universitätsinstituten und Kürzungen von Stellen und Mitteln an den Landesämtern zeigen deutlich, dass die Berufe von Historikern und Archäologen nicht ausreichend in der Öffentlichkeit anerkannt werden, dass Errungenschaften für die Gesellschaft aus diesen Disziplinen heute kaum noch einen Stellenwert haben. So liegt es unter anderem an jungen Nachwuchswissenschaftlern, mit Elan und Begeisterung diesen vermittelnden Part zu übernehmen. Wir kennen uns mit neuen Medien aus und wissen, wie wir uns vernetzen können, um ein breiteres Publikum auf unsere Forschungen aufmerksam zu machen.

Tätigkeit im Bereich Museumspädagogik nach der Promotion

Hat man sich einmal entschieden, seinen Weg in der Museumsvermittlung zu machen, ist eine aufmerksame Beobachtung des kulturellen Geschehens in Stadt, Region und Land unumgänglich. Auch einige Erfahrungen in ausländischen Museen helfen dabei, den Blick zu erweitern. Auch wenn kein eigenes Studium der Museologie oder eines Studiengangs wie Museumsmanagement vorliegt, gibt es neben der Arbeit im Museum auch Literatur, um sich einen Überblick über dieses Feld zu verschaffen[2].

Ein weiterer Bonus ist, dass ich den Kontakt zur Wissenschaft nicht verliere. Auch wenn die Arbeit in Zukunft nicht an der Universität oder an Forschungsinstituten stattfindet, sollte man als Vermittler/in weiterhin auf Tagungen und zu Vorträgen gehen oder gar eigene wissenschaftliche Projekte verfolgen. Denn nichts ist spannender für die Besucher/innen eines Museums, als wenn der/die Vermittler/in auch von aktuellen oder eigenen Forschungen berichten und ihnen damit das

[2] Vgl. Flügel, K.: Einführung in die Museologie. Darmstadt 2005.

Gefühl geben kann, ein Stück weit daran Teil zu haben. Auch die Führung lockert es für beide Seiten, Vermittler/in und Besucher/innen, auf, wenn gelegentlich bestimmte Stücke oder Aspekte im Rundgang durch das Museum durch aktuelle Forschungsbeiträge angereichert werden.
Für mich hat es sich durchaus bewährt, auch etwas von meinem persönlichen Werdegang und meinen Erfahrungen aus der archäologischen Arbeit in die Führungen einfließen zu lassen. Damit wird sehr leicht die erwünschte Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit erreicht, denn auch nach den Führungen werde ich häufig auf meine weiteren Projekte angesprochen. Interessant ist es auch, wenn neue Techniken der Forschung oder der Einsatz neuer Medien in die Führungen mit einbezogen werden, da es den Besucher/innen zeigt, was alles in der Forschung erreicht werden kann, wenn nur die Mittel zur Verfügung stehen.
Natürlich ist es von Vorteil, wenn den Besucher/innen z.B. durch das Namensschild deutlich gemacht wird, dass man bereits einen Hochschulabschluss hat, vielleicht sogar die Promotion. Dann kommen die Fragen nach den eigenen Erfahrungswerten ganz von selbst. So ist es wichtig, dass man als junge/r Wissenschaftler/in zeigt, dass es sich durchaus lohnt, diesen Beruf zu ergreifen. Eine persönliche Identifizierung mit dem Museum macht deutlich, dass es für die kulturelle Landschaft enorm wichtig ist, dass solche Berufe weiter bestehen. (AK)

Lisa Rübeling studierte Vor- und Frühgeschichte im Haupt- sowie Erziehungswissenschaften und klassische Archäologie im Nebenfach im Studiengang Magister Artium. Zurzeit ist sie Promotionsstudentin der Vor- und Frühgeschichte mit dem Schwerpunkt „römische Landwirtschaft“. Seit 1999 ist sie in der Museumspädagogik des RGZM Mainz aktiv.

Dr. Anna Kieburg promovierte im Studiengang Archäologie zum Thema „römische Gastronomie“. Sie engagiert sich in der Museumspädagogik des RGZM Mainz.

Lizenzierung:

Dieser Artikel steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz.

Sie dürfen das Werk zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen:

Namensnennung — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.

Keine Bearbeitung — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Visionäre und Geschichtswissenschaften im ‚digitalen Zeitalter': Rückschau und kritischer Blick auf Gegenwart und Zukunft

Dominik Kasper und Max Grüntgens

Die neuen Medien[1], die Entwicklungen des Informationszeitalters, insbesondere die Entstehung des *World Wide Web* in der Mitte der 90er Jahre haben Veränderungen in Arbeitsweisen und Forschungen der Geisteswissenschaften bewirkt und neue Möglichkeiten eröffnet. Doch nicht immer wurde dieser Wandel von den einzelnen Fachwissenschaften positiv betrachtet, ebenso wenig konstruktiv diskutiert – methodische Einordnungen erwiesen sich als schwierig oder wurden gar nicht erst unternommen. Dieser ablehnenden Haltung standen allerdings eine Reihe von Pionierdenkern und Visionären gegenüber, die das gewaltige Potential der Informationstechnologien für die konstruktive Nutzung in den Humanwissenschaften bereits früh erkannt haben. Welche Chancen haben sie gesehen? Welche Entwicklungen lassen sich aufzeigen? Wo gilt es für uns heute Versäumnisse aufzuholen?

In diesem Beitrag[2] soll ein knapper Abriss der Geschichte des digitalen Wandels in der Geschichtswissenschaft[3] unter besonderer Berücksichtigung von visionären Einzelpersonen gegeben werden, deren Vorschläge und Anregungen entweder ihrer Zeit weit voraus waren und erst erheblich später eine konstruktive Rezeption erfuhren oder aber bis heute einer Umsetzung entbehren.[4] Dabei wird sich zeigen, dass spätestens seit den 1960er Jahren einzelne

[1] Als ‚Neue Medien' werden in diesem Beitrag technische Trägergeräte einerseits, und, mit diesen einhergehenden, ‚mediale Funktionen' andererseits bezeichnet. Die Bandbreite reicht von den in den 70er Jahren zur Verfügung stehenden Großrechnern in den Rechenzentren der Universitäten und ihrer ‚Besatzung' über die seit den 80er Jahren breite Verwendung findende elektronischen Post bis zur Symbiose des Berners-Lee'schen hypertextuellem World Wide Web und dem allgegenwärtigen Personal Computer Anfang der 90er Jahre. Neue Entwicklungen wie Tablet-PCs, Smartphones und ‚state-of-the-art' E-Reader u. ä. werden hierbei methodisch zur letztgenannten Gruppe gezählt, da bei diesen Geräten die Mittlerfunktion stärker betont wird als die Installationsebene. Zur generellen Diskussion des Medienbegriffes vergleiche die einschlägigen Publikationen von Stefan Münker, wie: Was ist ein Medium? Ein philosophischer Beitrag zu einer medientheoretischen Debatte, in: Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hrsg.): Was ist ein Medium? Frankfurt am Main 2008, S. 322–337.

[2] Das vorliegende Essay entstand auf der Grundlage eines Vortrages, der auf der studentischen Tagung Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen – Nachdenken über Visionen der Fachschaft Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, welche am 28.01.2012 stattfand, vorgetragen wurde. Siehe hierzu http://www.uni-mainz.de/FB/Geschichte/Fachschaft/502.php (Zugriff 19.04.2013).

[3] Wer an einer detaillierteren Ereignisgeschichte interessiert ist, dem seien Haber, Peter: Digital Past. Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter. München 2011, dessen Darstellung dieser Beitrag in vielen Punkten folgt, und der Aufsatz von Nelson, Lynn: Wie alles entstanden ist... Geschichtswissenschaften und Internet in den USA, in: Jenks, Stuart/Marra, Stephanie (Hrsg.): Internet-Handbuch Geschichte. Köln u. a. 2001, S. 1–22 empfohlen. Einen Überblick der Kontroversen und Diskussionen innerhalb des Großraums ‚Digital Humanities' bietet der Beitrag von Thaller, Manfred: Controversies around the Digital Humanities: An Agenda, in: HSR 37 (2012), Heft 3, S. 7–23, siehe im Detail auch die anderen Beiträge des Sonderhefts. Siehe zu Habers Positionen ebenfalls das Portfolio mit Podcasts und Links unter http://www.lisa.gerda-henkel-stiftung.de/content.php?nav_id=1807 (Zugriff 26.04.2013).

[4] Die hier vorgestellten Personen stellen lediglich eine Auswahl der vielen wichtigen Visionäre des (post-)digitalen Zeitalters dar. Die Ideen und Leistungen nicht genannter Denker und Wissenschaftler sollen keineswegs abgewertet werden, eine vollständige Liste müssen wir aber schuldig bleiben.

Geschichtswissenschaftler – der ablehnenden Haltung Ihrer Kollegen gegenüber den Methoden der elektronischen Datenverarbeitung zum Trotz – Entwicklungen antizipiert haben oder den Versuch unternahmen, eine notwendige Methodendiskussion der Geschichtswissenschaft zur Vorbereitung auf das digitalen Zeitalter anzustoßen. Abschließend möchten die Autoren ihre eigene Vision von einer kollaborativen, d. h. den Gegebenheiten der sozialen Medien des Web 2.0 angepassten, *Historical Workstation* vorstellen. Unter dieser Bezeichnung wurde bereits 1991 von Manfred Thaller ein Gemeinschaftsprojekt vorgestellt, federführend vom *Max-Planck-Instituts für Geschichte* in Göttingen umgesetzt, dass in vielerlei Hinsicht als visionär bezeichnet werden kann.[5] Leider gelang es dem System nicht, sich als festes Organon in der Geschichtswissenschaft zu etablieren, es wurde nur vereinzelt von Spezialisten und technisch Interessierten genutzt.[6] Gründe dafür mögen die Ängste und Hemmnisse der Fachwissenschaftler beim Einsatz von elektronischer Datenverarbeitung gewesen sein; aber insbesondere auch die fehlende Medienkompetenz der potentiellen Anwender und – keineswegs zuletzt – die nicht ausreichend erfolgte methodische Einordnung und Diskussion eines solchen Werkzeugs. Dennoch herrscht Einigkeit darüber, dass eine fachspezifische Arbeitsstation nichts an Attraktivität verloren hat.[7] Auch können die zentralen Elemente von Thallers Arbeitsumgebung *Historical Workstation*[8] als technisch notwendige Voraussetzungen für die am Ende dieses Beitrags formulierte Vision gelten.

Die Anfänge

Die Geschichte der ‚Digitalen Geschichte' lässt sich sehr grob mit dem Übergang der 50er zu den 60er Jahren beginnen. In diesem Zeitraum wurden die „raumfüllenden, weitgehend mechanisch [mit Lochkarten u.ä.] arbeitenden Großrechner" immer kleiner und es „nahmen umgekehrt reziprok dazu Leistungsfähigkeit und Speicherkapazität zu."[9] Ein Phänomen welches heutzutage – in den Zeiten von Tablet-PCs und Smartphones mit Leistungskapazitäten hunderter ‚antiker' Großrechner – aktueller ist denn je. Zusätzlich gab es einen weiteren wichtigen Impuls für die Nutzung von Computern – im Sinne von Rechenmaschinen – in Folge des „Aufkommen[s] von quantitativen Methoden [– also z. B. der automatischen Auswertung serieller oder formatierter Daten –] in der Mitte des 20. Jahrhunderts."[10], welche jedoch nie mehrheitsfähig wurde. Auch gab es erste

5 Thaller, Manfred: The Historical Workstation Project, in: Computers and the Humanities 25 (1991), S. 149–162.
6 Vgl. Haber, S. 21.
7 Vgl. Haber, S. 22.
8 Den Kern bildet eine Software mit um fachspezifische Komponenten erweiterbarer, relationaler Datenbank, die verschiedene Informationsstrukturen verarbeiten kann und Schnittstellen zum Import weitere Daten aus bestehen (Editions-)Systemen enthält, Interaktionen zwischen den einzelnen Applikationen erlaubt, sowie ein User-Interface mit statistischer Auswertungsmöglichkeit und Export-Publikationsfunktion bereitstellt,vgl. Thaller, Workstation, S. 151.
9 Haber, S. 14.
10 Haber, S. 14.

Andeutungen auf den späteren Schwerpunkt der Computernutzung in den Geschichtswissenschaften – die Textverarbeitung. Zu diesem Zeitpunkt noch in Form der automatischen Erstellung von Registern, Zitatverifizierung u. ä. In Osteuropa wurde zusätzlich die automatische Erschließung von Texten und Dokumentierung im Sinne heutiger OPACs auf der Basis von Lochkarten und mechanischen Rechensystemen diskutiert und propagiert.[11]

Einen ersten Vorschlag, die vorhandenen Vorhaben theoretisch und methodisch einzuordnen sowie institutionell zu binden und zu bündeln, äußerte der Historiker Carl August Lückenrath bereits 1968 in einem Aufsatz, veröffentlicht in einem der wichtigsten Publikationsorgane der Geschichtswissenschaft, der *Historischen Zeitschrift.*[12] In seinen *Prolegomena* zu einer neuen Methoden in der Geschichtswissenschaft stellt er zunächst fest:

> Die unübersichtliche Vielfalt disparater geisteswissenschaftlicher Methoden und das Fehlen einer übergreifenden Systematik erschweren allerdings einen reibungslosen Zugang zu Arbeitsweisen, die auf bündigen formal-logischen Gesetzmäßigkeiten gründen. […] Da [aber] die Geschichtswissenschaften ihren Zusammenhang, sei er stofflich, logisch oder prinzipiell, in der Gemeinsamkeit ihrer Problematik finden, ist es auch legitim, da sich grundsätzlich elektronische Datenverarbeitung und Geschichtswissenschaft miteinander vereinbaren lassen, daß auch die Historie an den Möglichkeiten der NNDV[13] partizipiert.[14]

Nach den Erfahrungen der letzten Jahre, welche die ‚digitale Geschichtswissenschaft' vor allem mit der XML[15]-basierten Texterfassung, -auszeichnung und -verarbeitung gemacht hat, kann dieser – zu Lückenraths Zeiten sicherlich noch gewagten – Behauptung zugestimmt werden, auch wenn es zu den zentralen Erkenntnissen der in diesem Feld arbeitenden Institutionen (wie beispielsweise der *Digitalen Akademie*[16] an der *Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz*) gehört, dass gerade bei historischer Grundlagenforschung in Form von digitalen Quelleneditionen für jedes Textkorpus spezifische Lösungen zu finden sind.[17]

---

11 Haber, S. 15.

12 Vgl. hier und zum Folgenden Haber, S. 13–15.

13 Nichtnumerische Datenverarbeitung, die im Gegensatz zur rein numerischen Datenverarbeitung mit mehr als nur Zahlen arbeitet.

14 Lückenrath, Carl August: Prolegomena zur elektronischen Datenverarbeitung im Bereich der Geschichtswissenschaft, in: HZ 207 (1968), S. 266.

15 Extensible Markup Lanuage. Siehe einführend http://de.selfhtml.org/xml/intro.htm (Zugriff 20.04.2013).

16 http://www.digitale-akademie.de/ (Zugriff 16.05.2013).

17 Einen Versuch, einheitliche, aber individuell anpassbare Auszeichnungs- und damit Texterfassungsmöglichkeiten zu liefern, stellt die XML-basierte Metasprache TEI der gleichnamigen Text Encoding Initiative bzw. des TEI-Konsortiums (http://www.tei-c.org/index.xml) dar. Die von der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen koordinierte Entwicklung der Anwendungssumgebung Textgrid ist hier ebenfalls zu nennen. Mit den Arbeitspakten Textgrid Laboratory (Produktion) und Textgrid Repository (Archivierung) solle die Tätigkeit der Texterschließung (im weitesten Sinne) und Sicherung weiter erleichtert werden.
Eine die materialen Grundlagen der historischen Arbeit reflektierende Einführung in die Grundgedanken und Grundlagen von Document Markup bietet: Ore, Espen S.: Document Markup – Why? How?, in HSR 37 (2012), Heft 3, S. 106–124, besonders 106–109. Im Verlauf des Artikels geht Ore zudem auf spezifische Markup-Unterschiede in Abhängigkeit vom vorliegenden Textkorpus ein und diskutiert den Nutzen von Auszeichnungsstandards.

Bis zum Erreichen der heutigen Standards waren zuvor allerdings noch einige technische Hürden zu nehmen: Als ein erster Erfolg erwies sich zunächst die Normierung und Standardisierung der 1969 entwickelten Metasprache GML *(Generalized Markup Language)* zu SGML *(Standard Generalized Markup Language),* dank der erfolgreichen Zusammenarbeit verschiedener Normungsorganisationen.[18] Die hohe Komplexität von SGML verhinderte jedoch einen breiten Durchbruch, der erst mit einer erneuten Weiterentwicklung durch Vereinfachung zu XML – was ebenfalls eine Metasprache zur Definition von Auszeichnungssprachen für Dokumente ist – Ende der 1990er Jahre gelang.[19] Für unterschiedlich arbeitende, aber XML-basierte, historische Digitalisierungsprojekte seien hier lediglich einige Beispiele und jeweils ein einschlägiger Literaturtitel genannt. Auf deren konkrete Vorgehensweise soll hier aber nicht eingegangen werden: DENQ *(Digitale Edition Neuzeitlicher Quellen)*[20], DIO *(Deutsche Inschriften Online)*[21], das VDU *(Virtuelles deutsche Urkundennetzwerk)*[22] und nicht zuletzt, die mit dem hauseigenen SADE *(Skalierbare Architektur für Digitale Edition)*[23] umgesetzten digitalen Editionen[24] der *Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*. Auch für das bereits seit 1978 vertriebene Textverarbeitungsprogramm TUSTEP *(TUebinger System von TextverarbeitungsProgrammen),* einem „Werkzeug zur wissenschaftlichen Bearbeitung von Textdaten (auch solchen in nicht-lateinischen Schriften), wie es vor allem in den Geisteswissenschaften benötigt wird“[25], steht seit Februar 2012 ein XML-Prototyp zur Verfügung.[26]

Zurück zu Lückenrath: Eine weitere zentrale Feststellung von ihm war zweifelsohne, dass „das Methodische [der Geschichtswissenschaft] durch den Einbezug der NNDV tangiert wird.“[27] Daher

---

18 Vgl. Jendryschik, Michael: Einführung in XHTML, CSS und Webdesign. Standardkonforme, moderne und barrierefreie Websites erstellen. München u. a., 2., aktualisierte und erweiterte Auflage 2009, S. 30.

19 Vgl. Jendryschik, S. 30f.

20 Vgl. Hörnschemeyer, Jörg: DENQ, in: Matheus, Michael/Wolf, Hubert (Hrsg.): Bleibt im Vatikanischen Geheimarchiv vieles zu geheim? Historische Grundlagenforschung in Mittelalter und Neuzeit. Rom 2009, S. 13–18. Online verfügbar unter http://www.romana-repertoria.net/fileadmin/user_upload/pdf-dateien/Online-Publikationen/Dresden_Histtag/Hist_Grundlagenforschung_Mittelalter_Neuzeit.pdf (Zugriff 16.05.2013).

21 Vgl. Schrade, Torsten: Epigraphik im digitalen Umfeld, in: Skriptum 1 (2011), Nr. 1, URN: urn:nbn:de:0289-2011051816 (Zugriff am 16.05.2013).

22 Vgl. Russell, Daniel/Rückert, Maria Magdalena: Virtuelles deutsches Urkundennetzwerk – virtual German chartersnetwork. A project joining archives and research, in: Aigner, Thomas (Hrsg.): Archive im Web – Erfahrungen, Herausforderungen, Visionen/Archives on the Web – Experiences, Challenges, Visions. St. Pölten 2011, 216–222.

23 Vgl. Arbeitsbericht 2008 [der Forschungsinitiative „The Electronic Life Of The Academy“ (TELOTA) an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften], 2. Die Digitalen Editionen, in: http://www.bbaw.de/telota/ressourcen/arbeitsbericht-2008/ (Letzter Zugriff am 04.04.2012), unpag.

24 http://www.bbaw.de/telota/projekte/digitale-editionen/digitale-editionen (Letzter Zugriff am 04.04.2012).

25 http://www.tustep.uni-tuebingen.de/ (Letzter Zugriff am 19.04.2013).

26 Vgl. zum Stand der Arbeiten an TXSTEP: http://www.tustep.uni-tuebingen.de/txstep_11.html (Letzter Zugriff am 04.04.2012). Download der aktuellen Version von Oktober 2012: http://www.tustep.uni-tuebingen.de/down/txstep_1210/ (Letzter Zugriff am 08.04.2013).

27 Lückenrath, S. 269.

hielt er es für unabdingbar, der maschinellen Bearbeitung von historischen Materialien eine adäquate Theorie vorzuschalten, „welche

1. Vertrautheit mit der Arbeitsweise einer elektronischen Rechenanlage[28]
2. eine dieser [(der Theorie)] adaptierten Materialaufbereitung[29] (Formalisierung) und
3. präzise determinierte Vorstellungen über die zu ermittelnden Endresultate

involviert."[30]

Lückenraths eigentliche (Haupt-)Vision findet sich jedoch in den Schlussüberlegungen seines Plädoyers für den Einsatz der EDV in den verschiedenen historischen Hilfswissenschaften:

> NNVD – Eine neue historische Hilfswissenschaft? Es mag für den ersten Augenblick befremdlich klingen, eine solche Frage im Ernst aufzuwerfen, doch unter der Voraussetzung einer angemessenen Differenzierung ist diese Frage positiv zu beantworten. […] Das Spezifikum einer sogenannten historischen ‚Hilfswissenschaft' (besser: Grundwissenschaft) liegt natürlich auch zum Teil darin, daß Quellenmaterial mit den Methoden der jeweiligen Hilfsdisziplin aufbereitet wird, aber sie hat auch durchaus einen Wert in sich, weil sie im Rahmen ihres Interessenhorizontes zu bündigen Aussagen in Form von monographischen Darstellungen gelangen kann, ihr eignet also eine Art szientifischer Autarkie.[31]

Mit der Entstehung des interdisziplinären Fachs *Digital Humanities* und der Einrichtung von gleichnamigen Studiengängen an einigen Universitäten im deutschsprachigen Raum[32] wird deutlich, dass sich die Wissenschaft von der Anwendung „computergestützte[r] Verfahren und d[er] systematische[n] Verwendung von digitalen Ressourcen in den Geistes- und Kulturwissenschaften"[33] keineswegs nur als Hilfs- oder Grundwissenschaft versteht, sondern ein hohes Maß an „szientifischer Autarkie" aufweist. Insofern gilt es zu fragen, ob eine von den *Digital Humanities* abgeleitete, historische Hilfswissenschaft *Digital History* nicht nach wie vor sinnvoll wäre. Bisher jedenfalls schaffte es die Vision einer institutionellen Grundlage im Sinne einer Einbindung in die Lehre und einer daraus erwachsenden, prosperierenden Anwendung, Diskussion und Adaption vorerst nicht aus einer vagen Potentialität herauszutreten.

---

28 Die Forderung nach Medienkompetenz für Historiker scheint also alles andere als neu.

29 Eine anpassungsfähige Materialaufbereitung ist heute dank XML bzw. TEI gewährleistet.

30 Lückenrath, S. 272.

31 Lückenrath, S. 292.

32 So bieten inzwischen fünfzehn Universitäten im deutschsprachigen Raum Studiengänge im Bereich der digitalen Geisteswissenschaften an, siehe: http://www.dig-hum.de/studienstandorte (Zugriff am 19.04.2013).

33 Soweit die Fachdefinition aus der Wikipedia, http://de.wikipedia.org/wiki/Digital_Humanities (Zugriff am 28.03.2012). Dass sich die junge Wissenschaft noch in der Konsolidierungsphase befindet, zeigt die Gegenstandbeschreibung in der Studienfachübersicht auf der Website der Universität Würzburg: „Die genaue inhaltliche Ausrichtung des computerphilologischen Fachs Digital Humanities an der Universität Würzburg steht zum aktuellen Zeitpunkt noch nicht bis ins letzte Detail fest.", http://www.uni-wuerzburg.de/?id=87781#c130349 (Zugriff am 18.04.2013).

Spezialistenmangel – oder die Suche nach den digitalen Geisteswissenschaftlern

Abgesehen von Lückenraths Vorstoß kann aber keine Rede davon sein, dass die Nutzung der ‚Rechenmaschinen' das Ziel gehabt hätte, einen methodischen Wechsel oder eine neue Sichtweise auf historische Materialien und Arbeitsweisen zu provozieren. Sie konnte eine solche Diskussion auf Grund der mangelnden Verfügbarkeit über die Technologie im Sinne einer ‚Medienkompetenz' unter Historikern, der Abhängigkeit von IT-lern und der allgemeinen Ausrichtung der Rechenzentren auf die Naturwissenschaften wohl auch gar nicht anregen. Stattdessen wurden bewährte Methoden und Anwendungsgebiete gesucht, welche sich ohne großen (methodischen) Aufwand adaptieren ließen, um eine – allerdings schon von Zeitgenossen in ihrer Nachwirkung diskutierte – „Arbeitsrationalisierung durch die elektronische Datenverarbeitung"[34] zu erzielen. Das größte Problem, welches einer tiefergehenden Etablierung und einer fruchtbaren Auseinandersetzung mit der neuen Technologie im Wege stand, war die Schwierigkeit „die Bedürfnisse der Historiker mit den Möglichkeiten der Techniker zu koordinieren"[35]. Ein Unterfangen, welches durch die „hierarchische Struktur einer Universität"[36] noch zusätzlich verkompliziert wurde, so dass sich mit Manfred Thaller feststellen lässt, dass „der Erfolg der Projekte von der Zusammenarbeit mit einem EDV-Spezialisten abhing"[37] „[‚der] oft wichtiger war als die wissenschaftlichen Mitarbeiter[,] [...] dessen akademisches Prestige [jedoch] gering [war]."[38]
Eine an die genannte Problematik anschließende, neuere Entwicklung der 10er Jahre des 21. Jahrhunderts ist eine immer deutlicher werdende Konstituierung eines neuen Berufsbilds: Das des ‚digitalen Mediators'. Der ‚digitale Mediator' ist sowohl mit den Arbeitsgebieten und Methoden der Geistes- und Kulturwissenschaften als auch denen der Informatik bestens vertraut und schließt somit die vor allem auf kommunikativer Ebene evidente Lücke zwischen Geisteswissenschaftlern und Programmierern. Diese Vorstellung liegt auch der Einführung der Studiengänge der *Digital Humanities* an zahlreichen Universitäten zugrunde.[39]
Ein weiterer Impuls zur Integration der neuen Technologien in die Geschichtswissenschaften entstand, als fertige Programmpakete und in den 80er Jahren die ersten ‚Personal Computer' aufkamen. Die bessere Verfügbarkeit und vor allem die allgemeine ‚Autonomie' in der Nutzung,

34 Haber, S. 12 und 25–26; vgl. auch Lückenrath, passim.
35 Haber, S. 16.
36 Haber, S. 16.
37 Haber, S. 16.
38 Thaller, Manfred: Warum brauchen die Geschichtswissenschaften fachspezifische datentechnische Lösungen? Das Beispiel kontextsensitiver Datenbanken, in: Thaller, Manfred/Müller, Albert (Hrsg.): Computer in den Geisteswissenschaften. Konzepte und Berichte. (Studien zur historischen Sozialwissenschaft 7) Frankfurt am Main 1989 , S. 237–264.
39 Zu einer Periodisierung der Geschichte der ‚Digital Humanities', siehe: Thaller, Controversies, S. 14f.

auch in Folge des Aufkommens der auf Historiker und ihre Fragestellungen zugeschnittenen Datenbanken und Workstations, führten zu einer – im Verhältnis – weitergehenden Auseinandersetzung mit und Adaption von Computern. Auch die Grundlagen der digitalen Textverarbeitung, welche in der Folge eine unterschiedlich ausgeprägte wie genutzte Emanzipation vom Druckerei- und Verlagswesen mit sich brachten, lassen sich in dieser Zeit finden. Eine Hürde war jedoch immer noch – und sollte es auch weiterhin bleiben – die fehlende bzw. mangelhaft umgesetzte Integration der neuen Technologien in eine allgemeine Methodendiskussion, welche die gesamte oder zumindest den größten Teil der Geschichtswissenschaft umfasst hätte, sowie die mangelhafte Einbindung in die historische Ausbildung. Der ‚PC' „versinnbildlichte die moderne ‚Schreibmaschine'. [...] [D]ie EDV-Kenntnisse [blieben][...] punktuell und wenig fundiert."[40] Lediglich die Einschreibung des ‚PC' in die „kulturelle Traditionslinie des Buchdruckes"[41], welches es auch dem konservativen Teil der Historiker gestattete, unter dem Aspekt der Arbeitsrationalisierung und der Vermeidung jeglicher Methodendiskussion die neue Technologie ‚autonom' zu nutzen, machte die Nutzung des ‚PC' für viele möglich. So kam es wieder entscheidend auf die Eigeninitiative technophiler und (progressiver) Historiker an.[42]

Die Kommunikation wird ‚digital' – die Diskussion bleibt ‚analog'

Wie viele ‚Medienrevolutionen' hatte es auch das Internet in der Historikerzunft schwer. Die Vision hinter dem Internet lässt sich bis auf den Sputnik-Schock 1957 zurückführen, als unter der Ägide der *Advanced Research Projects Agency* (ARPA) das ARPANET[43] – ein wabenförmiges, dezentrales Computer-Netzwerk mit paketorientierter Datenübertragung – und seine Desiderate entwickelt wurden. Auch wenn in der Grundkonzeption des ARPA-Net schon Aspekte des modernen Internetgebrauchs, wie der Dateiaustausch mittels des *File Transfer Protocols* (FTP), enthalten und forciert waren; sollte es doch eine ‚invisio' – eine Nicht-Vision – sein, die zur „killer application"[44] avancierte und dem Netz zum Durchbruch sowie der Historie zu einer ganz eigenen, wenn auch nicht völlig neuen Vision verhalf: Die elektronische Post oder E-Mail. Ging man 1967 in der Konzeption des Netzes noch von der Maxime aus, der simple Austausch von Nachrichten – also die einfache zwischenmenschliche Kommunikation, mancher würde sagen eine anthropologische Grundkonstante – sei „not an important motivation for a network of scientific computers."[45],

40 Haber, S. 25.
41 Haber, S. 25.
42 Vgl. Haber S. 16–17 und 25.
43 Ausführliche zu Sputnik-Schock und ARPA-Net, vgl. Haber, S. 26–35.
44 Haber, S. 29.
45 Robert, Lawrence G.: Multiple Computer Networks and Intercomputer Communications, in: http://www.packet.cc/files/multi-net-inter-comm.html, Juni 1967 (Zugriff am 28.03.2012), unpag., siehe 2. Punkt.

überstieg schon 1971 das Datenvolumen des E-Mail-Verkehrs alle anderen Volumina des weiteren Datentransfers.[46]

Die Schnelligkeit, Einfachheit und Nachvollziehbarkeit auch fremder Korrespondenz positionierte die E-Mail „an der Schnittstelle oraler und literaler Kommunikationstraditionen.“[47] Die dieser quasi hybriden Kommunikationsform inhärente Dynamik gebar in Form der wissenschaftlichen *Mailinglisten* die Vision der Renaissance einer ‚Republic of Letters‘.[48] Erwähnt sei hier auch die aus den 1980er Jahren stammende Mailingliste HISTORY@FINNHUTC, die parallel auch FTP-Server betrieb. Die interdisziplinär ausgerichtete BITNET-Liste befasste sich mit der Thematik Computer und Geschichte und diente als Grundlage für viele weitere Diskussionslisten.[49] Realität gewann die Vision seit 1992 aber besonders in Form des Mailinglistennetzwerks H-Net, zu deren Zielen unter anderem auch „die Vermittlung von Medienkompetenz“[50] wie die Übernahme einer Mediatorenrolle zwischen Informationstechnologie und Geisteswissenschaften gehörte. Die hochgesteckten Ziele von damals klingen noch heute vorausschauend und sind denjenigen, welche hinter der Vision *Skriptum*[51] stehen, mehr als ähnlich, auch wenn diese zusätzlich den Bereich der Geschichtsdidaktik integriert und die weitere Öffnung der akademischen Historie in Richtung Schule und Öffentlichkeit fordert. Die Fruktifikation des H-Net lässt sich mit den Worten des Visionärs und Gründers Richard Jensen wie folgt zusammenfassen:

> The lists have these people talking to one another, and discovering that they too are part of the “Republic of Letters,” that their ideas count [...]. In a word, H-Net has sharply increased the quantity, quality and diversity of communications among historians, especially those who otherwise would be remote from the centers of scholarly activity. […] H-Net has helped to bring a renewed sense of direction and scholarly community to humanists across the world. In an era in which scholarly communities seem to be breaking up into tiny hyperspecialties, H-Net is helping to reverse this trend and rebuild the republic of letters as an interactive, thriving, intellectually exciting place.[52]

Unter dem Akronym H-Soz-u-Kult *(Humanities. Sozial- und Kulturgeschichte)* wurde 1996 die erste und immer noch aktuelle deutschsprachige Liste aus der Taufe gehoben.[53] Inhalte der Listen waren neben Rezensionen und Diskussionen zu aktuellen Themen ein Großteil ‚Graue Literatur‘, welche somit einen erheblich größeren Rezipientenkreis gewinnen konnte. Die dort geführte

---

46 Siehe Haber, S. 29.
47 Haber, S. 35.
48 Hierzu im Detail Haber, S. 35–42.
49 Vgl. Nelson, S. 10 und Haber, S. 34f.
50 Haber, S. 36.
51 Skriptum ist eine studentische Onlinezeitschrift für Geschichte und Geschichtsdidaktik die seit Mai 2011 an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz herausgegeben wird. (http://www.skriptum-geschichte.de).
52 Jensen, Richard: „Internet’s Republic of Letters: H-Net for Scholars“. A discussion of H-Net and its origins from the perspective of the founder. 1997. (Stand 21.01.2007, siehe Literaturverzeichnis).
53 Einen guten Überblick liefert: Hohls, Rüdiger: H-Soz-u-Kult: Kommunikation und Fachinformation für die Geschichtswissenschaften, in: HSR 29 (2004), Nr. 1, S. 212–232.

Methodendiskussion beschränkte sich aber auf „die methodischen Richtungen der Geschichtswissenschaft“[54], wie Wirtschaftsgeschichte, Ideengeschichte, Gender History etc. Auch wenn das Ziel betont wurde „die Akzeptanz des Mediums Internet innerhalb der deutschen bzw. deutschsprachigen Geisteswissenschaften zu erhöhen“[55], ließ die längst überfällige Diskussion und Reflexion bereits in der Praxis angewandter digitaler Arbeitstechniken und der Bereitstellung von historischen Fachinformationen mit den neuen Medien noch bis zur ersten *.hist*-Tagung 2003 auf sich warten.[56] Erst im letzten Jahr wurden dann unter dem Titel *.hist2011 – Geschichte im digitalen Wandel* „die Veränderungen der Arbeitspraktiken und historischen Methoden vor dem Hintergrund des digitalen Wandels“ in den Mittelpunkt einer historischen Fachtagung gestellt.[57]

Gemeinsames Akkumulieren, Synthetisieren und Publizieren – die Vision einer ultimativen, kollaborativen Workstation

Neben den etablierten Kommunikationsformen wirkte sich die ‚Digitalisierung‘ auch auf die Bibliotheken und Archive aus.[58] Zettelkataloge und Archivbestände wurden und werden retrodigitalisiert, *Online Public Access Catalogs* (OPACs) und Verbundkataloge etablierten sich und ermöglichten mittels vorher mit Metadaten versehener Datenbankeinträge und später im Zuge von Volldigitalisaten und Online-Editionsreihen sowie der Zunahme der ‚Digital Born‘-Publikationen neuartige Suchanfragen. „Die digitalen Kataloge befreiten den Benutzer von der Notwendigkeit, sich bei seinen Recherchen einer vorgegebenen [...] seinem Thema nicht adäquater Ordnung zu bedienen.“[59] Doch der heutige Stand wurde erst möglich gemacht, als Ende 1980er Jahre der CERN-Physiker Tim Berners-Lee eine dringend erforderliche Entwicklung erkannte: Die Dezentralisierung von Kommunikation und Dokumentation. Angesichts der zahlreichen verschiedenen und leider oft schnittstellenlosen Systeme, die überall auf der Welt als Kommunikationsmittel Verwendung fanden, entschied er „eine gemeinsame Basis für die Kommunikation zu schaffen, während jedes System seine Eigenschaften behalten kann.“[60] Er begann 1990 mit der Entwicklung der dafür essentiellen Komponenten: Das *Hypertext Transfer*

54 Hohls, Rüdiger/Helmberger Peter: H-Soz-u-Kult: Eine Bilanz nach drei Jahren, in: HSR 24 (1999), Nr. 3, S. 9.
55 Hohl, S. 9.
56 Vgl. Aigner, Thomas: Tagungsbericht .hist 2003: Geschichte und neue Medien – Eindrücke eines Archivars. 09.04.2003-11.04.2003, Berlin, in: H-Soz-u-Kult, 19.07.2003, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=262 (Letzter Zugriff am 29.03.2012).
57 http://www2.hu-berlin.de/historisches-forschungsnetz/tagung/. Die Website stellt zur weiteren Information verschiedenen Tagungsberichte (http://www2.hu-berlin.de/historisches-forschungsnetz/tagung/index.php?conference=hist2011&schedConf=hist11&page=schedConf&op=program) und Pressereaktionen (http://www2.hu-berlin.de/historisches-forschungsnetz/tagung/index.php?conference=hist2011&schedConf=index&page=pages&op=view&path[]=Presse) bereit (Letzte Zugriffe jeweils am 16.05.2013).
58 Hierzu detailierter Haber, S. 42–45.
59 Haber, S. 43.
60 Jendryschik, S. 40.

Protocol (HTTP) zur Kommunikation der Computer über das Internet, das *Universal (später Uniform) Resource Identifier*-Schema (URI) zur Adressierung von Dokumenten und anderen Ressourcen und schließlich die *Hypertext Markup Language* (HTML) zur Auszeichnung von Text und Hypertextverknüpfungen.[61] Dies war die Geburtsstunde des *World Wide Web* – anders ausgedrückt: das Web wie wir es heute kennen und nutzen. Die von ihm geschaffenen Grundlagen ermöglichen eine beliebige Verknüpfung unterschiedlichster digitaler und multimedialer Inhalte. Welche Erkenntnisse sich aus der Erforschung dieser – in vielfacher Hinsicht kollaborativ vorgenommenen – Verknüpfungen noch ziehen lassen, ist bisher kaum abzuschätzen.[62]

Die erste genuin geschichtswissenschaftliche Website entstand übrigens auf Anstoß von Berners-Lee. Nachdem er 1993 den Netzressourcenverzeichner Arthur Secret über den Zusammenschluss zahlreicher Informationsserver zum Netzwerk HNSOURCE in Kenntnis gesetzt hatte, veranlasste dieser den Betreiber des HN-Servers, den amerikanischen Mediävisten Lynn Nelson, sein Verzeichnis von Netzwerkressourcen in eine Website zu verwandeln. Am 21. September 1993 ging die Basiswebsite der heute noch existenten *WWW-VL History*[63] (Virtual Library History oder History Central Catalogue) online.[64]

Neben den Verzeichnissen von Webressourcen für Historiker begannen auch die Bestände in Bibliotheken und das in Archiven[65] akkumulierte Wissen sich langsam aber sicher ganz neuen Forschungsansätzen, Zugängen und Verknüpfungen und außerdem auch einer fachfremden und sogar außerakademischen Öffentlichkeit zu öffnen; der Zugriff auf Literatur und damit einhergehend der Horizont weitete sich und (nicht ganz) neue Visionen feierten ihre Wiederauferstehung in den Köpfen. Ideen aus den frühen Hochphasen der Technisierung der 30er sowie der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, welche natürlich bewusst wie unbewusst auf Konzeptionen früherer Zeiten wie der *Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*[66] rekurrierten, wurden – oftmals unbewusst – revitalisiert. Stichworte, die für grundlegende Konzeptionen stehen, sind Vannavar Bushs *Memex* und Theodor Holm Nelsons

---

61 Jendryschik, S. 41.

62 So macht die von Markus Krajewski entwickelte Software synapsen, ein hypertextueller Zettelkasten, der Schlagworte automatisch vernetzen kann, deutlich, wie sich mit Hilfe von hypertextuellen Verbindungen bisher übersehene oder nicht bedachte Zusammenhänge in der eigenen Literatursammlung, den Notizen, Gedanken oder Forschungen erkennen lassen, siehe dazu: http://www.verzetteln.de/synapsen/ (Letzter Zugriff 16.05.2013).

63 http://vlib.org/vlhist/index (Zugriff 16.05.2013).

64 Vgl. Nelson, S. 18f., zur Entstehung von HNSOURCE, Nelson, S. 16.

65 Zu einer tiefer gehenden, interessanten Diskussion der Archive im Licht der neuen Technologien sowie dem im Folgenden besprochenen, siehe Haber, S. 47–69.

66 Diese zwischen 1751 und 1780 von Diderot und d'Alembert herausgegebene Enzyklopädie gilt als eines der Hauptwerke der Aufklärung und „verfolgte das Ziel, ein verständliches Wissenskompendium für eine breite Öffentlichkeit zu erstellen. Dieses sollte das gesamte Wissen der zeitgenössischen Wissenschaft und Forschung beinhalten.", Spindler, Ulrike: 2. Die Enzyklopädisten – Die Gruppe um Diderot und d'Alembert. Aus: Madame de Pompadour,Die Encyclopédie, in: historicum.net, URL: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/2924/ (Zugriff am 16.05.2013), unpag.

Hypertext-Bibliothek *Xanadu*, welche eine geistige Abstammungslinie mit Berners-Lees *World Wide Web* verbindet.[67]

Bush nahm mit seiner Vision der Maschine *Memex* grundlegende Hoffnungen, die an das heutige Internet gestellt werden und heute so möglich wie niemals sonst erscheinen, vorweg, indem er „ein Gerät konstruieren [wollte], in dem ein Mensch alle seine Bücher, Notizen und seine gesamte Kommunikation speichern und mechanisiert abrufen kann.“[68]

> Wholly new forms of encyclopedias will appear, ready made with a mesh of associative trails running through them, ready to be dropped into the memex and there amplified. The lawyer has at his touch the associated opinions and decisions of his whole experience, and of the experience of friends and authorities. The patent attorney has on call the millions of issued patents, with familiar trails to every point of his client‘s interest. [...] The historian, with a vast chronological account of a people, parallels it with a skip trail which stops only on the salient (=hervorstechenden) items, and can follow at any time contemporary trails which lead him all over civilization at a particular epoch. There is a new profession of trail blazers (=Wegbereiter), those who find delight in the task of establishing useful trails through the enormous mass of the common record.[69]

Bushs Vision ist somit nicht unmittelbar in der Konstruktion einer Maschine zu sehen, sondern tritt erst in der Konzeption des Umgangs mit und des Sinns einer solchen Maschine zutage. Die Diskussion und Eruierung des Praxisbezugs, die Vorwegnahme hypertextueller Strukturen und Metadatisierung im großen Stil sowie unmittelbarer Zugriffsmöglichkeiten auf Medien jeglicher Form, kurz die Vorwegnahme einer uns heute so vertraut wirkenden Vision einer ultimativen internetbasierten sowie kollaborativen, historischen Workstation, macht Bushs Denken so interessant und hält uns gleichzeitig einen konzeptuellen Spiegel vor, an dem wir unsere eigenen Visionen und Entwicklungen messen können.

Fragen stellen sich, die zu neuen Visionen führen: Wer sollen die „trail blazers“ sein, welche die unüberschaubaren Datenmengen durchwühlen, Metadaten anbringen, Dokumente *taggen*, Pfade anlegen? Eine Vision drängt sich auf:

- Studierende erarbeiten als HiWis in Fachbereichen oder in Seminaren diese neuen Pfade.
- Mittels *collaborative tagging* werden Schlagworte aus einer dynamisch erweiterbaren Liste an frei zugängliche, z. B. im Fachbereich entstandene ‚Digital-Born‘-Publikationen vergeben.

---

67 Vgl. Haber S. 67f.

68 Haber, S. 65.

69 Bush, Vannevar: As we may think, in: The Atlantic Monthly, Juli 1945, http://www.theatlantic.com/magazine/archive/1945/07/as-we-may-think/3881/ (Letzter Zugriff am 16.05.2013), unpag. Kapitel 8. Unterstreichungen nicht im Original.

- In Zusammenarbeit mit Archiven digitalisieren Studierende in Praxissemestern Archivmaterial, zeichnen aus, verknüpfen es mit online einsehbaren (sekundären) Volltexten.[70]
- Damit trainieren sie grundlegende Kompetenzen der Quellen- und Literaturkritik, denn nur derjenige kann die Dokumente gewinnbringend auszeichnen, der sie objektiv, kritisch und unter mehrdimensionalem Blickwinkel betrachtet und Bezüge setzt.
- Studierende wie Fachwissenschaftler haben über universitäre Arbeitsplätze mit Software und Bibliotheken (XML-Editoren, jQuery, Cloud Applications, …) Schreibzugriff auf diese sich stetig dynamisch erweiternde und anpassende Mischung aus Archiv und Bibliothek,[71]
- über modulare *Extensions* lassen sich Wörterbücher (bspw. in den Browser) hinzuladen, über offene Schnittstellen werden Daten im- oder exportiert,
- Markierungen in Texten, Anmerkungen und Ideen werden an Datenobjekte gehängt und mit Freunden, dem Seminar oder der ganzen Universität geteilt; verschiedene Arten und Gattungen von Metadaten können ab- und zugeschaltet werden.

Das Netz der Beziehungen der Texte zueinander sowie der Menschen zu den Texten wird also mit jedem Mausklick, mit jedem Nutzer intensiver verwoben und ist doch über allgemeine und intuitive Abfragen einfach durchsuchbar[72]: Ein *Docuverse* im Sinne Bushs, Nelsons und Berners-Lees, eine dynamische „Materialisierung des höchstmöglichen Aggregatzustandes von Wissen“[73] entsteht. Diese Visionäre haben erkannt und pointiert dargestellt, dass es weniger um alleinige Bereitstellung möglichst großer Datenmengen geht, sondern etwas anderes wichtig ist, ein Fakt, welches uns als

[70] Dagegen Schmidt, Desmond: The Role of Markup in the Digital Humanities, in HSR 37 (2012), Heft 3, S. 136: „Only through automation can the increasing demands of an ever-growing web community to have access to our textual cultural heritage be met.“

[71] Generell gilt es dabei das ‚Simplizitätsargument‘ von van Zundert, Joris: If You Build It, Will We Come? Large Scale Digital Infrastructure as a Dead End for Digital Humanities, in: HSR 37 (2012), Heft 3, S. 184 zu berücksichtigen: „The wish for digital infrastructure in itself is well motivated, for of course digital humanities needs a sand box and building ground. However, these infrastructures should indeed be the simplest thing that could possibly work. That infrastructure is actually already out there and is called the internet.“ Ein Beispiel für eine in diesem Zusammenhang zu nennende Anwendung wäre das „Forschungsnetzwerk und Datenbanksystem (FuD)“: „Das Softwaresystem FuD ist als integrierte Arbeits-, Publikations- und Informationsplattform für die Geisteswissenschaften konzipiert. Es unterstützt die Zusammenarbeit in räumlich verteilten Arbeitsgruppen während der verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses von der Inventarisierung und Erfassung der Primärdaten über ihre Erschließung und Analyse bis hin zur Ergebnispublikation und Datenarchivierung.“ (Siehe http://fud.uni-trier.de/index.php?site_id=101 Zugriff 16.05.2013)

[72] Zur Optimierung von Kommunikations- und Interaktionsprozessen zwischen Mensch und Computer ist im letzten Jahrzehnt die Idee des Semantic Web entstanden. Das Konzept sieht vor „[a]ll die in menschlicher Sprache ausgedrückten Informationen im Internet [...] mit einer eindeutigen Beschreibung ihrer Bedeutung (Semantik) [zu] versehen [...], die auch von Computern ‚verstanden‘ oder zumindest verarbeitet werden kann.“ http://de.wikipedia.org/wiki/Semantisches_Web [=oldid=115303252] (Letzter Zugriff am 16.05.2013). Der Wikipediaartikel bietet auch eine umfassende Literaturliste der Publikation zu diesem Thema. Werkstattberichte zum Einsatz von Semantic Web-Technologien in geschichtswissenschaftlichen Projekten sind hier zu finden: http://www2.hu-berlin.de/historisches-forschungsnetz/tagung/index.php?conference=hist2011&schedConf=hist11&page=schedConf&op=program (Letzter Zugriff am 04.04.2012)

[73] Haber, S. 69.

Historikern mehr als bewusst sein sollte. Es geht um das tägliche Brot des Historikers: Das In-Bezug-Setzen, die Verknüpfung und Exegese wie Interpretation von Daten und damit um die möglichst multidimensionale Konstruktion von Wissen.

Die soeben knapp skizzierte Vision einer ultimativen historischen Workstation stellt jedoch tiefgreifende Herausforderungen an die Historikerzunft: Neben einem erforderlichen grundlegenden gesellschaftlichen Umdenken im Hinblick auf Sinn und Nutzen der Geisteswissenschaften und damit einhergehend einer neuen Form der öffentlichen Subvention, würde die oben skizzierte dezentrale Arbeitsweise, mit der Einbeziehung des ‚akademischen Fußvolkes' und der zu erwartenden Diversität die etablierten universitären Hierarchien durchbrechen.[74] Ein Trend, der wohl nicht mehr aufzuhalten ist. Ein Blick auf die Entwicklungen im digitalen Publikationswesen macht dies deutlich: Noch vor wenigen Jahren war es für junge Nachwuchswissenschaftler mit erheblich größeren Schwierigkeiten verbunden ihre ersten wissenschaftlichen Arbeiten zu publizieren. Die Chance zu erhalten, ihre Forschungen in tatsächlich rezipierten – also renommierten – Publikationsorganen veröffentlichen zu können, galt als Privileg. Aber sollte das Mitteilen von Forschungsergebnissen in wahrnehmbarer Form wirklich nur wenigen, privilegierten offen stehen? Dank der Genese von Online-Zeitschriften und Rezensionsportalen wie *recensio.net* oder Wissenschaftsblogsystemen wie *hypotheses.org*[75] können nicht nur schnell Erkenntnisse und (sich entwickelnde) Forschungsergebnisse einem breiten Rezipientenkreis mitgeteilt werden; es wurden auch Hürden, Hindernisse und systemimmanente Wahrnehmungsbeschränkungen abgebaut. Auch wenn diese neuen Publikationsformen kontrovers diskutiert werden, ist es doch nur noch eine Frage der Zeit, bis die letzten Skeptiker erkannt haben werden, dass die Vorteile die Nachteilen überwiegen und das E-Publishing einen wichtigen Grundpfeiler der jüngeren Wissenschaftlergeneration darstellt.[76]

---

[74] Siehe in diesem Zusammenhang auch die Ausführungen zur Einbindung ‚studentischen Publizierens' in den vorhandenen Wissenschaftsbetrieb bei Hofmann, Andreas C.: Wissenschaftstheorie, Wissenschaftspolitik und die Gründung eines "Instituts für Studentisches Publizieren" – einige Überlegungen, in: L.I.S.A. – Das Wissenschaftsportal der Gerda Henkel Stiftung, URL: http://www.lisa.gerda-henkel-stiftung.de/content.php?nav_id=4142 (Zugriff 16.05.2013): „Studentisches Publizieren sollte sich auch keinesfalls als eine Konkurrenz zur konventionellen Wissenschaft, sondern vielmehr als eine Ergänzung sehen — eine Ergänzung, welche die Einheit von Lehre und Forschung propagiert und hierbei akademisches Lernen als eine Vorstufe zu künftiger wissenschaftlicher Arbeit versteht."

[75] Der deutschsprachige Zweig des genuin französischen Wissenschaftsblogportals startete Anfang März, vgl: Müller, Michael: de.hypotheses.org – Interview mit Initiatorin Mareike König zum neuen Portal für geisteswissenschaftliche Blogs, 14.03.2012, in: http://blog.culture-to-go.com/2012/03/14/de-hypotheses-org-interview-mit-initiatorin-mareike-koenig-zum-neuen-portal-fuer-geisteswissenschaftliche-blogs/ (Letzter Zugriff 16.05.2013) und Chatzoudis, Georgios: „Die Szene hat auf ein solches Portal gewartet" – Interview mit Dr. Mareike König, in: L.I.S.A. – Das Wissenschaftsportal der Gerda Henkel Stiftung, URL: http://www.lisa.gerda-henkel-stiftung.de/content.php?nav_id=4287 (Zugriff 23.04.2013).

[76] Siehe hierzu auch Wenke Richters Beitrag unter http://blog.buchmesse.de/2011/09/28/liebe-fachverlage-passt-auf/ (Zugriffe 16.05.2013).

Auf dem Gebiet der Medienkompetenz wären ebenfalls Grundlagen zu schaffen jenseits von E-Mail-Verkehr und OPAC-Suche: Hier müssten den angehenden Historikern fundamentale Grundlagen der Online-Informationsverarbeitung vermittelt werden. Publikationsstrukturen und wissenschaftliches Verlagswesen müssten neu durchdacht, ergänzt, das wissenschaftliche Publikationswesen stärker in untereinander vernetzt kollaborierende Fachbereiche, Einzelpersonen, Akademien und Universitäten eingebunden werden und zwar jenseits von E-Doc-Servern mit restriktiver Publikationsagenda; so wäre an ‚Staatslizenzen' für Publikationen zu denken, welche eine gleichzeitige subventionierte Erhaltung von Verlagstätigkeit und freie Zugänglichkeit der Publikationen ermöglichen würden sowie eine verstärkt institutionalisiert anerkannte und geförderte Publikationstätigkeit junger – auch studentischer – Wissenschaftlergenerationen.[77]

Der Nutzen der skizzierten Vision für die Wissenschaft im Allgemeinen und für die Lehre an Schulen im Besonderen kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Außerdem würde auf diese Weise die Verpflichtung der akademischen Geisteswissenschaften gegenüber der Öffentlichkeit endlich in vollem Maße eingelöst werden. Schließen möchten wir daher mit einem leicht abgewandelten Zitat Karl Poppers:

> Jeder Intellektuelle hat eine ganz besondere Verantwortung. Er hatte das Privileg und die Gelegenheit, zu studieren; dafür schuldet er es seinen Mitmenschen (oder „der Gesellschaft"), die Ergebnisse seiner Studien in der einfachsten und klarsten und verständlichsten [und frei zugänglichsten (inhaltliche Ergänzung des Verfassers)] Form darzustellen.[78]

Quellen- und Literaturverzeichnis

Aigner, Thomas: Tagungsbericht .hist 2003: Geschichte und neue Medien – Eindrücke eines Archivars. 09.04.2003–11.04.2003, Berlin, in: H-Soz-u-Kult, 19.07.2003, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=262 (Letzter Zugriff am 16.05.2013).

Arbeitsbericht 2008 [der Forschungsinitiative „The Electronic Life Of The Academy" (TELOTA) an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften], 2. Die Digitalen Editionen, in: http://www.bbaw.de/telota/ressourcen/arbeitsbericht-2008/ (Letzter Zugriff am 16.05.2013), unpag.

Bush, Vannevar: As we may think, in: The Atlantic Monthly, Juli 1945, http://www.theatlantic.com/magazine/archive/1945/07/as-we-may-think/3881/ (Letzter Zugriff am 16.0.2013).

Chatzoudis, Georgios: "Die Szene hat auf ein solches Portal gewartet" – Interview mit Dr. Mareike

[77] Siehe zu den angerissenen Gedanken auch Hofmann, Wissenschaftstheorie: „Wäre es nicht an der Zeit, bei Rankings sowie leistungs- und belastungsbezogenen Mittelzuweisungen auch die Publikationskraft Studierender zu berücksichtigen? […] An konkreten Aktivitäten des Instituts [für Studentisches Publizieren] wären beispielsweise die Etablierung einer interdisziplinären Mailingliste zu Studentischem Publizieren, die Veranstaltung von Tagungen und Workshops, eigene Publikationen zu den oben genannten Punkten oder auch konkrete wissenschaftspolitische Arbeit denkbar." Auch die prominente Auflistung von Skriptum als eigenständigen Punkt innerhalb des Hauptpunktes ‚Forschung' auf der Webseite des Historischen Seminars der Universität Mainz weist auf die skizzierte positive Entwicklung. Siehe http://www.geschichte.uni-mainz.de/95.php (Zugriff 20.04.2013).

[78] Popper, Karl: Auf der Suche nach einer besseren Welt. München 1984, S. 99.

König, in: L.I.S.A. – Das Wissenschaftsportal der Gerda Henkel Stiftung, URL: http://www.lisa.gerda-henkel-stiftung.de/content.php?nav_id=4287 (Zugriff 16.05.2013)

Haber, Peter: Digital Past. Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter. München 2011.

Hohls, Rüdiger: H-Soz-u-Kult: Kommunikation und Fachinformation für die Geschichtswissenschaften, in: HSR 29 (2004), Nr. 1, S. 212–232.

Hohls, Rüdiger/Helmberger Peter: H-Soz-u-Kult: Eine Bilanz nach drei Jahren, in: HSR 24 (1999), Nr. 3, S. 7–35.

Hörnschemeyer, Jörg: DENQ, in: Matheus, Michael/Wolf, Hubert (Hrsg.): Bleibt im Vatikanischen Geheimarchiv vieles zu geheim? Historische Grundlagenforschung in Mittelalter und Neuzeit. Rom 2009, S. 13–18 (PDF: http://www.romana-repertoria.net/fileadmin/user_upload/pdf-dateien/Online-Publikationen/Dresden_Histtag/Hist_Grundlagenforschung_Mittelalter_Neuzeit.pdf (Zugriff 16.05.2013))

Hofmann, Andreas C.: Wissenschaftstheorie, Wissenschaftspolitik und die Gründung eines "Instituts für Studentisches Publizieren" – einige Überlegungen, in: L.I.S.A. – Das Wissenschaftsportal der Gerda Henkel Stiftung, URL: http://www.lisa.gerda-henkel-stiftung.de/content.php?nav_id=4142 (Zugriff 16.05.2013)

Jendryschik, Michael: Einführung in XHTML, CSS und Webdesign. Standardkonforme, moderne und barrierefreie Websites erstellen. München u. a., 2., aktualisierte und erweiterte Auflage 2009.

Jensen, Richard: „Internet's Republic of Letters: H-Net for Scholars". A discussion of H-Net and its origins from the perspective of the founder. 1997, in: http://members.aol.com/dann01/whatis.html (Ein aktueller Zugriff ist nicht mehr möglich, dank dem Internetarchiv Wayback Machine kann aber unter http://web.archive.org/web/20070121042402/http://members.aol.com/dann01/whatis.html der Stand vom 21.01.2007 aufgerufen werden.).

Lückenrath, Carl August: Prolegomena zur elektronischen Datenverarbeitung im Bereich der Geschichtswissenschaft, in: HZ 207 (1968), S. 265–296.

Müller, Michael: de.hypotheses.org – Interview mit Initiatorin Mareike König zum neuen Portal für geisteswissenschaftliche Blogs, 14.03.2012, in: http://blog.culture-to-go.com/2012/03/14/de-hypotheses-org-interview-mit-initiatorin-mareike-koenig-zum-neuen-portal-fuer-geisteswissenschaftliche-blogs/ (Letzter Zugriff 16.05.2013).

Münker, Stefan: Was ist ein Medium? Ein philosophischer Beitrag zu einer medientheoretischen Debatte, in: Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hrsg.): Was ist ein Medium? Frankfurt am Main 2008, S. 322–337.

Nelson, Lynn: Wie alles entstanden ist... Geschichtswissenschaften und Internet in den USA, in: Jenks, Stuart/Marra, Stephanie (Hrsg.): Internet-Handbuch Geschichte. Köln u. a. 2001, S. 1–22.

Ore, Espen S.: Document Markup – Why? How?, in: HSR 37 (2012), Heft 3, S. 106–124.

Popper, Karl: Auf der Suche nach einer besseren Welt. München 1984.

Richter, Wenke: Liebe Fachverlage, passt auf Eure Autoren auf! 28.09.2011, in: Buchmesse Blog http://blog.buchmesse.de/2011/09/28/liebe-fachverlage-passt-auf/ (Letzter Zugriff 16.05.2013).

Russell, Daniel/Rückert, Maria Magdalena: Virtuelles deutsches Urkundennetzwerk – virtual German chartersnetwork. A project joining archives and research, in: Aigner, Thomas (Hrsg.): Archive im Web – Erfahrungen, Herausforderungen, Visionen/Archives on the Web – Experiences, Challenges, Visions. St. Pölten 2011, 216–222.

Robert, Lawrence G.: Multiple Computer Networks and Intercomputer Communications, in: http://www.packet.cc/files/multi-net-inter-comm.html, Juni 1967 (Zugriff am 16.05.2013).

Schmidt, Desmond: The Role of Markup in the Digital Humanities, in HSR 37 (2012), Heft 3, S. 125–146.

Schrade, Torsten: Epigraphik im digitalen Umfeld, in: Skriptum 1 (2011), Nr. 1, URN: urn:nbn:de:0289-2011051816 (Zugriff am 16.05.2013).

Spindler, Ulrike: 2. Die Enzyklopädisten – Die Gruppe um Diderot und d'Alembert. Aus: Madame de Pompadour – Die Encyclopédie, in: historicum.net, URL: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/2924/ (Zugriff am 16.05.2013).

Thaller, Manfred: Controversies around the Digital Humanities: An Agenda, in: HSR 37 (2012), Heft 3, S. 7–23 (HSR erscheint frei zugänglich innerhalb einer moving-wall: http://www.gesis.org/hsr/aktuelle-ausgaben/aktuelle-hefte-2010-2012/373-digital-humanities/ Zugriff 16.05.2013).

Thaller, Manfred: The Historical Workstation Project, in: Computers and the Humanities 25 (1991), S. 149–162.

Thaller, Manfred: Warum brauchen die Geschichtswissenschaften fachspezifische datentechnische Lösungen? Das Beispiel kontextsensitiver Datenbanken, in: Ders./Müller, Albert (Hrsg.): Computer in den Geisteswissenschaften. Konzepte und Berichte. (Studien zur historischen Sozialwissenschaft 7) Frankfurt am Main 1989 , S. 237–264.

van Zundert, Joris: If You Build It, Will We Come? Large Scale Digital Infrastructure as a Dead End for Digital Humanities, in: HSR 37 (2012), Heft 3, S. 165–186.

Max Grüntgens studiert im Studiengang Staatsexamen Geschichte und Philosophie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

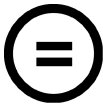
Dominik Kasper studiert im Studiengang Staatsexamen Geschichte, Philosophie und Germanistik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Lizenzierung:

Dieser Artikel steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz.

Sie dürfen das Werk zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen:

Namensnennung — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.



Keine Bearbeitung — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Der Xenon des Pantokratorklosters in Konstantinopel – Standard oder Ideal?

Tristan Stefan Schmidt

Zusammenfassung

Die Seminararbeit beschäftigt sich mit dem sogenannten ‚Xenon' (ξενών) des von Kaiser Johannes II. Komnenos gestifteten konstantinopolitaner Pantokratorklosters. Es handelt sich dabei um eine Krankenpflegeeinrichtung, die laut der Gründungsurkunde materiell wie personell sehr gut ausgestattet war und über einen hohen medizinischen Spezialisierungsgrad verfügte. Anhand der Quellen und der bisherigen Forschung geht der vorliegende Aufsatz zunächst der Frage nach, inwieweit die geschilderte Ausstattung des wohl recht kurzlebigen Xenons dem zeitgenössischen Durchschnitt entsprochen hat. Eine Einordnung in den Kontext des damaligen Krankenpflegewesens im byzantinischen Reich zeigt, dass das Niveau der Krankenpflege generell niedriger lag. Vergleiche mit anderen Einrichtungen, wie dem ebenfalls aufwendigen Xenon des Lipsklosters sowie mit dem Orphanotropheion Alexios I., zeigen, dass Häuser, wie sie die Quellen im Falle des Pantokratorxenons beschreiben, durchaus vorkamen. Dennoch legen sie nahe, dass eine Form der Krankenversorgung, die eher mit dem Hospizwesen vergleichbar ist, der allgemein verbreitete Typus einer Krankenpflegeeinrichtung gewesen sein dürfte. Desweiteren wird die prominente Rolle, die die herrschende Komnenendynastie dem Kloster zugedachte, thematisiert. Die Nutzung des Ortes als Memorial- und Begräbnisort des Kaiserhauses, sowie die Zurschaustellung kaiserlicher Philantropie, dürfte mit der Ausstattung des Xenons in unmittelbarem Zusammenhang stehen.

Abstract

The seminar paper discusses the so called ‚xenon' (ξενών) of the Pantokrator-Monastery, a foundation made by emperor John II. Comnenus. According to the foundation charter this nursing-institution was extremely well equipped with material and staff. Furthermore, it was characterized by a high degree of medical specialization. On the basis of the sources as well as previous research this paper tries to investigate, to what extent the equipment of the obviously quite short-living Pantokrator-Xenon was the average case in Byzantium at that time. A contextualization with the contemporary system of social welfare shows that the level of nursing was generally lower. Comparisons with similar institutions, like the also lavishly equipped xenon of the Lips-Monastery and the ‚orphanotropheion' of Alexios I. show that houses like the Pantokrator-Xenon definitely existed. However, they also suggest that a form of nursing, which is comparable to the one practiced in hospices, was more common in Byzantium. Furthermore the paper deals with the prominent role given to the Pantokrator-Monastery by the ruling Comnenian dynasty. The use of this place as imperial memorial- and burial place, as well as the display of imperial philantropy is probably causally related to the equipment of the Pantokrator-Xenon.

Résumé

Dans ce qui suit nous traiterons le soi-disant ‚Xenon' (ξενών) du monastère pantocratore, un don de l'empereur Jean II Comnène. Il s'agit d'un institution de soins qui était bien doté du matériel ainsi que du personnel. En outre, son statut de spécialisation était d'un haut niveau. A l'aide des sources et de la recherche scientifique qui existe jusqu'a présent, ce travail trait d'abord la question suivante: dans quelle mesure l'équipement du Xenon, qui n'existait pas longtemps, correspondait-il à la moyenne de l'époque? Un classement dans le contexte de soins à l'époque du royaume byzantin montre que le niveau général en était beaucoup plus bas. En jetant un œil aux autres institutions, comme par exemple le Xenon de monastère de Lips ainsi que l'Orphanotropheion d'Alexios I., il devient très clair que des maisons décrites dans les sources du monastère pantocratore avaient bien

existé. Pourtant ils illustrent que le type de soins médicaux de cette époque-là semblaient plutôt comparable à une sorte d'hospice. Ce qui attirera également notre attention. Ce qui sera également sujet dans ce travail, sera le rôle éminent du monastère pour la dynastie du Comnène, qui était au pouvoir à cette époque-là.Le fait que ce lieu a été utilisé par la famille de l'empereur en tant que lieu d'enterrement et de mémoire, et en plus a servi de présentation de la philanthropie impériale, devrait être lié étroitement au haut niveau de son équipement.

Einleitung

„… καὶ θαλάμους ὕψωσεν εἰς δοχὴν ξένων … ἀνδρῶν γυναικῶν ἐκτρέποντας τὰς νόσους … τοῖς σπωμένοις πρὸς ῥῶσιν ἀνακτωμένοις.“[1]

Was hier als Einrichtung zur Krankenpflege geschildert wird, stellt eine der nach bisheriger Quellenlage aufwendigsten öffentlichen Heilanstalten dar, die aus dem byzantinischen Reich bekannt sind. Dieser sogenannte Xenon (ξενών) aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts war an das durch den Komnenenkaiser Johannes II. in derselben Zeit gestiftete Pantokratorkloster angeschlossen, welches unter anderem als Familienmausoleum diente. Das überlieferte Typikon beschreibt einen enorm hohen Grad der materiellen wie personellen Ausstattung, sowie der medizinischen Spezialisierung. Dieser Aufwand wirft einige Fragen auf, denen ich mich mit der vorliegenden Arbeit nähern möchte. So wäre zu klären, mit welcher Sicherheit der Xenon tatsächlich die im Typikon beschriebene Ausstattung erhielt, und – falls man der Quelle Glauben schenkt – warum die Einrichtung derartig bedacht wurde. Desweiteren ist eine Einordnung in den Kontext des damaligen Krankenpflegewesens im byzantinischen Reich, hier in erster Linie der Hauptstadt, aufschlussreich bei der Frage, ob es sich um eine Ausnahmeerscheinung handelte oder nicht.

Zu diesem Zweck soll, nach einer kurzen Einführung zu wohltätigen Einrichtungen und dem Umgang mit Krankheiten im oströmischen Reich, der Pantokratorxenon zunächst beschrieben und datiert werden. Danach stehen Ausstattung und Bestandsdauer im Mittelpunkt. Dem folgt eine Beschäftigung mit der besonderen Bedeutung des Klosters für die Komnenen und eventuelle Wechselwirkungen mit dem Xenon. Zuletzt wird eine Verbindung zu anderen verwandten Anstalten hergestellt. Dazu dient zunächst ein Blick auf das Krankenpflegewesen im Reich insgesamt, vor allem anhand von Ergebnissen der Forschung, sowie im Anschluss ein Vergleich mit dem ebenfalls aufwendigen Xenon des Lipsklosters sowie mit dem Orphanotropheion Alexios I., um das Bild zu vervollständigen.

An Quellenmaterial wurden vor allem Klostertypika herangezogen, die sich für die Xenones des Pantokrator-, des Lips- sowie des Kosmosoteiraklosters erhalten haben. Doch auch in historiographischen Quellen, Reiseberichten, Lobgedichten et cetera finden sich Hinweise auf die untersuchten Sachverhalte. Hervorzuheben ist die Schilderung des Orphanotropheions des Alexios I. bei Anna Komnene.

[1] „… und er errichtete Zimmer zur Aufnahme von Fremden, … die die Krankheiten von Männern und Frauen abwenden, … für die Geplagten, die wieder zu Kräften kommen.“ (eigene deutsche Übersetzung) Carmen in diem festum, Z. 54–59.

Forschungsgeschichtlich ist der Pantokratorxenon seit langer Zeit Gegenstand teils sehr kontroverser Interpretationen, was seine Beispielhaftigkeit für das byzantinische Krankenpflegewesen angeht. So wurde der Xenon schon in einer Studie von Sudhoff 1913 als exemplarisch für den Stand der byzantinischen Krankenversorgung gesehen. Eine der wichtigsten Arbeiten, die diesen Standpunkt vertritt, ist jene von Miller aus dem Jahr 1985.[2] Vertreter der Gegenseite, die den Pantokratorxenon als Ausnahmeerscheinung sehen, sind unter anderem Ewald Kislinger und Vivian Nutton. Peregrine Horden versuchte 2006, die Diskussion nochmals aufzuarbeiten.[3]

Für diese Arbeit wurden wichtige Forschungsarbeiten von Volk und Miller herangezogen. Desweiteren dienten Beiträge Congdons und Epsteins zum Pantokratorkloster und seiner Bedeutung für die Komnenen, sowie Aufsätze Hordens, Constantelos´ und Kislingers zum byzantinischen Krankenpflegewesen und zur kaiserlichen Philantropie der Bearbeitung des Themas.

Wohltätige Einrichtungen und der Umgang mit Krankheiten im byzantinischen Reich

Über Krankheiten im byzantinischen Reich können aufgrund der unzureichenden Quellenlage keine stichhaltigen Aussagen getroffen werden. Aufgrund der Informationen, die sich vor allem in medizinischen Werken und hagiographischer Literatur finden, ist es kaum möglich, die dort erwähnten Krankheiten genau zu identifizieren. Horden vermutet, dass man es in Byzanz mit ähnlichen Befunden, wie sie auch in anderen vormodernen Gesellschaften des östlichen Mittelmeerraums und des mittleren Ostens vorkommen, zu tun hat.[4]

Im Umgang mit Krankheiten war die Sicht der Byzantiner durch einen Ansatz geprägt, der sowohl rein-medizinische wie auch philosophisch-theologische Aspekte einbezog und den Menschen als psychosomatische Einheit verstand.[5] Analog zu den zahlreichen Ursachen, die hinter einer Krankheit vermutet wurden, griff man auf eine Vielfalt an Heilmethoden zurück, die über den Bereich der heutigen Schulmedizin weit hinausgingen. Einfache Kräuterheilkunde wurde ebenso angewandt wie Maßnahmen aus dem religiösen Bereich, d.h. Gebete und/oder Gesänge. Auch die Beichte kam zur Anwendung, da Krankheiten zuweilen als Strafe für Sünden interpretiert wurden. Ebenso glaubte mancher an die Kraft magischer Praktiken, die Verhexungen oder dem bösen Blick

2 Vgl. Sudhoff, Geschichte, S. 176; Miller, Birth, hier v.a. S. 165f.
3 Vgl. die Titel Literaturverzeichnis.
4 Vgl. Horden, Health, S. 685f.
5 Vgl. Constantelos, Medicine, S. 337ff; 352.

entgegenwirken sollten.[6] Ärzte wurden als ‚Iatroi' (ἰατροὶ) bezeichnet, wobei dieser Titel kein standardisierter Qualifikationsgrad war.[7]

Medizin und Philantropie waren im byzantinischen Reich eng verknüpft.[8] Daher gab es im Reich seit dem vierten Jahrhundert zahlreiche philantropische Einrichtungen, die sich unter anderem der medizinischen Versorgung und Pflege widmeten. Diese entsprangen dem Anspruch praktischer Nächstenliebe des sich etablierenden Christentums. Die Grundlage dafür bildete der Auftrag Jesu, gute Werke an Bedürftigen zu vollbringen.[9]

Am frühesten lassen sich Waisenhäuser (Orphanotropheia) nachweisen, die den Aufgenommenen häufig eine kirchliche Ausbildung zuteilwerden ließen. Aus den sogenannten Xenones und Xenodocheia, die zunächst den Charakter von Herbergen besaßen, entwickelten sich im vierten Jahrhundert zunehmend Einrichtungen, die auch medizinische Versorgung leisteten.[10] Später wurde der Begriff ‚Xenon' dann auf Anstalten der Krankenpflege verengt und synonym zu ‚Nosokomeion' gebraucht.[11] Des Weiteren entstanden spezialisierte Einrichtungen, die sich beispielsweise der Pflege von Alten (Gerokomeia) widmeten.[12]

Neben der Kirche, die an der Entwicklung erheblichen Einfluss hatte, spielte die kaiserliche Förderung eine wichtige Rolle, wie anhand der in dieser Arbeit behandelten Institutionen noch deutlich werden soll. Als dritte Gruppe lassen sich private Stifter nennen, die philantropische Einrichtungen ins Leben riefen.[13] Auch hier ist die christliche Lehre, nach der gute Werke dem Seelenheil förderlich seien, die maßgebliche Triebfeder.[14] Einrichtungen, wie sie hier beschrieben wurden, lassen sich im oströmischen Reich während der gesamten Zeit seines Bestehens ausmachen. Über ihre Versorgungskapazität und die Frage, inwiefern hier von einer leistungsfähigen Versorgung der Bevölkerung gesprochen werden kann, herrscht in der Forschung Uneinigkeit, wie, speziell auf das Krankenpflegewesen bezogen, in der vorliegenden Arbeit noch zu zeigen ist.[15]

---

6 Vgl. Horden, Health, S. 688; Constantelos, Medicine, S. 339; 341.

7 Vgl. Horden, Health, S. 688. Grumel vermutet anhand einer Synodalsentenz des konstantinopolitaner Patriarchen Leon Stypes (1134–1143) eine Art staatlich geprüfte Qualifikation, die eine Person erlangen musste, um als ‚ἰατρός' arbeiten zu dürfen. Vgl. Grumel, Profession.

8 Vgl. Constantelos, Medicine, S. 341.

9 Als zentrale Belegstelle kann Matt. 25: 34-36; 40 herangezogen werden. Vgl. Kislinger, Xenon, S. 7; Miller, Institutions, S. 622; Herrin, Ideals, S. 151ff.

10 Zu Xenon (ξενών) und Xenodocheion (ξενοδοχεῖον) vgl. ὁ ξένος (der Gast/der Fremde) und δέχομαι (aufnehmen).

11 Nosokomeion (νοσοκομεῖον) leitet sich aus ἡ νόσος (die Krankheit) und κομέω (pflegen) ab.

12 Vgl. Miller, Institutions, S. 622ff; Kislinger, Xenon, S. 8f; Eyice, Krankenhäuser, S. 141ff.

13 Vgl. Miller, Institutions, S. 625; Herrin, Ideals, S. 158. Zu den privaten Stiftern vgl. Constantelos, Philantropy, S. 105–111.

14 Vgl. Constantelos, Philantropy, S. 16.

15 Vgl. Kap. 4.3.1.

Das Pantokratorkloster und seine wohltätigen Einrichtungen

Gestiftet und errichtet wurde das Pantokratorkloster auf Veranlassung des Komnenenkaisers Johannes II. (1118–1143), welcher auch das Typikon verfassen ließ.[16] Kaiserin Eirene/Piroska spielte wahrscheinlich ebenfalls eine Rolle bei der Gründung. Ihre Mitwirkung an der Einrichtung wird im Typikon eigens erwähnt.[17] Kinnamos, ihre eigene Vita sowie ein anonymes Lobgedicht anlässlich der Klostereinweihung schreiben ihr die Initiative zu.[18] Es ist durchaus möglich, dass Johannes' häufige Abwesenheit von der Hauptstadt der Kaiserin eine wichtige Rolle einbrachte.[19] Das Typikon mit den maßgeblichen Anweisungen ist jedoch vom Kaiser unterschrieben und aus seiner Perspektive verfasst, eine Involvierung Eirenes ist hier formal nicht feststellbar.[20]

Zu den genauen Baudaten kann man nur Vermutungen anstellen. Die Konstruktion lässt sich jedoch, ausgehend von der Erstellung der Gründungsstatuten im Jahr 1136, welche zumindest die Kirchengebäude als vorhanden beschreiben, sowie der Heirat Kaiser Johannes' mit Eirene 1105 auf ebendiesen Zeitraum eingrenzen.[21]

Das Kloster selbst war formell unabhängig und verwaltete sich selbst unter der Leitung eines Abtes.[22] Ihm unterstanden einige weitere Klöster sowie zahlreiche Ländereien, Güter und Einkünfte, vor allem in Thrakien, aber auch in Makedonien, auf der Peloponnes, in Kleinasien und in der Ägäis, um die Versorgung sicherzustellen.[23] Der Einrichtung kam von Anfang an die wichtige Rolle eines Bestattungsortes der Komnenenfamilie zu.[24]

Um die Größe des Klosters einschätzen zu können, sei auf den Personalbestand verwiesen. An Mönchen werden im Typikon allein für das Hauptkloster 80 Mönche genannt, die durch 50 angestellte Kleriker sowie zahlreiches Personal ergänzt werden sollten.[25] Insgesamt handelt es sich um einen der größten durch Typika belegten Konvente.

Dem Kloster waren diverse wohltätige Einrichtungen angeschlossen. So berichten verschiedene Quellen von einer Krankenpflegeanstalt, die als sogenannter Xenon (ξενὼν) bezeichnet wird, einem

16 Vgl. Choniates, Historia, S. 48.
17 Vgl. Typ. Pant., Z. 18–22.
18 Kinnamos, Epitome, S. 10;31.Die Kaiserin ist bei der Erstellung des Typikons 1136 jedoch bereits gestorben, laut Moravcsik im Jahr 1134. Vgl. Moravcsik, Leánya, S. 68.
19 Vgl. Janin, Églises, S. 515.
20 Vgl. Congdon, Commemoration, S. 166.
21 Zur Erstellung des Typikons vgl. Typ. Pant., Z. 1670–1673; Zur Eingrenzung des Bauzeitraumes vgl. Typ. Pant., Z. 14–17;728–732; Volk, Gesundheitswesen, S. 188f; Congdon, Commemoration, S. 167f.
22 Zur Abtswahl vgl. Typ. Pant., Z. 619ff; Zum Status des Klosters vgl. Typ. Pant., Z. 1613ff.
23 Vgl. Typ.Pant, Z. 1446–1579; Janin, Églises, S. 520. Laut Epstein gingen die Güter sogar über den Bedarf hinaus. Allerdings ist nicht ganz klar, ob sie die wohltätigen Einrichtungen in diese Aussage mit einbezieht. Vgl. Epstein, Formulas, S. 389.
24 S.u., Kap. 4.2.
25 Vgl. Typ. Pant., Z. 535ff.

Altenheim (γηροκομεῖον) und einer Leproserie.[26] Die Fertigstellung dieser Institutionen wird in dem bereits erwähnten anonymen Lobgedicht bezeugt, dessen Abfassungszeitraum zwischen 1136 und 1143 liegt.[27]

Der Xenon des Pantokratorklosters

Die erste fassbare Beschreibung des Xenon findet sich in dem eben genannten und eingangs zitierten anonymen Lobgedicht. Die ausführlichsten Informationen zu Aufbau und Organisation des Xenon befinden sich in den Bestimmungen des Typikons. Dieses Schriftstück widmet nahezu ein Viertel seines Umfanges der hier untersuchten Einrichtung.

Zeile 907–924 ist zu entnehmen, dass der Krankenbetrieb in fünf Abteilungen (ὄρδινοι) gegliedert werden sollte, die für verschiedene Krankheitsbilder zuständig waren, nämlich erstens Wunden und Brüche (τῶν ἐνοχλουμένων τραύμασιν ἢ και κεκλασμένων), zweitens Augenkrankheiten, innere und akute Krankheiten (τών ὀφθαλμιώντων και κοιλιακῷ κατεχομένων νοσήματι και ἑτέροις τισὶν ὀξυτάτοις ἐπωδύνοις), drittens gab es eine Frauenabteilung (ταῖς δέ γυναιξὶ ταῖς νοσούσαις) und schließlich zwei Bereiche für einfache Krankheiten (τοῖς ἁπλῶς νοσοῦσιν). Jede Abteilung war mit 50 Betten ausgestattet, zusätzlich gab es fünf Not- und sechs Spezialbetten, sodass über 60 Kranke aufgenommen werden konnten.[28]

Jedem Patienten wurden vegetarische Mahlzeiten gereicht, darüber hinaus stattete man ihn mit einem Geldbetrag zur Selbstversorgung aus.[29] Das Personal wies laut den Anweisungen einen bedeutenden Umfang sowie eine weitgehende Spezialisierung auf. Jeder Abteilung waren zwei Ärzte (ἰατροὶ) beigegeben, die von fünf Assistenten (ὑπουργοὶ) und zwei Hilfskräften (ὑπηρέται) unterstützt wurden. In der Frauenabteilung standen den beiden Ärzten eine Ärztin oder Hebamme (ἰάτραινα)[30] sowie sechs Assistentinnen (ὑπουργισσαι) und zwei weibliche Hilfskräfte (ὑπηρέτριαι) zur Seite. In einer Klinik für Patienten von außerhalb arbeiteten darüber hinaus vier Ärzte, darunter zwei Chirurgen und acht Assistenten. Insgesamt kamen 19–20 Ärzte, 34 Assistenten und elf

[26] Vgl. Typ. Pant., Z. 904ff; 1347ff; 1390ff.; Bei der nicht klar spezifizierten letzten Einrichtung könnte es sich auch um ein Heim Einrichtung für Epileptiker handeln. Volk führt einige Argumente für eine Identifizierung der letzteren Einrichtung als Leproserie an. Vgl. Volk, Gesundheitswesen, S. 176–182. Das stärkste Indiz für seine Interpretation ist der Hinweis auf die Versorgung von Leprakranken im Prolog des Typikon, Vgl. Typ. Pant., Z. 32–39; und Volk, Gesundheitswesen, S. 180f., sowie die räumliche Abgrenzung des Gebäudes, möglicherweise aus Angst vor Ansteckungen. Vgl. Typ. Pant., Z. 1393ff.

[27] Zu dem Gedicht vgl. Carmen in diem festum; Volk, Gesundheitswesen, S. 189; Eine weitere Erwähnung finden Xenon und Gerokomeion in der Vita der Eirene Piroska: Vgl. Vita beatae imperatricis, S. 49, Z. 37– S. 50, Z. 49.; Vgl. Volk, Gesundheitswesen, S. 190f.

[28] Vgl. Typ. Pant., Z. 907–924.

[29] Vgl. Typ. Pant., Z. 937–954; 1035–1050.

[30] Zur Definition vgl. Volk, Gesundheitswesen, S. 141, Anm. 420.

Gehilfen[31], insgesamt also 65 Personen (56, wenn man die monatlichen Wechsel der Ärzte mit einbezieht) auf maximal 50–60 Patienten.[32]

Zwei Oberärzte (πρωτομηνῖται)[33] standen über ihren restlichen Kollegen. Zwei noch höher angesiedelte sogenannte Primmikērioi (πριμμικηρίοι) überwachten den Betrieb im Allgemeinen.[34] Die Ärzte wechselten sich im Monatsrhythmus ab. Man kann vermuten, dass sie sich in der freien Zeit als Privatärzte verdingten.[35] Neben dem behandelnden Personal gab es noch zahlreiche weitere Positionen, die sich mit der Versorgung beschäftigten. So hatten der Nosokomos (νοσοκόμος) und der Meizoteros (μειζότερος) für die nötigen Medikamente und sonstigen Verbrauchsmaterialien zu sorgen. Pharmazeuten waren ebenfalls angestellt, desgleichen ein Didaskalos (διδάσκαλος), der sich der Ausbildung von Ärzten widmen sollte.[36] Insgesamt belief sich das Personal des Xenon demnach auf über 100 Personen.[37] Verwaltungshierarchisch unterstand der Xenon dem Abt des Pantokratorklosters, welcher wiederum vier Verwalter (οἰκονόμοι) an seiner Seite hatte, von denen einer ausschließlich für den Xenon zuständig war.[38]

Zur Patientenbehandlung selbst sind im Typikon keine konkreten Angaben zu finden. Man kann indes über die Aufstellung der Versorgungsgüter des Xenons auf Behandlungsmethoden schließen. So war der Nosokomos für die Beschaffung von Materialien zuständig, die man für Medikamente zum Einnehmen verwenden konnte. Aber auch extern aufgetragene Salben und Pflaster kamen zur Anwendung. Die angeführten chirurgischen Instrumente lassen auf entsprechende Behandlungsmethoden schließen. Bestimmungen über regelmäßige Bäder der Patienten sowie jene über den täglichen Speiseplan sind ebenfalls im Kontext ‚Behandlungsmethoden' zu sehen. Das Typikon ist hier wieder zum Teil sehr detailliert. Das führt so weit, dass sogar die Zahl der Geschirrhandtücher festgelegt ist.[39]

Ein letzter Blick auf die Bestimmungen sollte nach den Personen fragen, welche den Xenon aufsuchten. Da Mönche des Klosters eigens behandelt wurden, kann man davon ausgehen, dass der

---

31 Vgl. die Tabelle bei Gautier, Typikon, S. 13. Die ἰάτραινα wird hier als Ärztin gerechnet, obwohl, man sie als Hebamme interpretieren kann. Der κηλοτόμος (Herniespezialist) wird ebenfalls dazugezählt. Miller geht hier allerdings nicht von einer Vollzeitbeschäftigung aus. Vgl. Miller, Birth, S. 16.

32 Vgl.Typ. Pant., Z. 1176–1289.

33 Vgl. Typ. Pant., Z. 945.

34 Vgl. Typ. Pant., Z. 965ff.

35 Vgl. Typ. Pant., Z. 955ff; Zur privaten Tätigkeit als Arzt vgl. das Verbot, die Stadt nicht zu verlassen, was eine Tätigkeit in der Stadt möglich werden lässt in Typ. Pant., Z. 1305ff. sowie Miller, Birth, S. 19f. Ähnlich Volk, Gesundheitswesen, S. 171.

36 Zu νοσοκόμος und μειζότερος vgl. Typ. Pant., Z. 980ff.; zu den Pharmazeuten vgl. Typ. Pant., Z. 996ff; zum διδάσκαλος vgl. Typ. Pant., Z. 1313ff.

37 Vgl. Horden, Medicalised, S. 221.

38 Vgl. Typ. Pant., Z. 1414ff.

39 Vgl. Typ. Pant., Z. 1051–1063; 1092–1119; 1138ff; 1271–1279; Miller, Birth, S. 18f. Zur Kost vgl. Gautier, Typikon, S. 18f.

Xenon eine öffentlich zugängliche Einrichtung war.[40] Miller weist auf die Anweisung hin, nach welcher der Xenon Kleider aus Gründen der Hygiene sowie für arme Patienten bereitstellte. Darüber hinaus interpretiert er das Verbot, Ärzte sollten keine Extra-Arbeiten (σουπέρα) annehmen, dahingehend, dass wohl auch Begütertere dorthin gingen.[41]

Insgesamt sind hier ein beeindruckend hoher Organisations- und Spezialisierungsgrad sowie ein sehr großer Personalbestand festzustellen. Gerade das Verhältnis Personal – Patienten dürfte, trotz der Relativierung durch die abwechselnden Arbeitszeiten, einige Verwunderung hervorrufen.

Der Xenon des Pantokratorklosters: Standard oder Ideal?

Die soeben geschilderte organisatorische Charakteristik des Pantokratorxenon hat in der Forschung zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen im Hinblick auf die Einordnung dieses Xenons und den Gesamtstand des Krankenhauswesens im byzantinischen Reich geführt. Grob lassen sich die Meinungen in zwei Lager einordnen, welche Horden treffend als ‚Optimisten' und ‚Pessimisten' bezeichnet hat.[42] Erstere gehen von einem generell hohen Organisationsniveau der byzantinischen Krankenhäuser aus.[43] Der Pantokratorxenon steht hier als exemplarisch für den Rest. Miller deduziert vom diesem Dokument sogar auf die Krankenpflege früherer Jahrhunderte.[44] Die ‚Pessimisten' hingegen halten die damaligen byzantinischen Hospitäler eher für Hospize, und sehen Erscheinungen wie den Pantokratorxenon als Ausnahmephänomene an.[45] An diese Diskussion anknüpfend, soll nun anhand einiger Punkte versucht werden, diesbezüglich zu einer Einschätzung zu kommen.

Ausstattung und Bestandsdauer

Um die Rolle des Pantokratorxenons einschätzen zu können, sei zunächst nach der Bestandsdauer der Einrichtung gefragt. Zeugnis über den Betrieb des Xenon gibt vor allem ein Brief des Johannes Tzetzes (ca. 1110–1185), welcher sich an den Nosokomos richtet.[46] Generell muss konstatiert werden, dass genaue Informationen darüber, wann der Betrieb eingestellt wurde, aus den Quellen

---

40 Vgl. Typ. Pant., Z. 379–396; 952ff.

41 Zur Bereitstellung der Kleider vgl. Typ. Pant., Z. 925–936; Zum angesprochenen Verbot vgl. Typ. Pant., Z. 1305ff; Miller, Birth, S. 19f. Allerdings ist die Übersetzung von „σουπέρα" nicht ganz klar. Vgl. Gautier, Typikon, S. 106, Anm. 59. Insofern ist fraglich, ob hier bezahlte Behandlungen gemeint sind.

42 Vgl. Horden, Medicalised, S. 214.

43 In diesem Sinne Miller, der für das 11. und 12. Jhd. annimmt, dass „most sick or injured residents of Constantinople … received the services of a physician in a hospital." Vgl. Miller, Physicians, S. 324. Vorher ging er sogar von einem hochwertigen Krankenhausnetz im gesamten Reich bis 1204 aus. Vgl. Miller, Birth, S. 116f., wo er explizit auf den Pantokratorxenon verweist.

44 Vgl. Miller, Birth, S. 13 und 117 sowie die Kritik Nuttons. Vgl. Nutton, Review.

45 Vgl. Kislinger, Pantokrator-Xenon; Kislinger, Rezension, S. 881; Nutton, Review. Zu den verschiedenen Sichtweisen Vgl. Horden, Medicalised, S. 213ff.

46 Vgl. Johannes Tzetzes, Epistulae Nr. 81, S. 121.

nicht herauszulesen sind. Dennoch verdichten sich die Hinweise für die Zeit um die Wende vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert, als die Hinweise auf den Xenon versiegen.

Ein erstes Indiz liefert die Stadtbeschreibung von Konstantinopel des Mönches Antonios von Novgorod, welche um 1200 entstanden war. Diese weiß vom Pantokratorkloster zu berichten.Auch der Sampsonxenon findet Erwähnung. Der Xenon des Pantokratorkloster jedoch wird nicht genannt.[47] Auch die Passagen Robert de Clarys und Gunthers von Paris zum Kloster aus den Jahren 1203 und 1204 erwähnen den Xenon nicht.[48] Volk weist darüber hinaus auf eine anonyme Stadtbeschreibung aus der Zeit zwischen 1136 und 1185 hin, welche ebenfalls das Kloster, nicht jedoch den Xenon, erwähnt, was bei der beschriebenen Größe doch einigermaßen erstaunlich, wenn auch nicht hinreichend für eine noch frühere Datierung des Endes der Einrichtung ist.[49] Über eine Verwendung des Xenon als Krankenpflegeeinrichtung während der venezianischen Nutzung des Klosters ist nichts bekannt, genauso wenig wie für die Zeit nach 1261.[50]

Ganz unplausibel wäre diese relative Kurzlebigkeit nicht. So führt Weiß an, dass „die meisten Stiftungen ein, zwei Generationen nicht überdauert“ haben.[51] Kislinger macht auf die „Schwierigkeiten bei der dauerhaften Gewährleistung einer finanziellen Basis“ bei den byzantinischen Xenones aufmerksam.[52] Das mag im Fall des Pantokratorklosters zunächst abwegig erscheinen, bedenkt man die oben erwähnten umfangreichen Besitzungen dieser Einrichtung. Allerdings handelte es sich hier um eine Stiftung der Komnenenfamilie. Die Unsicherheit der Regentschaftsregierung für Alexios II. nach dem Tod Kaiser Manuels, die Unruhe unter Andronikos I., spätestens jedoch seine Absetzung und Tötung im Jahr 1185, welche die Familie vorerst vom Kaiseramt entfernte, könnten eine Vernachlässigung der Klosterstiftung zur Folge gehabt haben. Generell nahm in der Zeit nach dem Wechsel der Dynastie die Sicherheit im Reich merklich ab, vor allem aufgrund zahlreicher Rebellionen. Auch die Regionen entglitten teilweise der Zentralgewalt und verwalteten sich selber.[53] Es ist gut möglich, dass sich dies auch negativ auf die von den verstreut liegenden Gütern stammenden Einkünfte des Pantokratorklosters auswirkte, und der Xenon daher zurückgefahren werden musste, beziehungsweise gar nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte.Insgesamt kann man wohl von einem Ende des Xenons spätestens 1204, womöglich bereits früher, ausgehen.

---

47 Vgl. Antoine, Description, S. 105f. (zum Pantokratorkloster) und S. 107f. (zum Sampsonxenon).
48 Abgedruckt in Moravcsik, Leánya, S. 54f.
49 Vgl. Desciptio Constantinopolis, S. 340, Z. 66; Volk, Gesundheitswesen, S. 194.
50 Vgl. Eyice, Krankenhäuser, S. 151. Eine Zusammenstellung von Quellenstellen bei Moravcsik, Leánya, S. 54–57 zeigt keine Nennungen für die Zeit nach 1204.
51 Weiß, Leichenrede, S. 309.
52 Vgl. Kislinger, Art. Hospital, Sp. 133f. sowie Kislinger, Xenon, S. 13.
53 Vgl. Lilie, Ohnmacht, vor allem S. 102–120.

Die nächste Frage, die sich stellt, ist jene, ob der Xenon tatsächlich derart umfangreich ausgestattet war, wie das Typikon behauptet. Darüber kann aufgrund fehlender weiterer Quellen nur spekuliert werden. Das Typikon als Quelle weist die Problematik auf, dass es sich nicht um eine Beschreibung eines Ist-Zustandes handelt, sondern um normative Angaben.[54] Wie Congdon herausarbeitete, wurde das Dokument wahrscheinlich von Kaiser Johannes II. im Feldlager unterzeichnet, und es ist unklar, ob es sich um ein Ideal für die Zukunft handelte, oder ob eine bereits bestehende Praxis festgeschrieben wurde.[55]

Geht man von einem Ende des Xenon vor 1204 aus und nimmt man an, dass die Einrichtung nicht ‚Knall auf Fall' geschlossen wurde, was unwahrscheinlich erscheint, da das restliche Kloster bis 1204 in jedem Fall weiter bestand, kann man vermuten, dass in der Zeit bis zum Verschwinden aus den Quellen ein Niedergang stattgefunden haben muss, wenn überhaupt je ein derartiger Personalbestand, wie in den Statuten vorgegeben, erreicht wurde. Dennoch reichen diese Argumente freilich nicht aus, um den in Kapitel drei beschriebenen Zustand verwerfen zu können.

Die Bedeutung des Klosters für die Komnenenfamilie

Eine weitere Untersuchungskategorie im Hinblick auf die behandelte Einrichtung ist die Betrachtung des Xenons im Kontext des Pantokratorklosters als Stiftung des Kaisers Johannes. Congdon stellt die Funktion des Klosters im Hinblick auf die persönliche Seelenvorsorge des Kaisers durch „commemorative ritual" als Leitmotiv des Typikons heraus, unter dem alle Bestimmungen betrachtet werden müssen.[56] Die Zusammenstellung von Gedenkritualen sei nicht bloß zur Verherrlichung des Kaisers bestimmt gewesen, sondern stelle ihn vielmehr als einen nach Erlösung strebenden Menschen dar, der sich um eine möglichst umfangreiche Fürsprache bemühte.[57] So gibt es in Hinblick auf die zu singenden Hymnen für den Kaiser während und nach dessen Leben sehr genaue Angaben im Typikon.[58] Congdon bringt den Zweck dieser Bestimmungen auf den Punkt. Angestrebt worden sei „personal salvation through the actions of others."[59]

Doch nicht nur in Bezug auf die Mönche des Klosters ist diese Zielsetzung erkennbar. Auch die wohltätigen Einrichtungen, und hier vor allem der Xenon, werden in dieses Konzept der Seelenvorsorge eingebunden. Die Absichten des Stifters in Bezug auf das Kloster verdeutlicht vor allem der Anfang des Typikons. Hier drückt Johannes seinen Willen zur Einrichtung eines Klosters aus. An dieser frühen Stelle werden bereits die wohltätigen Einrichtungen angesprochen, die er dem

54 Vgl. Horden, Medicalised, S. 224; Volk, Gesundheitswesen, S. 277.
55 Vgl. Congdon, Commemoration, S. 167.
56 Congdon, Commemoration, S. 162.
57 Vgl. Congdon, Commemoration, S. 162.; Ebenso Epstein, Formulas, S. 391.
58 Vgl. Typ. Pant., Z. 140–146.
59 Congdon, Commemoration, S. 162; Vgl. auch Epstein, Formulas, S. 391;393.

Kloster beigeben möchte, nämlich das Altenheim, der Xenon und das Leprösensanatorium. Einerseits soll dies aus Dank an Gott für die bisherigen Erfolge des Kaisers geschehen. Auf der anderen Seite, und dies ist zentral für die Bewertung des Xenons, sollen all jene, die die Dienste der Nächstenliebe, das heißt, der wohltätigen Einrichtungen, in Anspruch nehmen, für das Seelenheil des Kaisers eintreten.[60] Entscheidend ist folgende Stelle: „Diese senden wir Dir als Botschafter für [die Vergebung] unsere[r] Fehler, durch diese erflehen wir Deine Gnade, und durch diese bitten wir um Dein Mitleid.“[61]

Eine weitere Passage belegt, dass sowohl Doktoren als auch Patienten angehalten waren, an den Gottesdiensten teilzunehmen und Hymnen für den Kaiser und dessen Familie zu singen, sowie bei Prozessionen mitzulaufen. Sogar eine Bezahlung zu diesem Zweck war vorgesehen. Direkt im Anschluss ist von Pitanzen auch an Personal und Patienten des Xenon die Rede.[62]

An diesen Ausführungen kann man erkennen, dass das Motiv der Seelenvorsorge durch andere auch auf Mitarbeiter und Insassen des Xenon angewendet werden kann. Dies wirft ein neues Licht auf den im Typikon beschriebenen Personalbestand. Folgt man Congdon und Horden, so ist die große Anzahl an Personal und Nutznießern der Institution vor dem Hintergrund des kaiserlichen Wunsches nach möglichst vielen Fürsprechern zu verstehen. So seien jede liturgische Handlung, jeder aufgenommene Kranke und eben auch jede geleistete Hilfe an einem Kranken einzelne Teile, die sich letztendlich zu einem umfassenden und dauerhaften Gebet für die Seele des Kaisers zusammensetzen.[63] Daneben war, wie erwähnt, die aktive Fürsprache der Patienten durchaus gewünscht.

Ein zweiter Aspekt neben der Funktion der Seelenvorsorge ist die Bedeutung des gesamten Klosters für die Komnenenfamilie als Begräbnisstätte. So bekannte bereits der Stifter Johannes II. seinen Willen, im Kloster begraben zu werden. Auch sein Sohn Alexios sollte dort bestattet werden, desgleichen seine Ehefrau Eirene/Piroska.[64] Sein Nachfolger Manuel I. und dessen erste Frau Eirene/Bertha sollten ebenfalls im Kloster ihre letzte Ruhestätte finden.[65]

Diese prominente Rolle, die dem Kloster hierdurch zukam, kann durchaus als Indiz dafür gewertet werden, dass der Einrichtung eine besondere Zuwendung seitens der Komnenenfamilie

---

60 Vgl. Typ. Pant., Z. 22–44.

61 „τούτους σοι πρέσβεις ὑπὲρ τῶν ἡμετέρων πλημμελημάτων προσάγομεν, τούτοις τὴν σὴν εὐμένειαν ἐφελκόμεθα, διὰ τούτων παρακαλοῦμεν τὸ σὸν εὐσυμπάθητον.“ Typ. Pant., Z. 39–41 (im Text eigene deutsche Übersetzung).

62 Vgl. Typ. Pant., Z. 1007–1034; Schreiber, Hospital, S. 18.

63 Vgl. Congdon, Commemoration, S. 169; Horden. Medicalised, S. 222.

64 Zu Johannes II. Vgl. Typ. Pant. Z. 728ff; Zu Alexios vgl. Typ. Pant., Z. 834ff; Zu Irene vgl. Typ. Pant., Z. 860ff.

65 Zu Bertha vgl. Choniates, Historia, S. 115; Zu Manuel I. vgl. Choniates, Historia, S. 222; Janin, Églises, S. 516.

entgegengebracht wurde.[66] Das Verzeichnis, welches dem Kloster seine umfangreichen Besitzungen zuweist, erhärtet diese Annahme.[67]

In eine ähnliche Richtung läuft die Vermutung Kislingers, der dem Xenon aufgrund der Funktion als Mausoleum eine besondere Position beimisst und es als Prestigeprojekt „zwecks kaiserlicher Philantropia dem Volk gegenüber“ bezeichnet.[68] Er liefert an der entsprechenden Stelle zwar keine Erklärung, dennoch findet sich ein Parallelfall, der eine solche Interpretation rechtfertigt, in der Beschreibung des Orphanotropheions des Alexios in dem Bericht der Anna Komnene, die die Philantrophie hier dezidiert herausstreicht:

> Und ich möchte die Behauptung wagen, daß man das Werk des Autokrators sozusagen mit dem Wunder meines Heilands, der Speisung der Siebentausend und der Fünftausend meine ich, vergleichen kann. Aber dort wurden mit fünf Broten Tausende gesättigt, da Gott selbst es war, der das Wunder vollbrachte; hier beruht das Werk der Menschenliebe auf dem göttlichen Gebot.[69]

Und auch im Typikon ist eine solche Absicht erkennbar:

> Wir geben diese Verordnung gemeinsam an alle, an die Ärzte und die Aufseher und die Assistenten und die restlichen [Personen], damit alle zu ihm, dem Pantokrator, blicken und die sorgfältige Untersuchung der Kranken nicht vernachlässigen … denn unser Herr betrachtet das, was jedem unserer geringsten Brüder geschieht, als sein eigenes und ermisst im Gegenzug die Belohnung entsprechend unserer guten Taten.[70]

Die Philantropie in der Nachahmung Gottes beziehungsweise Christi galt als eine der wichtigsten Kaisertugenden, auch in der Komnenenzeit.[71] Es liegt nahe, dass die hiesigen Ausführungen im Typikon als Reaktion auf diese Erwartungshaltung an den Kaiser konzipiert waren.

Man kann also festhalten, dass die umfangreiche Ausstattung des Pantokratorxenon, wie sie im Typikon beschrieben wird, einerseits vor dem Hintergrund der Seelenvorsorge des Kaisers und seiner Familie erklärt werden kann, andererseits durch die herausgehobene Rolle, die dem Kloster

---

66 Vgl. Schreiber, Hospital, S. 11. Desgleichen Epstein, Formulas, S. 386f.

67 Vgl. Typ. Pant., Z. 1446–1579.

68 Kislinger, Rezension, S. 881.

69 „καὶ τάχα τολμῶ καὶ λέγω , εἴποι τίς ἄν, πρὸς τὸ τοῦ ἐμοῦ Σωτῆρος θαῦμα, τῶν ἑπτακισχιλίον φημὶ καὶ πεντακισχιλίων, ἀναφέρεσθαι τὸ τοῦ αὐτοκράτερος ἔργον. ἀλλ’ ἐκεῖσε ἐκ πέντε ἄρτων ἐκορέσθησαν χιλιάδες, καθὸ καὶ ὁ Θεὸς ὁ θαυματουργῶν. ἐνταῦθα δὲ τὰ μὲν τῆς φιλαντρωπίας τῆς θείας ἐλξέχεται ἐντολῆς.“ Alexias, Buch XV, Kap. 7,5 (Deutsche Übersetzung aus Reinsch, Diether Roderich: Anna Komnene. Alexias. Berlin und New York 22001, S. 536).

70 „Κοινῶς δὲ ταύτην τὴν παραγγελίαν πρὸς πάντας ποιούμεθα, τούς τε ιατροὺς και τοὺς ἐπιτηροῦντας αὐτοὺς και τους ὑπουργοὺς καὶ τοὺς λοιπούς, ὡς ἂν πρὸς αὐτὸν ἀποβλέπωσιν ἅπαντες τὸν Παντοκράτορα καὶ μὴκαταφρονῶσι τῆς τῶν ἀρρώστων επιμελοῦς επισκέψεως … οἰκειοῦται γαρ ὁ ημέτερος Δεσπότης τα εφ’ ἑκάστῳ των αδελφῶν ημῶν τῶν ελαχίστων γινόμενα και ἀντιμετρεῖ τὰς ἀμοιβὰς ἀναλόγους ταῖς εὐεργεσίαις ἡμῶν.“ Typ. Pant., Z. 985–993 (im Text eigene deutsche Übersetzung).

71 Vgl. Constantelos, Philantropy, S. 33; 38ff. Hervorzuheben ist hier ein bei Mercati abgedrucktes anonymes Gedicht an Johannes II., in dem er darauf aufmerksam gemacht wird, dass ein guter König an seiner Philantropie gemessen werde („ὡς γὰρ τὸ δένδρον ἐκ τοῦ καρποῦ, οὕτω βασιλεὺς ἐκ τοῦ εὐεργετεῖν καὶ μᾶλλον τὸ κοινόν οὐκ ἐκ τοῦ ἀδικεῖν γνωρίζεται.“) Mercati, Τῷ κρατ(αιῷ), S. 142; Vgl. Constantelos, Philantropy, S. 39. Vgl. hierzu auch Kislinger, Xenon, S. 9.

als Begräbnisort zukam. Zuletzt spielte die von Seiten des Kaisers zur Schau gestellte Philantropie möglicherweise eine Rolle.

Trotzdem darf man nicht aus den Augen verlieren, dass die getätigte Argumentation den Soll-Zustand, wie er im Typikon beschrieben wird, erklärlich macht. Eine tatsächliche Umsetzung der Vorgaben kann damit jedoch nicht nachgewiesen werden.

Die Ausgestaltung des Pantokratorxenons im Vergleich zu anderen Krankenpflegeanstalten in Byzanz

Einordnung in den Kontext der byzantinischen Krankenpflegeeinrichtungen

Betrachtet man weitere Typika, die Krankenpflegeeinrichtungen erwähnen, so trifft man selten auf Beispiele, die an das des Pantokratorxenons herankommen. Als öffentlich und mit Ärzten versehen ist, neben dem erwähnten Lipskloster, nur das im 12. Jahrhundert von Isaak Komnenos, einem Bruder des Kaisers Alexios I., im thrakischen Bera/Pherrai eingerichtete Kosmosoteirakloster zu bezeichnen.[72] Es hielt 36 Betten bereit und war mit einem Arzt (ιατρος) sowie acht oder zehn Pflegern ausgestattet, die sich gleichermaßen um Mönche wie auch um sonstige Hilfesuchenden zu kümmern hatten.[73] Aber auch hier ist der Umfang wesentlich geringer, von einer Spezialisierung kann man ebenfalls nicht sprechen. Ansonsten trifft man häufig auf öffentliche Herbergen (Xenodocheia) und die Verteilung von Armenspeisen in Klöstern. Die meisten Altenheime und Nosokomeia waren jedoch nur für die Mönche gedacht.[74]

Insgesamt kann man davon ausgehen, dass es im Reich durchaus eine große Zahl an karitativen Einrichtungen gegeben hat. Dies ist einerseits an den vielen Belegen erkennbar, die Janin für Konstantinopel zutage gefördert hat.[75] Auch bei Eyice und Volk finden sich zahlreiche Beispiele, auch für die Provinzen.[76] All die Quellennennungen von Xenones, Nosokomeia und Xenodocheia können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass nicht klar ist, was mit diesen Begrifflichkeiten tatsächlich gemeint ist. Eyice weist zu Recht auf die große Unschärfe der Begrifflichkeiten hin. So kann Xenon sowohl ‚Herberge', als auch ‚Altenheim' oder ‚Krankenhaus' bedeuten.[77] Horden macht darauf aufmerksam, dass, vergleicht man die Gesamtzahl der bei Janin aufgelisteten

---

72 Vgl. Kislinger, Pantokrator-Xenon, S. 179.

73 Vgl. Typ. Kosmosot., §§ 61 u. 70; Eyice, Krankenhäuser, S. 147f.

74 Vgl. Kislinger, Pantokrator-Xenon, S. 178f.

75 Zusammengefasst bei Horden, Medicalised, S. 217. Vgl. Janin, Églises, S. 552–567; Horden führt ferner Regionalstudien im frühbyzantinischen Ägypten sowie im spätmittelalterlichen England an, wo es bis auf Kleinstadt- und Dorfebene derartige Einrichtungen gegeben habe und vermutet, dass dies auch im byzantinischen Reich der Fall gewesen sein muss. Vgl. Horden, Medicalised, S. 217f. Weiß geht aufgrund einer Psellosrede des elften Jahrhunderts davon aus, dass es, auch in den Provinzen, mehr wohltätige Einrichtungen gab, als die Quellenlage vermuten lasse. Vgl. Weiß, Leichenrede, S. 309.

76 Vgl. Eyice, Krankenhäuser; Volk, Gesundheitswesen.

77 Vgl. Eyice, Krankenhäuser, S. 143f. sowie Kapitel 2 dieser Arbeit.

wohltätigen Einrichtungen[78] mit jenen, die selbst laut den optimistischen Forschern mit Doktoren ausgestattet waren[79], sich letztere klar in der Unterzahl befanden.

Anhand eines Vergleichs von medizinischen Texten, die aufgrund des Titels Krankenhäusern zugeschrieben werden können und den restlichen medizinischen Schriften aus Byzanz, kommt Horden zu dem Schluss, dass sich die ‚Krankenhausmedizin' nicht von jener der durchschnittlichen Medizinhandbücher unterschied, die alle eher als ‚low-level-medicine' beschrieben werden können. Dies führt zu der Vermutung, dass viele Behandlungen auch von Nicht-ἰατροὶ durchgeführt werden konnten.[80] Dieser Punkt erhält meines Erachtens nach durch die im Anschluss angeführte und dazu sehr gut passende Beschreibung des Orphanotropheions Alexios' I. eine deutliche Stützung.

Ein Bericht des Eustathios über die Eroberung Thessalonikes 1185 durch die Normannen, immerhin der zweitgrößten Stadt im Reich, weiß lediglich von einem einzigen Xenon zu berichten.[81] So war das Verhältnis Betten – Einwohner auch in den Zentren wohl längst nicht ausreichend. Insofern waren derartige Xenones vielleicht auch gar kein so essentieller Bestandteil der Krankenpflege, wie es in der Forschung zuweilen angenommen wird.[82]

Nutton weist darauf hin, dass, selbst wenn der Pantokratorxenon und weitere Krankenhäuser in der im Typikon beschriebenen Form bestanden, die Bettenzahl in Relation zur Stadtbevölkerung immer noch verschwindend gering gewesen wäre.[83] Auch Weiß teilt diese Meinung im Hinblick auf wohltätige Einrichtungen und verweist speziell auf die Patientenzahl des Pantokratorxenons in Relation zur Stadtbevölkerung.[84]

Man darf auch nicht vergessen, dass viele Kranke wohl auf Privatärzte zurückgriffen und sich zu Hause behandeln ließen. Kislinger spricht in diesem Zusammenhang von ‚Spitalsfurcht' und der häufigen Bevorzugung von Hausbesuchen.[85] Die Bestimmung im Pantokratortypikon, die Ärzte nur alle zwei Monate für den Krankenhausdienst verpflichtete, kann dafür als Beleg dienen.[86] Insofern kann man nicht sagen, dass die Krankenhäuser im Zentrum des byzantinischen Gesundheitswesen standen und entsprechend ausgestattet waren.[87]

---

78 Für Konstantinopel, auf Janin, Églises basierend, 28 Xenones, ca. 6 Hospitäler und 27 Altenheime; für die Provinzen bis zur Mitte des 9. Jhd., auf Mentzou–Meimare, Eparchia basierend, 59 Xenodocheia, 49 Nosokomeia und 22 Armenhäuser. Vgl. Horden, Medicalised, S. 217.

79 23–25, auf Miller, Birth, basierend, für die Zeit von der Spätantike bis ins 13. Jhd. Vgl. Horden, Medicalised, S. 217.

80 Vgl. Horden, Medicalised, S. 227–230; 233.

81 Vgl. Eustathios von Thessalonike, Espugnazione, S. 146; Kislinger, Xenon, S. 11.

82 Gegen ein flächendeckendes Krankenhaussystem spricht sich weiterhin Nutton aus. Vgl. Nutton, Review, S. 220.

83 Vgl. Nutton, Review, S. 220.

84 Vgl. Weiß, Leichenrede, S. 309f.

85 Vgl. Kislinger, Xenon, S. 12f.

86 Siehe Anmerkung 33.

87 Wie dies beispielsweise Miller annimmt. Vgl. Miller, Physicians, S. 111; 323.

Gegenüberstellung mit dem Frauenxenon des Lipsklosters und dem Orphanotropheion Alexios' I.

Um zu einer abschließenden Bewertung des Pantokratorxenon zu kommen, seien nun noch zwei Vergleichsobjekte aus Konstantinopel eingehender zu untersuchen. Bevor hier mit dem Vergleichen begonnen wird, soll zunächst die Auswahl der Vergleichsfälle erklärt werden. [88] Bei den genannten Vergleichsinstitutionen handelt es sich im Falle des Lipsklosters um einen ab dem späten 13. Jahrhundert in dieser Form bestehenden Frauenkonvent, dem ein Xenon angeschlossen war. Was dieses Objekt für das hier behandelte Vorhaben günstig erscheinen lässt, ist, dass es sich um eine Stifterin aus dem Kaiserhause handelt, genauso wie beim Pantokratorxenon. Das Kriterium zeitlicher Nähe erfüllt diese Einrichtung zwar nicht unbedingt, dennoch kann man sie aufgrund ihrer im Typikon geschilderten komplexen Struktur und Größe, die andere zeitgenössische wie frühere Einrichtungen übertraf und von den erhaltenen Typika am ehesten an jene des Pantokratorklosters herankommt, meines Erachtens nach sehr gut zu einer Gegenüberstellung hinzunehmen. Wichtig ist mir bei der Auswahl noch, dass sich die Einrichtungen alle in Konstantinopel befanden. Dadurch wird die Drittvariable ‚Stadt-Land-Gefälle' ausgeschlossen, die logischerweise Auswirkungen auf den Umfang einer Krankenpflegeeinrichtung hat, da eine Großstadt, zumal, wenn es sich um die Reichshauptstadt handelte, freilich mit mehr Zuwendungen bedacht wurde, als ein ländlicher Standort.[89]

Das Orphanotropheion war ein auf Veranlassung des Komnenenkaisers Alexios I. errichteter Komplex, der vielfältigen karitativen Zwecken diente. Man könnte bei dieser Wahl einwenden, dass es sich hier um kein ‚echtes' Krankenhaus handelt und es auch nicht als Xenon oder Nosokomeion bezeichnet wird. Dem möchte ich entgegenhalten, dass die Begrifflichkeiten für ‚Krankenhaus' äußerst variabel und unscharf sind, und, dass die im Orphanotropheion beschriebene Krankenpflege, wie noch gezeigt werden soll, durchaus dem entspricht, was man für zahlreiche byzantinische Krankenpflegeeinrichtungen konstatieren kann. Des weiteren soll der Pantokratorxenon im Kontext des gesamten Krankenpflegewesens betrachtet werden, und nicht mit einem aus heutiger Sicht auf den Begriff ‚Krankenhaus' verengten Sachverhalt verglichen werden. Auch hier liegt eine kaiserliche Stiftung vor, die auf Veranlassung und mit Hilfe der finanziellen Mittel des Herrscherhauses ins Leben gerufen wurde. Des weiteren liegen, schaut man sich die Gründungsdaten an, beide Einrichtungen in einer relativen zeitlichen Nähe. Schließlich ist die Einrichtung in der Hauptstadt angesiedelt.

---

88 Zu den beiden Einrichtungen siehe unten.

89 Eine weitere Vergleichsmöglichkeit wäre das thrakische Kosmosoteirakloster, das aufgrund des ländlichen Standortes hier jedoch nicht in dem Umfang behandelt werden soll, wie die beiden anderen Vergleichsobjekte. Zum Standort dieses Klosters vgl. Soustal, Thrakien, S. 200f.

Beim Lipskloster handelte es sich um eine bereits Anfang des zehnten Jahrhunderts gegründete Einrichtung in Konstantinopel, welche nach einer Phase des Verfalls, wenn nicht gar Auflösung, durch Kaiserin Theodora Palaiologina (gest. 1303) nach dem Tod ihres Gatten Michael VIII. 1282 als Frauenkonvent erneuert und erweitert, sowie mit zahlreichem Besitz ausgestattet wurde.[90] Das Kloster bestand wohl bis zum Ende des Reiches. Ähnlich dem Pantokratorkloster wurde auch hier ein Mausoleum für Angehörige der kaiserlichen Familie platziert. Restauriert wurde auch der offenbar bereits durch den Gründer des zehnten Jahrhunderts, Konstantin Lips, errichtete Xenon.[91] Von diesem finden sich heute keine archäologischen Spuren mehr.[92]

Laut Typikon sollte das Kloster 50 Nonnen Platz bieten. Der angeschlossene Xenon war sowohl für Nonnen des Klosters als auch für weltliche Patientinnen bestimmt.[93] Wie beim Pantokratorxenon handelte es sich also um eine öffentlich zugängliche Anstalt. Die Anzahl der Betten ist mit zwölf geringer angegeben als beim Pantokrator. Den oben angeführten Zahlen zum Pantokratorxenon standen beim Lipsxenon zwölf Kranke und noch mehr Pflegekräfte (drei Ärzte (ἰατροὶ), ein Assistent bzw. Stellvertreter (ὀπτίων), sechs weitere Assistenten (ὑποθργοὶ) und drei Gehilfen (δουλεθταὶ)) gegenüber. Auch am Lipskloster waren, wenn auch in geringerem Umfang, fest angestellte Ärzte tätig.[94] Die monatlichen Dienstwechsel waren hier allerdings nicht vorgesehen. Was beim Pantokratorxenon heraussticht, ist die Untergliederung des Betriebes in Spezialabteilungen für verschiedene Krankheitsbilder. Dies war beim Lipsxenon nicht der Fall. Im Hinblick auf das Versorgungspersonal bestand ebenfalls ein numerisches Übergewicht auf Seiten des Pantokratorxenons, allerdings waren die Ämter in beiden Einrichtungen teilweise gleich. So liest man jeweils von einem Nosokomos sowie mehrere Pharmazeuten (ein Epistēkōn (ἐπιστήκων) und zwei Poimentarioi (ποιμεντάριοι)). Beim Pantokrator kam der dem Nosokomos zugeteilte und mit ähnlichen Aufgaben betraute Meizoteros noch hinzu, ferner ein Medizindozent (διδάσκαλος).[95]

In personeller Hinsicht war der Bestand des Pantokratorxenons, welcher auch wesentlich mehr Patienten aufnehmen konnte, insgesamt größer. Dennoch, und das ist hervorzuheben, hat man es mit einem ähnlichen Verhältnis von Patienten und Pflegepersonal zu tun. Beim thrakischen Kosmosoteirakloster war, nebenbei bemerkt, mit nur einem Doktor und acht beziehungsweise zehn Pflegern die Zahl des Personals und der Spezialisierungsgrad wesentlich schlechter.[96]

---

[90] Die dem Kloster überschriebenen Besitzungen stammten sowohl von Theodora als auch von ihrer Mutter. Eine Auflistung der Besitzungen und Einkünfte in Makedonien, Selybria, um Smyrna, Nikomedia und Scoutarion sowie in und um Konstantinopel ist im Typikon erhalten. Vgl. Typ. Lips, § 43–49; Janin, Églises, S. 309.

[91] Vgl. Janin, Églises, S. 307–310.

[92] Vgl. Volk, Gesundheitswesen, S. 251.

[93] Vgl. Typ. Lips, § 4.

[94] Vgl. Typ. Lips, §§ 50 u. 51. ‚ὀπτίων' von Volk vielleicht etwas sehr frei als ‚Buchhalter' übersetzt.

[95] Vgl. Typ. Pant., Z. 980ff; 1313ff; Typ. Lips, § 51. Der νοσοκόμος wird bei Talbot unverständlicherweise mit „nurse" übersetzt. Vgl. Talbot, Lips, S. 1281.

[96] Vgl. Anmerkung 71.

Die bereits angesprochene Spezialisierung in Abteilungen schlug sich auch in der Ärzteschaft des Pantokratorxenons nieder, wo man Chirurgen findet, Allgemeinärzte, die sich auf das Gebiet ihrer jeweiligen Abteilung spezialisieren, sowie speziell weibliche Kräfte in der Frauenabteilung. Diese Spezialisierung fehlte im Lipsxenon, wenn man die ausschließliche Aufnahme von Frauen hier nicht als eine solche auffassen möchte. Diesem Umstand wird jedoch nicht durch weibliches Personal Rechnung getragen.[97]

Was die Verwaltung angeht, so bestanden zahlreiche Parallelen. In beiden Fällen war der Xenon dem Abt beziehungsweise der Äbtissin unterstellt, welche wiederum einem selbstständig verwalteten Kloster vorstanden.[98] Beide verfügten über eine sichere finanzielle Basis, die vor allem durch Güter und Einkünfte hergestellt wurde.[99] Im Typikon des Lipsklosters sind diverse Besitzungen gekennzeichnet, die eigens dem Xenon zur Verfügung stehen sollten.[100]

Eine letzte wichtige Vergleichskategorie stellen die Versorgung und Behandlung der Patienten dar. Viel lässt sich indes anhand der Typika nicht sagen. Im Lipskloster wurde offenbar eine der Genesung förderliche Kost verschrieben. Ferner sind im Inventar des Klosters konkret Salben und Bandagen genannt.[101]

Auch beim Pantokratorxenon wurde die Patientenkost genau festgelegt.[102] Weitere Behandlungsmethoden können auch hier nur, wie oben beschrieben, aufgrund der für den Xenon eingekauften Materialien erschlossen werden. Das Wenige an Information, was vorhanden ist, gibt ein ähnliches Bild ab, nur, dass beim Pantokratorxenon chirurgische Eingriffe durch entsprechende Werkzeuge belegt werden können, beim Lipsxenon indes nicht.

Zusammenfassend kann man von zwei Xenones sprechen, die beide ähnliche Voraussetzungen (Stiftung aus kaiserlichem Umfeld, solide finanzielle Basis, in der Hauptstadt angesiedelt) und eine durchaus ähnliche Struktur aufwiesen. Dennoch sind der Spezialisierungsgrad und die Zahl der versorgten Patienten beim Pantokratorxenon deutlich höher.

Zeitlich um einige Jahrzehnte früher als die Einrichtung des Pantokratorxenon lässt sich die Restaurierung und Umwandlung des Orphanotropheions durch Kaiser Alexios I. (1081–1118) einordnen. War mit der Bezeichnung eigentlich ein Waisenhaus gemeint, diente die Einrichtung doch einem erheblich weiteren Spektrum der Kranken- und Bedürftigenversorgung. Es enthielt neben dem Waisenhaus ein Wohnheim für Arme sowie eines für Blinde, Lahme, und Leute mit

97 Zur Spezialisierung des Pantokratorxenons siehe Kapitel 3.
98 Zum Pantokratorkloster vgl. Anmerkung 36; Zum Lipskloster vgl. Typ. Lips, §§ 1;4;5.
99 Diesbezüglich zum Pantokratorkloster vgl. Anmerkung 21; Zum Lipskloster vgl. Anmerkung 88.
100 Vgl. Typ. Lips, § 46.
101 Vgl. Typ. Lips, §§ 32 u. 33.
102 Vgl. Anm. 37.

Gebrechen.[103] Über die Größe kann man aufgrund einer fehlenden archäologischen Zuordnung nur spekulieren. Anna Komnene spricht von einer „Stadt in der Stadt.“[104]

Im Gegensatz zu den bereits behandelten Einrichtungen war diese nicht an ein Kloster angeschlossen. Die zugehörige Peter- und Paulskirche wurde von Weltklerikern betrieben. Ein Kurator stand an der Spitze des gesamten Betriebes. Laut Anna gab es eigene Sekreta, also Stellen in der kaiserlichen Verwaltung, die mit der Einrichtung betraut waren.[105] Angold bemerkt dazu, dass dieser ‚weltliche‘ Typ der kaiserlichen Philantropie die breitere Tradition aufgewiesen habe, und dass die Beauftragung von unabhängigen Klöstern für karitative Zwecke durch den Kaiser eher eine Neuerung in der Zeit der Komnenen darstellte.[106]

Ähnlich wie bei den beiden Klöstern war auch hier für eine Versorgung durch Ländereien und Güter gesorgt.[107] Folgende Aussage deutet daraufhin, dass der Betrieb für die Dauer angelegt war: „Ihm schreibe ich nämlich auch die Wohltaten zu, die sie nach seinem Tod empfangen.“ Gemeint ist hier der Stifter Alexios, nach dessen Tod die Einrichtung offenbar weiter arbeiten sollte.[108]

Von regelrechten Ärzten ist bei Anna nicht die Rede. Vielmehr hört sich das, was sie über die Pfleger berichtet, eher nach geringer qualifizierten Personen an, die vielleicht mit den ‚δουλευταί‘, möglicherweise auch den ‚ὑπουργοί‘ aus dem Pantokratortypikon verglichen werden könnten:

> Ich selbst habe gesehen, wie eine alte Frau von einer jungen bedient und ein blinder Mann von einem Sehenden an der Hand geführt wurde, ein Mann ohne Füße dennoch Füße hatte, nicht seine eigenen, sondern die eines anderen, wie einem, der keine Hände hatte, von anderen Männern Hände gegeben waren, wie Säuglinge von fremden Müttern gestillt und Gelähmte von anderen, gesunden und kräftigen Menschen, bedient wurden.[109]

Das Personal wurde offenbar vom Kaiser bezahlt.[110] Die Versorgung der Kranken und Armen belief sich wohl auf die Stellung von Nahrung und Kleidung auf Kosten des Kaisers, sowie die Dienste der Pfleger.[111] Da weder Ärzte noch Spezialabteilungen genannt sind, kann man wohl eher von einem recht niedrigen Niveau der medizinischen Versorgung der Insassen ausgehen. Die Krankenpflege ist in diesem Fall also schwer von der Bedürftigenversorgung zu trennen. Doktoren finden sich genauso wenig wie medizinische Spezialabteilungen. Dennoch ist es angebracht, diese

[103] Vgl. Alexias, Buch XV, Kap. 7,4.
[104] Alexias, Buch XV, Kap. 7,4.
[105] Vgl. Alexias, Buch XV, Kap. 7,7 und 7,8.
[106] Vgl. Angold, Church, S. 309f.
[107] Vgl. Alexias, Buch XV, Kap. 7,5.
[108] „εἰς ἐκεῖνον γὰρ ἀναφέρω καὶ τὰ μετ’ ἐκεῖνον.“ Alexias, Buch XV, Kap. 7,7 (Deutsche Übersetzung aus Reinsch, Alexias, S. 537).
[109] „Εἶδον ἐγὼ καὶ γραῦν γυναῖκα ὑπὸ νεάνιδος ὑπερετουμένην καὶ ἄνδρα τυφλὸν ὑπὸ βλέποντος ἀνθρώπου χειραγωγούμενον καὶ ἄποδα πόδας ἔχοντα οὐ τοὺς ἑαυτοῦ ἀλλὰ τοὺς ἀλλοτρίους καὶ ἄχειρα ὑπ’ ἄνδρῶν ἑτέρων χειραγωγούμενον καὶ βρέφη τιθηνούμενα παρ’ ἀλλωτρίων μητέρων καὶ παραλύτος ὑπ’ ἄλλων ἀνθρώπων δουλευομένους εὐρώστων.“Alexias, Buch XV, Kap. 7,6 (Deutsche Übersetzung aus Reinsch, Alexias, S. 536f.).
[110] Vgl. Alexias, Buch XV, Kap. 7,6.
[111] Vgl. Alexias, Buch XV, Kap. 7,5.

Einrichtung im Bereich der breiteren und einfacheren Krankenversorgung zu verorten. Generell ist dieser Typ im byzantinischen Gesundheitswesen durchaus verbreitet gewesen.[112]

Fazit

Nimmt man nun alle angeführten Fakten zusammen, kann man beim Xenon des Pantokratorklosters von einer für den damaligen Durchschnitt beachtlich großen und ausdifferenzierten Krankenpflegeeinrichtung sprechen. Verglichen mit anderen Einrichtungen aus diesem Bereich ist der Pantokratorxenon anhand der derzeitigen Quellenlage klar als Ausnahme zu charakterisieren. Kein einziger in den Quellen genannter Fall kommt an den Organisationsgrad und den Personalbestand dieses Hauses heran. Vielmehr führt ein Blick auf andere Einrichtungen zu der Vermutung, dass der Typus, wie ihn das Orphanotropheion darstellt, also eine Anstalt, die materiell durchaus wohl ausgestattet sein kann, aber im Hinblick auf das medizinische Niveau und die Qualifikation des Personals eher dem entspricht, was man als Hospiz bezeichnen würde, mehr dem allgemeinen Bild entsprechen dürfte, da die Ausstattung mit qualifizierten Ärzten wohl längst nicht überall gegeben war. Dennoch, und das zeigen der Lipskonvent, das Kosmosoteirakloster und natürlich der Pantokratorkonvent, sowie weitere hier nicht aufgeführte Exempel aus früheren Zeiten, dass es mit Ärzten ausgestattete und teilweise auch in sich spezialisierte Einrichtungen in geringer Zahl durchaus gegeben hat.[113]

Was die Gründe für die außergewöhnliche Gestaltung des Pantokratorxenons angeht, so gibt es als mögliche Erklärungsansätze die herausgehobene Stellung des Klosters als Mausoleum der Komnenen, der den Komplex zu einem ‚Renommierprojekt' werden ließ[114], desweiteren die Rolle von Kloster und Xenon im Kontext der Seelenvorsorge des Kaisers Johannes II. Auch die zur Schau gestellte Philantropie des Herrschers kann als Triebfeder gewertet werden. Noch ein letztes Mal sei hier allerdings auf die Tatsache verwiesen, dass anhand der Vorgaben im Typikon und der sonstigen Quellen nicht auf eine tatsächliche Umsetzung der genannten Charakteristika der kurzlebigen Institution geschlossen werden kann. Bei aller Relativierung der Deduzierbarkeit des Gesamtzustandes der byzantinischen Krankenanstalten vom Pantokratorxenon soll hier indes nicht der Blick auf die Tatsache verstellt werden, dass es sich bei den Bestimmungen für den Pantokratoxenon um ein beeindruckendes Zeugnis für die Organisation einer mittelalterlichen Krankenpflegeeinrichtung handelt.

---

[112] Vgl. Kap. 5.3.1, speziell Anmerkung 78.
[113] Vgl. hierzu beispielsweise Miller, Birth, dem in diesem Punkt auch von Nutton zugestimmt wird. Vgl. Nutton, Review, S. 218.
[114] Kislinger, Rezension, S. 881.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen

Alexias. Anna Komnene. Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Diether Roderich Reinsch. Köln 1996.

Anna Comnenae Alexias. Hrsg. v. Diether R. Reinsch. 2 Bde. Berlin und New York 2001 (Corpus FontiumHistoriae Byzantinae 40,1).

Antoine, Archevêque de Novgorod: Description des Lieux-Saints de Constantinople (1200). In: Itinéraires Russes en Orient, Bd. I, 1. Übers. v. B. de Khitrowo. [o.O.] 1889 (ND Osnabrück 1966), S. 115–125.

Carmen in diem festum encaeniorum templi Pantocratoris. (Synaxarium: 4. Aug.). Hrsg. v. Gyula Moravcsik. In: Szent László Leánya és a Bizánci Pantokrator-Monostor. Hrsg. v. Gyula Moravcsik. Budapest und Konstantinopel 1923 (A Konstantinápolyi Magyar Tudományos Intézet Közleményei 1923, Nr. 7–8), S. 43–47.

Descriptio Constantinopolis. In: Ciggaar Krijnie N.: Une description anonyme de Constantinople du XIIe s. In: REB 31 (1973), S. 335–354.

Eustazio di Tessalonica: la Espugnazione di Tessalonica. Übers. v. Stilpon Kyriakidis. Palermo 1961 (Istituto di Studi Bizantini e Neoellenici. Testi e Monumenti. Testi Bd. 5).

Ioannis Cinnami epitome rerum ab Ioanne et Alexio Comnenis gestarum. Hrsg. v. August Meinecke. Bonn 1836 [Neudr. Athen [o.J.]] (Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae).

Ioannis Tzetzae Epistulae. Hrsg. v. Peter A. M. Leone. Leipzig 1972 (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana).

Moravcsik, Gyula: Szent László Leánya és a Bizánci Pantokrator-Monostor. Budapest und Konstantinopel 1923 (A Konstantinápolyi Magyar Tudományos Intézet Közleményei 1923, Nr. 7–8).

Niketae Choniatae Historia. Hrsg. v. Johannes A. van Dieten. Berlin und NewYork 1975 (Corpus Fontium Historiae Byzantinae Bd. 11,1).

Talbot, Alice-Mary: Lips. Typikon of Theodora Palaiologina for the Convent of Lips in Constantinople. In: Byzantine Monastic Foundation Documents. A Complete Translation for the Surviving Founder's Typika and Testaments. Bd. 3. Hrsg. v. John Thomas und Angela Constantinides Hero. Washington 2000, S. 1254–1286.

Typ. Kosmosot.: Petit, L.: Typikon du monastère de la Kosmosoteira près d' Ænos (1152). In: Известия Русского археологического института в Константинополе 13 (1908), S. 17–77.

Typ. Lips: Deux Typica Byzantins de l' époque des Paléologues. Hrsg. v. Hippolyte Delehaye. Brüssel 1921 (Académie royale de Belgique. Classe des lettres et des sciences morales et politiques. Mémoires. Deuxième Série. Bd. 13,4).

Typ. Pant: Gautier, Paul: Le typikon du Christ Sauveur Pantocrator. In: REB 32 (1974), S. 1–145.

Τῷ κρατ(αιῷ) χαὶ ἁγίῳ ἡμῶν βασιλεῖ τῷ ἀοιδίμῳ χνρῷ Ἰωάννῃ τῷ Κομνηνῷ. Hrsg. v. G. Mercati. In: BZ 6 (1897), S. 140–142.

Vita beatae imperatricis Irenes (Synaxarium: 13.Aug.). Hrsg. v. Gyula Moravcsik. In: Szent László Leánya és a Bizánci Pantokrator-Monostor. Hrsg. v. Gyula Moravcsik. Budapest und Konstantinopel 1923 (A Konstantinápolyi Magyar Tudományos Intézet Közleményei 1923, Nr. 7–8), S. 48–51.

Literatur

Angold, Michael: Church and Society in Byzantium under the Comneni, 1081–1261. Cambridge 1995.

Congdon, Eleanor A.: Imperial commemoration and ritual in the typikon of the monastery of Christ Pantokrator. In: Revue des études byzantines 54 (1996), S. 161–199.

Constantelos, Demetrios J.: Byzantine Philantropy and Social Welfare. New Rochelle und New York 2. Aufl. 1991.

Constantelos, Demetrios J.: Medicine and Social Welfare in the Byzantine Empire. In: Medicina nei Secoli. Arte e Scienza 11/2 (1999), S. 337–355.

Epstein, Ann Wharton: Formulas for Salvation: A Comparison of Two Byzantine Monasteries and their Founders. In: Church History 50 (1981), S. 385–400.

Eyice, Semavi: Über die byzantinischen Krankenhäuser. In: Historia Hospitalium 15 (1983–1984), S. 141–163.

Gautier, Paul: Le typikon du Christ Sauveur Pantocrator. In: REB 32 (1974), S. 1–145.

Grumel, V.: La profession médicale à Byzance à l'époque des Comnènes. In: Revue des études byzantines 7 (1949), S.42–46.

Herrin, Judith: Ideals of Charity, realities of welfare : The philantropic activity of the Byzantine Church. In : Church and People in Byzantium. Society for the Promotion of Byzantine Studies. Twentieth Spring Symposium of Byzantine Studies Manchaster 1986. Hrsg. v. Rosemary Morris. Birmingham 1990, S. 151–164.

Horden, Peregrine: Health, Hygiene, and Healing. In: The Oxford Handbook of Byzantine Studies. Hrsg. v. Elizabeth Jeffreys, John Haldon und Robin Cormack. Oxford 2008, S. 685–690.

Horden, Peregrine: How medicalised were Byzantine Hospitals? In: Sozialgeschichte Mittelalterlicher Hospitäler. Hrsg. v. Neithard Bulst und Karl-Heinz Spieß. Ostfildern 2007 (Vorträge und Forschungen Bd. 65), S. 213–235.

Janin, R.: Les églises et les monastères [de la ville de Constantinople]. Paris 1969 (La géographie ecclésiastique de l'empire Byzantin. 1. Le siège de Constantinople et le Patriarchat oecuménique. Bd. 3).

Kislinger, Ewald: Art. Hospital. In: Lexikon des Mittelalters, Bd. 5. München und Zürich 1991, Sp. 133–134.

Kislinger, Ewald: Der Pantokrator-Xenon, ein trügerisches Ideal? In: JÖB 37 (1987), S. 173–179.

Kislinger, Ewald: Rezension zu Miller, T. S., Byzantine physicians and their hospitals. Medicin a nei Secoli. Arte e Scienza 11/ 2(1999) S.323–335. In: Byzantinische Zeitschrift 94,2 (2001), S. 881.

Kislinger, Ewald: Xenon und Nosokomeion – Hospitäler in Byzanz. In: Historia Hospitalium 17 (1986-1988), S. 7–16.

Lilie, Ralph-Johannes: Des Kaisers Macht und Ohnmacht. Zum Zerfall der Zentralgewalt in Byzanz vor dem vierten Kreuzzug. In: Varia I. Beiträge von Ralph- Johannes Lilie und Paul Speck. Hrsg. vom Byzantinisch- Neugriechischen Seminar der Freien Universität Berlin. Bonn 1984 (Poikila Byzantina 4), S. 9–120.

Mentzou-Meimare, K.: Eparchia kai evage hidrymata mechri tou telous tes eikomachias. In: Byzantina 11 (1982), S. 241–308.

Miller, Timothy S.: Charitable Institutions. In: The Oxford Handbook of Byzantine Studies. Hrsg. v. Elizabeth Jeffreys, John Haldon und Robin Cormack. Oxford 2008, S. 621–629.

Miller, Timothy S.: The Birth oft the Hospital in the Byzantine Empire. Baltimore und London 1997 (The Henry E. Sigerist supplements to the Bulletin of the history of medicine. N.S. 10).

Miller, Timothy S.: Byzantine Physicians and their Hospitals. In: Medicina nei Secoli. Arte e Scienza 11,2 (1999), S. 323–335.

Nutton, Vivian: Rezension zu Timothy S. Miller, The birth of the hospital in the Byzantine Empire, Baltimore 1985. In: Medical History 30,2 (1986), S. 218–221.

Schreiber, Georg: byzantinisches und abendländisches Hospital. Zur Spitalordnung des Pantokrator und zur byzantinischen Medizin. In: Gemeinschaften des Mittelalters. Recht und Verfassung. Kult und Frömmigkeit. Hrsg. v. Georg Schreiber. Münster 1948 (Georg Schreiber. Gesammelte Abhandlungen Bd. 1), S. 3–80.

Soustal, Peter: Thrakien (Thrakē, Rodopē und Haimimontos). Wien 1991 (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Denkschriften. Bd. 221; Tabula Imperii Byzantini. Bd. 6.).

Sudhoff, K.: Aus der Geschichte des Krankenhauswesens im frühen Mittelalter im Morgenland und Abendland. In: Ausgewählte Abhandlungen von Karl Sudhoff. Mit einer autobiographischen Skizze. Zum 75. Geburtstage. Hrsg. v. Henry E. Sigerist. Wiesbaden 1965 (Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin Bd. 21), S. 164–203.

Volk, Robert: Gesundheitswesen im Spiegel der byzantinischen Klostertypika. München 1983 (Miscellanea Byzantina Monacensia 28).

Weiß, Günter: Die Leichenrede des Michael Psellos auf den Abt Nikolaos vom Kloster von der Schönen Quelle. In: Byzantina 9 (1977), S. 219–322.

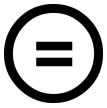
Tristan Stefan Schmidt studiert im Studiengang M. A. Geschichte mit byzantinistischem Schwerpunkt an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Zuvor hat er in Mainz den B. A. mit dem Kernfach Geschichte und dem Beifach Politikwissenschaft erworben.

Lizenzierung:

Dieser Artikel steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz.

Sie dürfen das Werk zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen:

Namensnennung — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.



Keine Bearbeitung — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Ivan IV. – Kindheit und Jugend des „schrecklichen“ Zaren

Eine Untersuchung der Darstellung des jungen Zaren in der Frühen Neuzeit und die Beeinflussung des Geschichtsbewusstseins über den Zaren durch das Medium Film

Jelena Menderetska

Zusammenfassung

Die Untersuchung orientiert sich primär an den unterschiedlichen Schilderungen der Jugend des Zaren Ivan IV. in den Quellen der Frühen Neuzeit, angefangen bei den offiziellen russischen Chroniken, bis hin zu ausländischen Quellen. Im zweiten Schritt werden die Darstellungen seiner Jugend bei den bekanntesten, osteuropäischen Historikern sowie die Darstellung des jungen Zaren in Filmen (sowohl in Klassikern wie „Ivan Groznyj“ von Sergej Eisenstein als auch moderne Verfilmungen aus den letzten Jahren) analysiert.

Abstract

The enquiry focuses mainly upon the differing narratives concerning Tsar Ivan the IV’s youth. The author scrutinizes the historical sources of the Early Modern Period, dealing with a broad spectrum of sources incorporating official Russian chronicles as well as foreign accounts. Subsequently Menderetska analyzes the narrative representations of the Tsar’s juvenile years and also examines his depiction in well-known movies such as—among others—Eisenstein’s “Ivan Groznyj”.

Einleitung

> Im Volk sind noch allerlei Sagen über die Prachtliebe, die Üppigkeit und die Grausamkeit des Schreckenszaren verbreitet. […] Aber in diesen Sagen, Legenden und Liedern sind Wahrheit und Dichtung vermengt; sie verleihen den wirklich geschehenen Dingen schwankende Umrisse, zeigen sie wie durch einen Nebel und überlassen es der Einbildungskraft eines jeden, das Geschilderte sich nach Belieben zu vervollständigen.[1]

Ivan Groznyj, dessen Beiname bis heute im Deutschen oftmals mit „der Schreckliche“[2] wiedergegeben wird, gehört neben Peter dem Großen zu den wohl bekanntesten russischen Zaren und ist geradezu eine „Symbolgestalt der russischen Geschichte“[3]. Während jedoch Peter I. als der „Große“ in die Geschichte einging, fragt man sich, warum Ivan IV. stattdessen einen so „schrecklichen“ Beinamen erhielt, obwohl seine Zeitgenossen ihm an Grausamkeit in nichts nachstanden[4] und er im Vergleich zu Peter dem Großen sicherlich weniger Todesopfer verursacht hatte. Doch Peters Grausamkeiten werden als begründet dargestellt, Ivans aber als willkürlich und er selbst als „ein grawsamer / frecher / wilder / gewaltsamer Tyrann“, der nicht nur boshaft, sondern auch „unfreundlich“, „ungerecht“ und gottlos sei.[5]

Als Ursache für seinen eigenwilligen und strengen Charakter werden oftmals Ivans Kindheits- und Jugenderfahrungen genannt. Der frühe Tod der Eltern und die darauffolgenden Auseinandersetzungen mit den Bojaren werden als Vorboten zu seinen späteren Gewaltausbrüchen und „tyrannischen“ Herrschaftszügen gedeutet. Die vorliegende Arbeit setzt sich vor allem mit

---

1 Aus: Tolstoj, Aleksej Nikolaevič: Fürst Serebriany. Roman aus der Zeit Iwans IV. Aus dem Russischen übersetzt von Dora Berndl-Friedmann. Zürich 1944, S. 547.

2 Obwohl Ivan IV. im russischsprachigen Raum als „Groznyj“, also der „Strenge“ oder „Furchteinflößende“ gilt, erhielt er im westeuropäischen Raum den Beinamen der „Schreckliche“ und muss sich nach wie vor mit einer zumeist ablehnenden Haltung ihm gegenüber in Darstellungen über ihn begnügen. Beispiel hierfür Artikel der „Welt“ vom 31.07.2007 unter dem Titel „Iwan der Schreckliche, ein Zar im Blutrausch“ URL: http://www.welt.de/kultur/history/article1069173/Iwan_der_Schreckliche_ein_Zar_im_Blutrausch.html [Stand 08.08.2012].

3 Kämpfer, Frank / Stökl, Günther: Russland an der Schwelle zur Neuzeit. Das Moskauer Zartum unter Ivan IV. Groznyj. In: Hellmann, Manfred (Hg.): Handbuch der Geschichte Russlands. Band 1. Stuttgart 1989, S. 856.

4 Einige Beispiele bei: Kappeler, Andreas: Ivan Groznyj im Spiegel der ausländischen Druckschriften seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des westlichen Russlandbildes, Frankfurt am Main 1972 (Geist und Werk der Zeiten 33), S.239; Manjagin, Vjaceslav G.: Apologija groznogo cara: kriticeskij obzor literatury o care Ioanne Vasil'evice Groznom. Moskau 2004, S. 15/16; Spliet, Herbert: Russland von der Autokratie der Zaren zur imperialen Großmacht. Psychische Anomalien der Zaren im Wandel ihrer Genetik. Lüneburg 1979, S. 47. So ist beispielsweise von „Bloody Mary“ (1516–1558), dem „düsteren“ spanischen König Philipp II. (1527–1598), der Drahtzieherin der Bartholomäusnacht (1572) von Paris Caterina de´ Medici, dem schwedischen König Christian II. (Stockholmer Blutbad von 1520), dem „Henker der Niederlande“ Herzog Alba (1507–1582) und einigen Anderen die Rede.

5 Oderborn, Paul: Wunderbare/Erschreckliche/Unerhörte Geschichte /und warhaffte Historien: Nemlich /Des nechst gewesenen Groszfürsten in der Moschkaw Joan Bisilodis/auff jre Sprech Iwan Nasilowitz genandt/Leben. In drey Bücher verfast/Und aus dem Latein verdeutscht /Durch Heinrich Räteln zu Sagan, Görlitz 1589 (Lateinische Originalausgabe Wittenberg 1585), zitiert in: Kappeler, Ivan Groznyj, S. 163. Von Ivans und Peters gleichen Charakterzügen ist auch in Platonov, Sergej Fjodorowitsch: Ivan Groznyj. Berlin 1924, S. 5–21 sowie Kämpfer, Frank: Ivan (IV.) der Schreckliche. In: Torke, Hans-Joachim: Die russischen Zaren 1547–1917. München 2005, S. 49 die Rede. Laut Kämpfer liegt der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Zaren darin, dass nach Peters Tod im Land weiterhin Fortschritt herrschte, während nach Ivan das Land in Ruinen lag und die „Zeit der Wirren“ folgte.

Ivans frühen Jahren bis zur Zarenkrönung auseinander. Dabei soll die Frage geklärt werden, welche Quellen Auskunft über die frühen Jahre Ivans IV. geben können. Unterschieden werden dabei die russischen Quellen, insbesondere die Chroniken,[6] von den ausländischen Quellen, vor allem den Flugschriften,[7] sowie den Selbstdarstellungen Ivans am Beispiel des Briefwechsels mit dem Fürsten Andrej Michailowitsch Kurbskij[8]. Im zweiten Schritt werden die gängigen Geschichtsdarstellungen beispielsweise von den Historikern Hans von Eckardt, Manfred Hellmann und Ruslan Skrynnikow[9] zu Ivans frühen Jahren untersucht. Dabei soll analysiert werden, welche Quellen die Historiker zu ihren Forschungen heranzogen und wie genau ihre Quellenkritik ausfällt. Schließlich soll auf das gegenwärtige Geschichtsbewusstsein, welches beim Nichthistoriker vor allem durch den Einfluss der Medien geprägt ist, eingegangen werden. Um dieses gezielt analysieren zu können, werden einige beispielhafte Verfilmungen von Ivans IV. Leben zur Hilfe genommen.[10]

Somit soll zum Schluss die Frage geklärt werden, aus welchen Quellen das gegenwärtige Geschichtsbewusstsein von Ivan IV. (vor allem über seine Kindheit und Jugend) stammt und inwieweit diese Quellen aussagekräftig sind. Damit verbunden stellt sich auch die Frage, inwiefern diese Quellen in den Verfilmungen Ivans IV. wiederzufinden sind und in welchem Maße sie Einfluss auf das Geschichtsbewusstsein in der Bevölkerung haben. Zunächst soll jedoch ein kurzer historischer Abriss zu den ersten Jahren Ivans IV. bis zu seiner Zarenkrönung gegeben werden.[11]

Historischer Abriss

Die folgende kurze Zusammenfassung der Kindheit und Jugend Ivans IV. gliedert sich in drei Teile, dabei umfasst der erste Teil die ersten Jahre Ivans, in denen sein Vater Vasilij III. im Moskauer Reich als Großfürst regierte. Der zweite Teil behandelt die Periode, in der Ivans Mutter Elena Glinskaja nach dem frühen Tod Vasilijs für einige Jahre die Regierungsangelegenheiten des Landes übernahm. Im letzten Teil wird schließlich Ivans Jugend bis zu seiner Krönung erfasst. Die

6 Polnoe sobranie russkich letopisej (im Folgenden nur: PSRL).

7 Vgl. dazu eine hervorragende Arbeit von Kappeler, Ivan Groznyj im Spiegel der ausländischen Druckschriften seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des westlichen Russlandbildes, Frankfurt am Main 1972 (Geist und Werk der Zeiten 33).

8 Englische Übersetzung bei: Kurbskij, Andrej Michailowitsch / Ivan IV.: Fennell, John Lister Illingworth (Hg.): The Correspondence between Prince A. M. Kurbsky and Tsar Ivan IV. of Russia 1564–1579. Cambridge 1955.

9 Eckardt, Hans von: Iwan der Schreckliche. Tübingen 1941; Hellmann, Manfred: Iwan IV. der Schreckliche. Moskau an der Schwelle zur Neuzeit. Göttingen [u.a.] 1966; Skrynnikow, Ruslan: Iwan der Schreckliche und seine Zeit. München 1991.

10 Ejzenštejn, Sergej Michajlovič: Ivan Groznyj. DVD 2 X 100 Min. Mosfilm. UdSSR 1944/1958; Lungin, Pavel : Tsar. DVD 118 Min. Vikkon Pljus. Russland 2009; Eshpai, Andrei : Ivan Groznyj. DVD 16 X 45 Min. Matryoshka Audio Video Distribution. Russland 2009.

11 Eine hervorragende Zusammenfassung der Ereignisse zwischen der Geburt Ivans IV bis zu seiner Krönung unter Berücksichtigung der wichtigsten Chroniken und ihrer kritischen Auswertung und Unterscheidung hat Peter Nitsche geleistet. Nitsche, Peter: Großfürst und Thronfolger. Die Nachfolgepolitik der Moskauer Herrscher bis zum Ende der Rjurikidenhauses. Köln/Wien 1972 (Kölner historische Abhandlungen Band 21).

Ausführungen orientieren sich hauptsächlich an den russischen Chroniken, die im späteren Kapitel genauer analysiert werden.

Vasilij III. und sein langersehnter Thronerbe

Die Thronfolge des Großfürsten Vasilij III. galt lange Zeit als ungesichert. Seine erste Ehe mit Solomonia Saburova endete aufgrund fehlender Nachkommen nach zwanzig Jahren, als er seine Ehefrau ins Kloster[12] verbannte und die junge Fürstentochter Elena Vasilevna Glinskaja aus Litauen heiratete.[13] Nachdem es den Anschein hatte, dass ein Nachfolger auch hier weiterhin ausbleiben sollte, unternahm er mit seiner zweiten Ehefrau Elena Wallfahrten zu Fuß, um einen Sohn zu erflehen.[14] Schließlich brachte Elena Glinskaja am 26. August 1530 einen Sohn zur Welt,[15] der auf den Namen Ivan getauft wurde. Wie die Chroniken berichten, herrschte große Freude darüber.[16] Die Freude bei Vasilijs jüngeren Brüdern Jurij und Andrej wird dabei eher gering ausgefallen sein, denn durch die Geburt Ivans waren sie von der Thronfolge ausgeschlossen. Sie mussten Vasilijs Sohn nun die Treue schwören. Vor allem Jurij fürchtete Vasilij „als Nebenbuhler seines Sohnes im Kampf um den Thron".[17] Die Angst Vasilijs, dass seine Brüder Intrigen gegen ihn oder Ivan schmieden könnten, veranlasste ihn dazu, seine Brüder sogar bespitzeln zu lassen.[18] Diese Angst vor Intrigen steigerte sich nach einem Jagdunfall im Gebiet von Volokolamsk 1533, bei dem Vasilij sich eine Verletzung zuzog.[19] Zunächst nahm Ivans Vater die Erkrankung nicht ernst. Als sich keine Besserung zeigte, versuchte er diese vorerst zu verheimlichen. Auch seine Brüder sollten zunächst von seinem Zustand nichts erfahren.[20] Als jedoch sein Tod absehbar war, ließ er an sein Krankenbett die Bojaren rufen und erteilte ihnen Weisungen.[21] Aus den Chroniken lässt sich Vasilijs Anliegen, dass die Thronfolge durch seinen Sohn Ivan gesichert bleiben sollte, erkennen, indem er von den Bojaren und Bojarenkindern und Fürstensöhnen fordert, dass sie so wie sie ihm gedient haben,

---

12 Vgl. Herberstein, Sigmund von: Moscovia. Erlangen 1926 (Der Weltkreis. Bücher von Entdeckerfahrten und Reisen Bd. 1), S. 57f. Sowie: Skrynnikow, S. 11f.

13 Zur Herkunft Elenas: Rüß, Hartmut: Elena Vasilévna Glinskaja. In: JbbGOE 19 (1971), S. 486f.

14 Patriaršaja uli nikonovskaja letopos. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XIII. St. Peterburg 1904, S. 49.

15 Oftmals wird das Geburtsdatum auf den 25. August datiert, z.B. bei Skrynnikow, S. 12. Oder: Hellmann, S. 20. Sowie: Eckardt, S. 36. Zur Widerlegung: Nitsche, S. 202. Über Ivans jüngeren, vermutlich geisteskranken, Bruder Georgij ist in den Quellen nur selten die Rede. So heißt es beispielsweise, dass Ivan „wohlgeboren", während Georgij „töricht, einfältig und zu allem Guten unfähig" war. Vgl. Kämpfer, Frank (Hg.): Historie vom Zartum Kasan (Kasaner Chronik). Graz 1969 (Slavische Geschichtsschreibung 7), S. 94.

16 SRL Bd. XIII S. 48.

17 Nitsche, S. 222.

18 Dazu: Nitsche, S. 203–204.

19 Teils ist von einer Erkältung oder einer Knochenhautentzündung die Rede. Dazu: Nitsche, S. 206. Vgl. Letopisec načala carstva carja u velikogo knjazja ivana vasileviča. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XXIX. Moskau 1965, S. 9f, 117; Lvovskaja letopis. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XX/II. St. Peterburg 1914 [ND Moskau 1971], S. 419f.; Sofijskaja vtoraja letopos. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band VI. St. Peterburg 1853 [ND Düsseldorf 1973], S. 267f.

20 Nitsche, S. 208, 221. PSRL Bd. VI, S. 268; Aleksandro-nevskaja leptopis. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XXIX. Moskau 1965, S. 118.

21 Nitsche, S. 211f.

künftig seinem Sohn Ivan „treu und unbeirrbar“ dienen sollten.[22] Daraufhin übertrug Vasilij durch eine symbolische Handlung seinem Erstgeborenen das Reich, indem er Ivan mit dem Kreuz des heiligen Metropoliten Petr segnete.[23] Vasilij III. verstarb am 4. Dezember 1533,[24] zuvor wurde die Sorge für seinen dreijährigen Sohn Ivan IV. und Elena Glinskaja in die Hände des Metropoliten gelegt.[25]

Elena Glinskaja und ihre unvorhergesehene Machtausübung

Der Metropolit sorgte dafür, dass unmittelbar nach Vasilijs Tod dessen Brüder vor dem Metropoliten ihre Treue zu Ivan erneut schwören mussten. Erst im Anschluss wurde Vasilijs Frau Elena Glinskaja über den Tod des Großfürsten informiert.[26] Man kann davon ausgehen, dass Vasilij nach seinem Tod bis zur Volljährigkeit seines Sohnes ein politisches Mitspracherecht für Elena vorgesehen hatte, die Regierungsangelegenheiten jedoch in die Hand eines Bojarengremiums übergab.[27] Doch Elena war „weit über die Intensionen Vasilijs hinaus“ an der Machtausübung im Reich interessiert.[28] So kam es in der Zeit nach Vasilijs Tod zu einem Grundkonflikt zwischen der aufgrund ihrer litauischen Herkunft im Reich als Ausländerin angesehene Großfürstin Elena Glinskaja, zusammen mit ihrem Favoriten, dem Fürsten Ivan Fedorovič Obolenskij-Ovčina-Telepnev,[29] und den von Vasilij testamentarisch bestimmten Bojaren der Bojarenduma.[30]

Es folgte eine Welle von Verhaftungen im Namen der Großfürstin.[31] Bereits eine Woche nach Vasilijs Tod wurde sein Bruder Jurij verhaftet[32] und verstarb im August 1534 in Haft.[33] Zugleich wurden weitere Bojaren, darunter Elenas Onkel Michail Glinskij verhaftet.[34] Michail verstarb im

22 PSRL Bd. VI S. 270-272. Übersetzung aus Nitsche, S. 211.
23 Nitsche, S. 211, 213. Vgl. PSRL XX/2 S. 420; Band XXIX S. 121.
24 Nitsche, S. 211. PSRL Bd. VI S. 274; Bd. XXIX S. 10, 126.
25 Nitsche, S. 219, 221.
26 Nitsche, S. 223. Vgl. PSRL VI, S. 275; Bd. XXIX S. 10.
27 Nitsche, S. 215, 220. Vgl. PSRL Bd. XIII, S.76; Bd. XXIX S. 10. Inwiefern Elena tatsächlich den Staat bis zur Mündigkeit Ivans verwalten sollte, ist in der Forschung umstritten. Man kann jedoch davon ausgehen, dass Ivan IV. seine Mutter als die legitime Nachfolgerin Vasilijs in die Chroniken eintragen ließ ohne, dass dieses Vasilijs tatsächliche Intensionen gewesen waren. Vgl. hierzu: Skrynnikow, S. 13f. Zu den testamentarischen, mündlichen Vereinbarungen: Rüß, Elena Vasilévna Glinskaja, S. 488–491.
28 Nitsche, S. 233.
29 Kämpfer, Russland, S. 872.
30 Kämpfer, Russland, S. 872.
31 Eine ausführliche Schilderung der hier nur kurz angesprochenen Konflikte und Verhaftungen bei: Rüß, Hartmut: Machtkampf oder „feudale Reaktion“? Zu den innenpolitischen Auseinandersetzungen in Moskau nach dem Tode Vasikijs III. In: JbbGOE 18 (1970), S. 481–502.
32 Zu den unterschiedlichen Begründungen und Haltungen der Betroffenen: Nitsche, S. 224–226. PSRL Bd. XXIX S. 127.
33 Nitsche, S. 230.
34 Es gibt unterschiedliche Vermutungen, was die Ursache für diese Verhaftung gewesen sein könnte. Ebenso gibt es unterschiedliche Darstellungen in den Chroniken zu diesem Ereignis. Vgl. Nitsche, S. 234. Herberstein stellt in seinem Reisebericht über Moskau sogar die gewagte These auf, dass der Grund darin läge, dass Michail seiner Nichte Vorwürfe aufgrund ihres Verhältnisses mit dem Fürsten Obolenskij machte, weshalb sie ihn daraufhin verhaften ließ. Vgl. Herberstein, S. 59.

September 1536 im Gefängnis.[35] Nach dem Tode Jurijs wurde der zweite Bruder Vasilijs Andrej in den Augen der Großfürstin zur Gefahr für die Thronfolge ihres Sohnes. Im Frühsommer 1537 kam es zu seiner Verhaftung[36] und seinem anschließenden Tod am 10. Dezember 1537.[37]

Nach außen hin, so auch im Ausland, war Ivan IV. unabhängig von seinem Alter als Herrscher legitimiert.[38] Deshalb wurde die Regentschaft Elenas in auswärtigen Beziehungen nicht erwähnt. [39] Zurecht weist Peter Nitsche darauf hin, dass die Politik während Elenas Regentschaft dazu führte, dass es trotz der Minderjährigkeit Ivans zu keiner negativen Entwicklung im Staat kam.[40] Die lange Zeit herrschende Vorstellung von der „schwachen" Frau, deren Regentschaft eine „unglückliche Epoche für Moskau"[41] bedeutet hat, gilt mittlerweile als widerlegt.[42] Immerhin hatte Elenas Politik das Ziel Vasilijs erfüllt und die Thronfolge seines Sohnes gesichert.[43] Die Krise, die Vasilij anscheinend erfolgreich zu vermeiden versucht hatte, brach erst nach Elenas frühem Tod am 3. April 1538[44] aus.

Ivans IV. Jugend und sein Weg auf den Zarenthron

Wie die Chroniken berichten, wuchsen nun die beiden Söhne Vasilijs III. „nach ihrem eigenen Willen auf" und aufgrund des jungen Alters des Großfürsten lebten die Fürsten in „Selbstherrlichkeit".[45] Bereits eine Woche nach Elenas Tod wurde ihr Günstling Obolenskij ermordet.[46] Seine Schwester Agrafena Čeljadnina und zugleich die Amme von Ivan IV. wurde ins Kloster verbannt.[47]

---

35 Nitsche, S. 235. Vgl. Piskarevskij letopisec. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XXXIV, S. 178; PSRL Bd. XXIX, S. 28

36 Nitsche, S. 243–251. Auch hier existieren unterschiedliche Versionen zur Vorgeschichte der Verhaftung. Die offizielle, großfürstliche Chronistik berichtet von Andrejs Intrigen gegen die Regentschaft und Ovčinas eigenmächtiges Handeln, andere Quellen stellen keine Provokation Adrejs dar. Ivan selbst äußert im Brief an Kurbskij, dass Andrej „sich von den verräterischen Bojaren aufwiegeln" lassen habe. Kurbskij, Correspondence, S.70. Vgl. PSRL XXIX S. 132–134.

37 Vgl. PSRL XXXIV, S. 178; Bd. XXIX S. 31.

38 Beispiel hierfür ist die auswärtige Beziehung zu Sigismund. Nitsche, S. 235f.

39 Nitsche, S. 237, 239. Ebenso: Fleischhacker, Hedwig: Die staats- und völkerrechtlichen Grundlagen der moskauischen Außenpolitik (14. – 17. Jahrhundert). Darmstadt 1959, S. 50. Sowie: Rüß, Elena Vasilévna Glinskaja, S. 492.

40 Nitsche, S. 242.

41 Diese These bei: Smolitsch, Igor: Zur Geschichte der russischen Ostpolitik des 15. und 16. Jahrhundert. In: JbbGOE 6 (1941), S. 77.

42 Vgl. dazu: Rüß, Hartmut: Die Friedensverhandlungen zwischen Moskau und Polen-Litauen im Jahre 1537. Eine Studie zur moskowitischen Diplomatiegeschichte. In: JbbGOE 36 (1988), S. 192f. Ebenso: Rüß, Elena Vasilévna Glinskaja, S. 496. Grund für die negative Einfärbung könnten die Berichte des kaiserlichen Gesandten Sigmund von Herbersteins sein, dazu: Rüß, Elena Vasilévna Glinskaja, S. 481.

43 Nitsche, S.253.

44 Die Vermutungen, dass die Großfürstin Elena vergiftet wurde, gelten mittlerweile als überholt. Nitsche, S. 253. PSRL Bd. XXIX, S. 32, 135. Sowie: Skrynnikow, S. 21.

45 Kämpfer, Historie, S. 94.

46 Laut Chronik ließ man ihn im Kerker verhungern. Vgl. PSRL Bd. XXXIV, S. 178.

47 PSRL Bd. XIII S. 123; PSRL Bd. XXXIV, S. 178.

Im April 1538 wurden Ivan Fedorovič Bel´skij und Andrej Michaijlovič Šujskij aus der politischen Gefangenschaft befreit und es begann eine Periode des Machtkampfes zwischen den zwei mächtigen Fürstengeschlechtern Šujskij, den Nachkommen der Großfürsten von Suzdal´, dem mächtigsten ostrussischen Geschlecht, auf der einen Seite und Bel´skij, der vornehmsten westrussischen Familie, auf der anderen Seite.[48] Wie Peter Nitsche schildert, waren diese Jahre zunächst von einem „erbitterten, gnadenlosen Kampf" zwischen den Šujskijs und den Bel´skijs gekennzeichnet, bis später auch die Brüder Elenas, die Glinskijs, ebenfalls am Machtkampf teilnahmen.[49] Obwohl man fälschlicherweise zunächst vermuten könnte, es ginge den kämpfenden Bojarengruppen um den Thron, so war das Ziel vielmehr die Bemächtigung „handfester Vorteile für das eigene Geschlecht" sowie die eigene Bereicherung auf Staatskosten.[50] Šujskij schien bei diesem Machtkampf anfangs zu dominieren, sodass es sogar zu öffentlichen Hinrichtungen kam.[51] Der Metropolit Daniil wurde 1539 von Šujskij gestürzt, als neuer Metropolit wurde der Abt des Dreifaltigkeitsklosters Ioasaf (Skripicyn) eingesetzt.[52] Ioasaf erwies sich allerdings als ein nicht treuer Parteigänger Šujskijs, denn durch seine Fürbitten für die Gefangenen nahm Ivan IV. die beiden Brüder Bel´skij 1540/1541 in Gnaden auf.[53] In Folge dessen kam es zur erneuten Abdankung des Metropoliten.[54] Seine Nachfolge trat 1542 der Erzbischof Makarij von Novgorod[55] an, der die Lehren Iosif Sanins vertrat.[56] Ihm gelang es als erstem, nach dem Tod der Eltern einen Einfluss auf Ivan, dessen Erziehung zu diesem Zeitpunkt vernachlässigt wurde, zu gewinnen.[57] Nachdem Šujskij den Bojar Fedor Semjonov Voroncov, einen Günstling Ivans IV., im September 1543 ins ferne Kostroma verbannte,[58] ließ Ivan am 29. Dezember 1543 Šujskij den Hundeführern übergeben, die ihn zu Tode schlugen.[59] Diese Reaktion des dreizehnjährigen Großfürsten löste einen Schock aus.[60] Man vermutet, dass hierbei der Metropolit Makarij Rache an Šujskij aufgrund eines vorherigen Streits ausüben wollte.[61]

---

48 Kämpfer, Russland, S. 873. Vgl. PSRL Bd. XXXIV, S. 178. Vgl. ebenso: Rüss, Machtkampf, S. 481–505 und Rüss, Elena Glinskaja, S. 481–498.
49 Nitsche, S. 254.
50 Nitsche, S. 256. Dazu im Kurbskij-Brief: Kurbskij, Correspondence, S. 76.
51 Abbildungen dazu bei Schmidt, Sigurd: Rossijskoe gosudarstvo v seredine XVI stoletija: carskij archiv i licevye letopisi vremeni Ivana Groznogo. Moskau 1984, S. 223–239.
52 PSRL XIII, S. 127; Bd. XXIX S. 34.
53 Kämpfer, Russland, S. 874.
54 Kurbskij, Andrej Michailowitsch / Ivan IV.: Stählin, Karl (Hg.): Der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen mit dem Fürsten Kurbskij (1564–1579). Leipzig 1921, S. 57; PSRL Bd. XIII, S. 141.
55 PSRL Bd. XIII, S. 140f; Bd. XXIX, S. 42 f.
56 Nitsche, S. 257.
57 Nitsche, S. 257.
58 PSRL Bd. XXIX, S. 45, 144.
59 PSRL Bd. XXIX, S. 45, 144.
60 Kämpfer, Russland, S. 875; PSRL Bd. XXIX, S. 144f.; Schmidt, S. 239–255.
61 Nitsche, S. 259.

Diese frühen „grausamen“ Reaktionen des Großfürsten wurden in der Geschichts-schreibung des Öfteren als Vorboten seiner späteren Gewaltherrschaft gedeutet, so meint auch Peter Nitsche, dass es so schiene, als wäre die ständige Wahrnehmung des „negativen Vorbildes von Zügellosigkeit und Willkür“ sowie das Gefühl „absoluter Macht“ für die Charakterentwicklung Ivans, die von „Unberechenbarkeit, Jähzorn, Grausamkeit“ und „selbstsichere[r] Zurückweisung eines jeden Tadels“ geprägt war, von „erheblicher Bedeutung“.[62]

Laut der offiziellen Chronik äußerte Ivan nach einer Reise durch sein Land, auf der er Klöster und Dörfer aufgesucht hat, seinen Heirats- und Krönungswunsch.[63] Es scheint jedoch eher unwahrscheinlich, dass der bisher nur auf Vergnügen orientierte sechzehnjährige Ivan, seine Interessen so plötzlich auf seine Herrscherpflichten lenkte, weshalb viel naheliegender ist, dass es Makarijs Einfluß war, der Ivan zu dieser Entscheidung bewegte.[64] Auch die vorige Reise durch das Reich hat vermutlich statt der Wallfahrt eher der Jagd gedient.[65]

Die Krönung selbst fand am 16. Januar 1547 in der Mariä-Entschlafens-Kathedrale statt. In den Chroniken existieren eine kürzere und eine längere Fassung der Krönungszeremonie.[66] Insgesamt kann man sagen, dass die Kirche, nicht zuletzt durch Markarijs starken Einfluss auf den jungen Zaren, dessen Rolle geradezu als Vaterersatz, als „Nutznießer“[67] der Krönung gedeutet werden kann. Gleichzeitig hat die Minderjährigkeit Ivans mit der Krönung nun auch offiziell ihr Ende gefunden.[68] Zur Verstärkung dieses Effektes folgte am 3. Februar 1547 die Heirat mit Anastasija Romanova, die zwar keinem fürstlichen Hochadel angehörte, dennoch aus einer angesehenen Altmoskauer Bojarenfamilie stammte.[69] Die Kasaner Chronik schmückt diese Lebensphase des jungen Zaren und seine darauffolgenden Handlungen aus, indem sie davon berichtet, wie der aufgrund des frühen Verlustes der Eltern in Unglück gebadete Ivan nun seine Feinde und die alten Bojaren, die das Land ungerecht regiert hatten, zerschlug und von der „Heuchelei“ bekehrte.[70]

---

62 Nitsche, S. 258.
63 PSRL Bd. XXIX, S. 148.
64 Nitsche, S. 260.
65 Nitsche, S. 260.
66 Historiker sind sich nicht einig darüber, „nach welchem Ritus Ivan tatsächlich gekrönt wurde“. Nitsche selbst hält die kürzere Fassung für das tatsächliche Krönungsritual. Vgl. Nitsche, S. 262. Kürzere Fassung bei: Bd. XIII, S. 150-151; PSRL, Band XXXIV, S. 451–543; Bd. XXIX S. 149–150; Bd. XXXIV S. 180-181. Längere Fassung bei: Barsov, Elpidifor: Drevne-russkie pamjatniki svjascennago vencanija carej na carstvo v svjazi s greceskimi ich originalami: s istoriceskim ocerkom cinovcarskogo vencanija v svjazi s razvitiem idei carja na Rusi. Mouton 1969 [ND Moskau 1983], S. 42–90.
67 Kämpfer, Russland, S. 880.
68 Nitsche, S. 272.
69 Nitsche, S. 273f. Chronik zur Heirat: PSRL Bd XIII, S. 152; Tak nazyvaemaja Carstvennaja kniga. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XIII. St. Peterburg 1904, S. 453; PSRL XXXIV S. 181; XXIX S. 51, 151.
70 Kämpfer, Historie, S. 96.

Ivan IV. in den Quellen

Im Folgenden soll die allgemeine Quellenlage[71] über die Zeit Ivans IV. zusammenfassend erläutert werden. Es werden zunächst die russischen Quellen, vorwiegend die Chroniken, untersucht, anschließend die Selbstdarstellungen Ivans, beispielsweise in seinem Briefwechsel mit dem Bojaren Kurbskij, analysiert. Zum Abschluss werden die ausländischen Quellen am Beispiel der Berichte der Russlandreisenden und der verbreitenden Flugschriften näher erläutert. In einem zweiten Schritt wird zu klären sein, welche dieser Quellen Auskunft über die Kindheit und Jugend Ivans IV. geben können.

Das zeitgenössische Bild Ivans IV. in den Quellen

Um zu einem möglichst umfassenden Bild Ivans zu gelangen, ist es wichtig, Quellen, die aus unterschiedlichen Perspektiven verfasst wurden, zu untersuchen. So kann der Vergleich zwischen den russischen Quellen, den ausländischen Quellen und den Selbstaussagen des Zaren ein breitschichtiges Bild liefern. Ebenso muss natürlich berücksichtigt werden, in welchem Kontext die Quellen entstanden und inwiefern sie dadurch überhaupt Aussagegehalt besitzen.

Ivan IV. in russischen Quellen

Bei der Suche nach Quellen aus dem zeitgenössischen russischen Zarentum stößt man zunächst auf ein unlösbares Problem: Unzählige Dokumente und Aufschriften der Moskauer Archive fielen 1626 durch den „Großen Brand“ dem Feuer zum Opfer. Andere wurden bereits zur „Zeit der Wirren“ vernichtet. Somit entstand ein großer Materialmangel[72], der uns ein konkretes Bild Ivans, unter seinen russischen Zeitgenossen, nahezu unmöglich macht.

Die wahrscheinlich wichtigsten zeitgenössischen Quellen aus den russischsprachigen Gebieten bleiben die Chroniken. Sie werden aufgrund ihrer unmittelbaren Ereignisnähe als „die hauptsächliche[n] Quelle[n] für die Ereignisgeschichte“[73] angesehen. Die offiziellen Chroniken sind jedoch vorbehaltlos lobend, denn sie entstanden „ganz im Sinne der offiziellen, autokratischen Politik“ und wurden „vom Zaren selbst initiiert“ und „unter seiner regen persönlichen Anteilnahme“ verfasst.[74] Dennoch kann man unterschiedliche Meinungseinfärbungen, je nach Entstehungskontext, beobachten. Zu beachten ist die Entstehungsgeschichte der jeweiligen Chroniken der Fürstentümer und Städte, welche durch das mehrfache Kopieren und Ergänzen von „autorenintentionalen“

---

71 Überblick zur Quellenlage bei: Kämpfer, Russland, S. 866–872. Dort werden auch Quellensammlungen zu Urkunden und Akten berücksichtigt, die aufgrund des vorliegenden Themenschwerpunkt in dieser Arbeit nicht behandelt werden.

72 Vgl. hierzu Bolsover, G.H.: Ivan The Terrible in russian historiography. In: TRHS 5/7 (1957), S. 71; Platonov, S. 5f.

73 Kämpfer, Russland, S. 866; Hecker, Hans: Politisches Denken und Geschichtsschreibung im Moskauer Reich unter Ivan IV. In: JbbGOE 30 (1982), S. 7.

74 Hecker, Politisches Denken, S. 7.

Kontaminationen bestimmt sind.[75] Die bisher beste Gesamtedition stellt die „Vollständige Sammlung russischer Chroniken“ [Polnoe sobranie russkich letopisej][76] dar, auch wenn der kritische Apparat nach wie vor nur sehr gering ausfällt.[77] Man sollte also nicht den Fehler begehen zu glauben, dass die Chroniken im Vergleich zu den feindlich gesinnten ausländischen Quellen oder den Selbstdarstellungen Ivans in irgendeiner Weise als „objektiver“ angesehen werden könnten.

Ivans IV. Selbstdarstellungen

Zu den Quellen, in denen man über Ivans Selbstbild Auskunft erhalten kann, gehören sein Testament[78] und vor allem sein Briefwechsel mit dem Fürsten Kurbskij. Nicht zuletzt durch die von Edward Keenan[79] initiierte Kontroverse über die Echtheit einer der bedeutendsten russischen Quellen aus dem 16. Jahrhundert rückte der Briefwechsel in den Fokus der Geschichtsforschung. Andrej Michailowitsch Kurbskij (1528 – 1583) gehörte zu den engsten Vertrauten des Zaren und diente ihm bis 1564 als Heerführer. Aus Furcht vor der Reaktion des Zaren lief er nach einigen Misserfolgen im Kampf gegen Livland und Polen ins feindliche Lager nach Livland zu König Sigismund über. Von dort aus sandte er Ivan IV. einen Brief, in dem er die Schreckensherrschaft des Zaren gegen die Bojaren anklagte. Es folgten zwei Antwortschreiben des Zaren, sowie zwei weitere Briefe des Fürsten. [80]

Ivan IV. in ausländischen Quellen

Im Gegensatz zu den russischen Quellen sind die ausländischen Quellen aus der Zeit Ivans IV. zahlreich überliefert. Dies hatte zur Folge, dass die russischen Historiker auf ausländische Quellen zurückgreifen mussten. Diese bilden ein Gegengewicht zur offiziellen Chronistik.[81] Einen Schwerpunkt der ausländischen Quellen bilden Reiseberichte wie der des kaiserlicher Diplomaten Sigmund von Herberstein oder solche englischer Kaufleute wie Anthony Jenkinson, italienischer

---

75 Grabmüller, Hans-Jürgen: Die russischen Chroniken des 11. – 18. Jahrhunderts im Spiegel der Sowjetforschung (1917–1975). In: JbbGOE 24 (1976), S. 395, 411.

76 Zur Begrifflichkeit „letopis“ vgl. Grabmüller, S. 397.

77 Kritik dazu: Grabmüller, S. 405.

78 Deutsche Übersetzung: Ivan IV.: Stökl, Günther (Hg.): Testament und Siegel Ivans IV. Opladen 1972 (Abhandlungen der rheinisch-westfälischen Akademie der Wissenschaft Band 48), S. 71–84.

79 Keenan, Edward: The Kurbskii-Groznyi Apocrypha. The Seventeenth-Century Genesis of the „Correspondence“. Attributed to Prince A.M. Kurbskii and Tsar Ivan IV. Cambridge 1971.

80 Vgl. Kurbskij, Andrej Michailowitsch / Ivan IV.: Neubauer, Helmut / Schütz, Joseph (Hg.): Der Briefwechsel zwischen Andrej Kurbskij und Ivan dem Schrecklichen: eine Auswahl mit Einleitung und kurzem Glossar. Wiesbaden 1961. Deutsche Übersetzung bei: Kurbskij, Andrej Michailowitsch; Ivan IV.: Stählin, Karl (Hg.): Der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen mit dem Fürsten Kurbskij (1564–1579). Leipzig 1921. In gekürzter Form bei: Kurbskij, Andrej Michailowitsch / Ivan IV.: Der Briefwechsel des Fürsten Andrej Kurbski mit Iwan Grosny. In: Graßhoff, Helmut [u.a.] (Hg.): O Bojan, du Nachtigall der alten Zeit. Sieben Jahrhunderte altrussischer Literatur. Berlin 1975, S. 362–378. Englische Übersetzung bei: Fennell, John Lister Illingworth (Hg.): The Correspondence between Prince A. M. Kurbsky and Tsar Ivan IV. of Russia 1564–1579.

81 Vgl. Kappeler, Ivan Groznyj, S. 11, 244f. Russische Geschichtsschreiber standen den ausländischen Quellen anfangs sehr skeptisch gegenüber, mittlerweile findet man diese ausführlich erläutert beispielsweise bei Ljubomudrov, Mark N.: Ioann Groznyj. Antologija, Politiceskie biografii. Moskau 2004, S. 377–428.

Jesuiten wie Antonio Possevino und Deutschen in Moskauer Diensten wie Albert Schlichting,[82] Elert Kruse, Johann Taube[83] oder Heinrich von Staden.[84] Dank Andreas Kappelers Abhandlungen über die Flugschriften im 16. Jahrhundert kann auch diese Quellengattung Berücksichtigung finden.[85] Gleichwohl nur unschwer zu erkennen ist, dass die ausländischen Quellen im Vergleich zu den offiziellen Chroniken eher skeptisch, nahezu feindselig auf das Zarenreich und vor allem auf Ivan IV. reagieren, sollten diese Quellen zumindest nach zwei Herkunftsgebieten unterschieden werden: dem englischsprachigen und dem deutschsprachigen. Während die englischsprachigen Schilderungen Ivans in mäßigem Ton ausfallen, sind die deutschsprachigen größtenteils negativ eingefärbt. Diese unterschiedlichen Wertungen finden eine einfache Erklärung:

Nachdem 1553 die Eismeerroute durch den Seefahrer Richard Chancellor von den Engländern erschlossen wurde[86], kam es durch den Zustrom an Kaufleuten in Moskau 1555 zur Gründung der „Moscovy Company“. Seitens der englischen Russland-reisenden bestanden im 16. Jahrhundert stets nur wirtschaftliche Interessen zu Russland und keine politischen Bündnisinteressen.[87] Laut Kappeler sei dies der Grund, weshalb die Engländer im Vergleich zum Heiligen Römischen Reich eine weniger voreingenommene Haltung gegenüber Russland und dem Zaren hatten.[88]

---

[82] Schlichting wurde 1564 im Livländischen Krieg gefangen genommen, war sieben Jahre in Moskau Diener und Dolmetscher von Ivans Leibarzt, bis ihm 1570 die Flucht nach Polen-Litauen gelang. Daraufhin fertigte er eine Beschreibung der Taten Ivans an. (Vgl.: Kappeler, Ivan Groznyj, S. 56; Kappeler, Andreas: Die deutschen Flugschriften über die Moskowiter und Iwan den Schrecklichen im Rahmen der Rußlandliteratur des 16.Jahrhunderts. In: Keller, Mechthild (Hg.): Russen und Rußland aus deutscher Sicht 9.-17.Jahrhundert. München 1985, S. 155). Weitere Beispiele: Elert Kruse (Rat des Erzbischofs von Riga) und Johann Taube (Vogt des Bischofs von Dorpat) waren russische Gefangene im Livländischen Krieg, stiegen zu Ratgebern Ivans auf und hatten die Opričninapolitik mitgestaltet. 1571 sind sie nach Polen-Litauen übergetreten und haben 1572 einen Bericht über die Grausamkeiten des Zaren angefertigt. (Vgl.: Kappeler, Andreas: Die deutschen Rußlandschriften der Zeit Ivans des Schrecklichen. In: Kaiser, Friedhelm Berthold / Stasiewski, Bernhard (Hg.): Reiseberichte von Deutschen über Russland und von Russen über Deutschland. Köln/Wien 1980, S. 6; Kappeler, Ivan Groznyj, S. 73–75; Staden, Heinrich von / Epstein, Fritz T. (Hg.): Aufzeichnungen über den Moskauer Staat. Nach der Handschrift des Preußischen Staatsarchivs in Hannover. Hamburg, 2. Aufl. 1964, S. 258; Adelung, Friedrich von: Kritisch-literärische Übersicht der Reisenden in Russland bis 1700, deren Berichte bekannt sind. Band 1. St. Petersburg/Leipzig 1846, S. 257–270).

[83] Elert Kruse (Rat des Erzbischofs von Riga) und Johann Taube (Vogt des Bischofs von Dorpat) waren russische Gefangene im Livländischen Krieg, stiegen zu Ratgebern Ivans auf und hatten die Opričninapolitik mitgestaltet. 1571 sind sie nach Polen-Litauen übergetreten und haben 1572 einen Bericht über die Grausamkeiten des Zaren angefertigt. (Vgl.: Kappeler, Die deutschen Rußlandschriften, S. 6; Kappeler, Ivan Groznyj, S.73–75; Staden, S. 258; Adelung, S. 257–270).

[84] Staden, Heinrich von: Aufzeichnungen über den Moskauer Staat, vgl. FN 82.

[85] Kappeler, Ivan Groznyj, Vgl. FN 4.

[86] Kappeler, Die deutschen Flugschriften, S. 14, 110; Adelung, S. 200f.

[87] Ruffmann, Karl Heinz: Das Rußlandbild im England Shakespeares. Göttingen 1952, S. 18, 106.

[88] Siehe Kappeler, Die deutschen Flugschriften, S. 243. Fraglich bleibt allerdings, ob gerade aus den wirtschaftlichen Gründen und dem Wunsch zur Beibehaltung guter Beziehungen zu Russland negative Aspekte in den Reiseberichten absichtlich weggelassen wurden (dafür spricht auch die Bitte einiger englischer Kaufleute zum Verbot der russlandkritischen Schrift von Flechter; Vgl.: Adelung, S. 379) oder ob die Engländer aufgrund einer sehr zuvorkommenden Gastfreundschaft Seitens der Russen (Adelung, S. 200) keinen Anlass für Kritik hatten. Fest steht nur, dass sich das englische Bild über Ivan unabhängig von der kontinentaleuropäischen Meinung entwickeln konnte (Kappeler, Die deutschen Flugschriften, S. 14).

Die englischen Reiseberichte unterschieden zwischen einer „frühen“ und „späten“ Regierungszeit Ivans[89], doch haben sie Ivan, selbst zu seiner späten Regierungszeit, nie „the Terrible“ genannt.[90] Chancellor, als erster Engländer, der den Zaren sah, beschrieb diesen als streng und gefürchtet, aber auch als einen sehr gerechten Herrscher.[91] Andererseits erschien den Engländern die „carische Regierungsform und Regierungsweise“ manchmal auch als „fremdartig, barbarisch und unchristlich“, sodass sie als tyrannisch bezeichnet und zum türkischen Sultan in Parallele gesetzt wurde. Ivan selbst wurde aufgrund seines gespaltenen Wesens als unheimlich und rätselhaft empfunden.[92]

Ivans zeitgenössische Darstellung in Kontinentaleuropa unterscheidet sich erheblich vom russischen und englischen Bild. Als bestes Beispiel dient dabei das Heilige Römische Reich, welches seit dem Livländischen Krieg[93] immer größeres Interesse am Zarentum Russland zeigte. Dementsprechend gibt es viele Quellen über Ivan aus deutscher Sicht. Unterscheiden muss man allerdings zwischen Russlandbüchern und Flugschriften. Obwohl die in Latein verfassten Russlandbücher eine ausführlichere Beschreibung Ivans liefern, spielten sie für das zeitgenössische Bild Ivans im 16. Jahrhundert eine unwesentliche Rolle, da ihr Zugang für die Mehrheit der Bevölkerung oft sehr schwer, teilweise gar unmöglich war.[94] Flugschriften hingegen waren zwar kurzlebiger, erreichten dafür innerhalb kürzester Zeit eine sehr breite Schicht der Öffentlichkeit.[95] Die erste große Flugschriftenwelle über dem Reich wurde durch Ivans Angriff auf Livland ausgelöst. Ihre Quellen waren in der Regel mündliche oder schriftliche Augenzeugenberichte der Teilnehmer und Gefangenen des Livländischen Krieges[96], Deutsche in Moskauer Diensten oder der Russlandgesandten und Diplomaten. Zumeist stammen die Berichte aus Livland oder Polen-Litauen und waren somit ein Sprachrohr der Feinde Russlands, die für eine politische Beeinflussung und

---

89 Siehe Torke, Hans-Joachim (Hg.): Lexikon der Geschichte Rußlands. Von den Anfängen bis zur Oktober-Revolution. München 1985, S. 172: „von der Reformperiode zum Terrorregime“. Unterschieden wird hierbei zwischen einer „guten“ Phase vor und einer „bösen“ Phase nach dem Tod Ivans erster Frau Anastasia (1560), die es vermochten ihn zu besänftigen. Dabei werden die Phasen seiner persönlichen Charakterentwicklung zugeordnet, welche, laut dem englischen Kaufmann Jerome Horsey, in Willkürherrschaft endete. Aus: Kämpfer, Rußland, S. 855; Sowie Ruffmann, S. 114.

90 Ruffmann, S. 112f.

91 Ruffmann, S. 113.

92 Ruffmann, S. 82, 113.

93 Livländischer Krieg 1558–1583. Seit dem Augsburger Reichstag (1530) gehörte Livland zum Heiligen Römischen Reich.

94 Zeitgenössische Ivan-Beschreibungen, die jedoch erst später gedruckt wurden, findet man zum Beispiel bei Heinrich von Staden. Ein aus politischen Gründen vergleichsweise freundliches Ivan-Bild findet man bei Hans Kobenzl und Daniel Printz, deren Berichte im 17. Jahrhundert veröffentlicht wurden. Siehe: Kappeler, Die deutschen Rußlandschriften, S. 3f.

95 Flugschriften waren ca. achtseitige, mit Holzschnitten illustrierte Nachrichtenblätter. Die zumeist anonym erschienenen Berichte hatten zum einen Informations-, zum anderen aber auch Unterhaltungszweck. Nähere Erläuterungen bei Kappeler, Die deutschen Rußlandschriften, S.9; Kappeler, Die deutschen Flugschriften, S. 172 und: Kappeler, Die deutschen Rußlandschriften, S. 98.

96 Bsp.: Elert Kruse, Johann Taube oder Schlichting. Vgl. Fußnote 82/83.

Propaganda sorgen sollten.[97] Die meisten Berichte stammen aus den Jahren 1564 bis 1576, deshalb gab es beispielsweise aus der Zeit der Kindheit Ivans und seinen „Reformjahren“ keine Flugschriften, vielmehr konzentrierte man sich bei den Darstellungen auf den Livländischen Krieg, sowie die Opričnina.[98]

Die negativen Attribute,[99] die man Ivan zuschrieb, überwogen bei Weitem die positiven. „Tyrann“ war der häufigste negative Terminus, der Ivan zur Seite gestellt wurde.[100] Positive Züge, die selten erwähnt wurden, waren das „fröhliche Wesen“, die „Freundlichkeit“, „Großzügigkeit“, „Mildtätigkeit“ und „Gerechtigkeit“ des Zaren.[101] Diese wurden nur in der Minderzahl der Schriften erwähnt, bildeten aber einen interessanten Widerspruch zu gängigeren Beschreibungen. Ab den 80/90er Jahren des 16. Jahrhunderts setzt sich das negative Zarenbild völlig durch, positive Passagen wurden bei Neuauflagen von Russlandschriften gänzlich gestrichen.[102] Die Attribute, die dem Zaren zugeschrieben wurden und diejenigen, die man dem gesamten russischen Volk zusprach, standen in der zeitgenössischen Publizistik in ständiger Wechselwirkung. Zum einen wurden die Charakterzüge Ivans auf das gesamte russische Volk übertragen, zum anderen die Eigenschaften der Bevölkerung auf den Zaren. So wurde nicht nur der Zar, sondern alle Russen als „grob“, „ungebildete Barbaren“, „sittenlose Trunkenbolde“, „diebische und grausame Leute“ bezeichnet.[103] Das Bild Ivans war von vielen Klischees und Stereotypen geprägt. Grund dafür war die Fremdheit Russlands im übrigen Europa. Diese entstandene „Unheimlichkeit des Fremden“, der Hochmut, die Ignoranz und Ablehnung „gegenüber dem Unbekannten“ und die Angst vor dem „neuen“ Feind begünstigte die Produktion der Feindbilder gegenüber den Russen.[104] Deshalb enthalten die polnisch-litauischen Quellen oft sogar einen milderen Ton gegen Ivan, da Russland dort bekannter

---

97 Siehe hierzu: Kappeler, Die deutschen Rußlandschriften, S. 7, 11, 18f. 230, 233. Sowie: Kappeler, Die deutschen Flugschriften, S. 172, 179f. Der polnische König versuchte beispielsweise aus politischen Gründen die öffentliche Meinung im Reich durch den Druck solcher Flugblätter zu beeinflussen, hierzu: Kappeler, Andreas: Die letzten Opričninajahre (1569–1571) im Lichte dreier zeitgenössischer deutscher Broschüren. In: JbbGOE 19 (1971), S. 26f.

98 „Opričnina“, russ. „besonders, ausgesondert, außer“, war ursprünglich eine 1.500 Mann starke Spezialtruppe Ivans, mit der später eine hemmungslose und blutige Terrororganisation bezeichnet wurde. Aus: Stökl, Günther (Hg.): Testament und Siegel Ivans IV. Opladen 1972 (Abhandlungen der rheinisch-westfälischen Akademie der Wissenschaft Band 48), S. 214; Torke, Hans-Joachim: Lexikon der Geschichte Rußlands, S. 273; Kappeler, Die deutschen Flugschriften, S. 156.

99 Vgl. Oderborn, Paul: Wunderbare… In: Kappeler, Ivan Groznyj, S. 163.

100 Vgl. Kappeler, Ivan Groznyj, S. 151; Hoff, Georg vom: Erschreckliche /greuliche und vnerhorte Tyranney Jwan Wasilowitz /jtzo regierenden Großfürsten in Muscow […], 1582. In: Keller, Mechthild: Russen und Russland aus deutscher Sicht 9.-17. Jahrhundert, München 1985, S. 199; Schlichting, Albert: Kurze Erzählung vom Charakter und der grausamen Herrschaft des Moskovitischen Tyrannen Vasilij. 1570/71. In: Keller, Mechthild: Russen und Russland aus deutscher Sicht 9.-17. Jahrhundert. München 1985, S. 196f; Kappeler, Die deutschen Flugschriften, S. 27.

101 Kappeler, Ivan Groznyj, S. 162, 236.

102 Mehr dazu in: Kappeler, Die deutschen Flugschriften, S. 179.

103 Vgl.: Kappeler, Die deutschen Rußlandschriften, S. 17.

104 Näher erläutert in: Hecker, Hans: Kranksein im Zwiespalt der Macht. In: Wunderli, Peter (Hg.): Der kranke Mensch in Mittelalter und Renaissance. Forschungsinstitut für Mittelalter und Renaissance. Düsseldorf 1986, S. 97; Kappeler, Ivan Groznyj, S.242; Manjagin, S. 16/17.

war als im Heiligen Römischen Reich, wo es leichter fiel, einen unbekannten Feind in Schablonen einzuordnen.[105] So entstand in Kontinentaleuropa mit Ivan ein Prototyp des Tyrannen, dessen ausgeprägtes Feindbild als Gegensatz zum „christlichen Herrscher" gesetzt wurde.[106] Als die „Erbfeinde der Christenheit", als welche schon vor dem Livländischen Krieg die Türken und der Sultan galten, wurden nun die Russen mit den vormals türkischen Charakteristika in der Publizistik versehen und lösten das „Türkenfeindbild" mit dem „Rußlandfeindbild" ab.[107] Gleichzeitig wurde das Bild von Ivans Vater und Großvater (Vasilij III. und Ivan III.) auf ihn selbst projiziert. Das Bild der nachfolgenden russischen Zaren musste also zwangsläufig diesen Schemata folgen. Somit wurde der russische Herrscher allgemein mit dem Urbild des Tyrannen gleichgesetzt und zum „Sinnbild für die barbarische, grausame Seite des russischen Wesens", welches mindestens bis Peter I., teilweise bis heute noch das westliche Russlandbild bestimmt.[108]

Insgesamt kann man also sagen, dass es zum Einen einen Quellenmangel an zeitgenössischen russischen Quellen zu Ivan IV. gibt, sodass man zwangsläufig auf ausländische Quellen zurückgreifen muss. Zum Anderen vermitteln die ausländischen Quellen größtenteils ein sehr negatives und feindseliges Bild Ivans IV. und Russlands. Gründe hierfür sind der Livländische Krieg und die „Türkengefahr", deren geltende Stereotypen auf Russland als neues Feindbild projiziert wurden.

Ivans IV. Kindheit und Jugend in den Quellen

Nachdem die allgemeine Quellenlage untersucht wurde, stellt sich im zweiten Schritt die Frage, inwiefern die vorgestellten Quellen aus der Frühen Neuzeit Auskunft über Ivans frühe Jahre bis zu seiner Krönung liefern können.

Ivans IV. Kindheit und Jugend in den russischen Quellen

Die offiziellen russischen Chroniken, vor allem jene aus der „Vollständigen Sammlung russischer Chroniken" [Polnoe sobranie russkich letopisej], welche die Zeit 1530-1547 behandeln, ähneln sich sehr und unterscheiden sich teilweise nur durch inhaltliche Einschübe an einigen Stellen. Als eine der wichtigsten Chroniken im Bezug auf die Kindheit und Jugend Ivans kann die „Letopisec načala carja i velikago knajazja Ivana Vasiléviča" gelten, welche zeitnah zu den beschriebenen Ereignissen

[105] Kappeler, Ivan Groznyj, S. 232f. Kappeler vergleicht das zeitgenössische Bild Ivans IV. als „Halb Schablone, halb Mensch".

[106] Kappeler, Ivan Groznyj, S. 237, Freund-Feind-Bilder findet man auch bei Schlichting, S. 197f; Kurbskij, Der Briefwechsel des Fürsten Andrej Kurbski, S. 365.

[107] Beispiele in: Kämpfer, Rußland, S. 867; Kappeler, Die deutschen Rußlandschriften, S. 11, 13, 242; Kappeler, Die letzten Opričninajahre, S. 6; Kappeler, Ivan Groznyj, S. 231, 242, 282f. In der „Warhafftigen Newe Zeitung" (1570/71) wird Ivan nach Türkenart mit Schnurrbart, Federbusch und langem Säbel abgebildet.

[108] Hierzu: Kappeler, Die deutschen Flugschriften, S. 180; Kappeler, Ivan Groznyj, S. 246. Zu russischen Stereotypen in der heutigen Zeit siehe: Riegger, Katrin: Russland-Bild der Deutschen. „Trinkfest, melancholisch, tapfer". Spiegel-Online. 10.12.2007. URL: http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,522074,00.html [Stand: 08.08.2012].

in den Jahren 1553–1555 entstand.[109] Der genaue Autor ist zwar unbekannt, jedoch kann man davon ausgehen, dass dieser ein Ratgeber und Mitarbeiter des jungen Zaren gewesen sein muss.[110] Gewiss sind daher die Chroniken durch den Einfluss der großfürstlichen Familie auf den Chronisten positiv eingefärbt und deswegen keine geeignete Quelle für kritische oder „objektive“ Informationen zur Kindheit und Jugend Ivans IV. Dennoch haben sie zumindest für die zeitliche Einordnung bestimmter Ereignisse einen hohen Wert. So erhält man aus ihnen zumindest mit hoher Sicherheit Auskunft über die Geburts- und Todesdaten der Akteure, sowie zu Vertragsabschlüssen, Verhaftungen und einigen anderen Ereignissen. Bei den Ursachen bestimmter Ereignisse, beispielsweise bei Verhaftungen, geben die Chroniken wiederum entweder gar keine oder teilweise sogar widersprüchliche Auskunft.[111] Zur Kindheit und Jugend Ivans kann man aus den Chroniken nur Eckdaten erfassen, aber aufgrund zahlreicher, nachträglicher Einfügungen und vom Zaren selbst beeinflusste Formulierungen keine vertrauenswürdigen Aussagen zur Person Ivans gewinnen, was gewissermaßen aber auch nicht die Aufgabe der Chronistik darstellt.

Die einzige zeitgenössische Quelle zu Ivans Kindheit stammt aus einem Brief seines Vaters Vasilij an seine Mutter Elena, in dem sich der Großfürst nüchtern nach der Gesundheit seines Sohnes erkundigt.[112]

Ivans IV. Kindheit und Jugend in seinen Selbstdarstellungen

Im Vergleich zum Briefwechsel mit Kurbskij ist Ivans Testament „gemessen an den spezifischen Erwartungen westlicher Ivanbiographen nicht sonderlich ergiebig“[113] und liefert keine wesentlichen Informationen über die Kindheit Ivans IV. Die wohl ausführlichste und interessanteste Quelle über die frühen Jahre Ivans stellt hingegen der Briefwechsel Ivans mit dem Fürsten Kurbskij dar. Natürlich muss man hierbei beachten, dass der Zar seine Kindheit und Jugend besonders schrecklich darzustellen versucht und keine Gelegenheit auslässt, in der er den Bojaren Barbarei und Respektlosigkeit vorwerfen kann, gleichzeitig jedoch seinen Vater und seine Mutter idealisierend darstellt. So wie die ausländischen Berichte ein möglichst negatives Bild über Ivan zu vermitteln versuchten, versucht Ivan in seiner Selbstdarstellung natürlich ein möglichst positives Bild von sich und ein möglichst negatives Bild von den verräterischen Bojaren zu zeichnen.[114] Die

[109] Hecker, Politisches Denken, S. 7.
[110] Hecker, Politisches Denken, S. 8.
[111] Vgl. hier Fußnote 35, 37.
[112] Skrynnikow, S. 12. Platonov, S. 9.
[113] Stökl, S. 12.
[114] Selbst in Ivans IV. Testament ist die Rede von der „Eigenmächtigkeit“ der Bojaren. Vgl. Ivan IV., S. 74. Zur Datierungsschwierigkeit dieser Textstelle: Ivan IV., S. 18f.

aufschlussreichste Stelle für die Erforschung seiner Kindheit und Jugend stellt das erste Antwortschreiben des Zaren an den Fürsten dar.[115]

Die Bojaren werden von Ivan als besonders bestechlich sowie nach „Reichtum und Ruhm“[116] jagend geschildert. Dabei sind vor allem die Brüder Šujskij besonders hochmütig gegenüber Ivan und seinem kleinen Bruder. Diese handelten eigenwillig und hinterhältig gegen die Bestrebungen des jungen Ivan. Ebenso fehlte es ihnen an Respekt gegenüber der großfürstlichen Familie. Die Bojaren brachten laut Ivan Unordnung und Ungerechtigkeit über das Land.[117] In seinem ersten Antwortschreiben schildert Ivan eine beispielhafte Szene aus seiner Kindheit, in der der Fürst Iwan Wassiljewitsch Šujskij seinen Ellenbogen auf das Bett des verstobenen Großfürsten Vasilij III. stützte. Ivan beschreibt an dieser Stelle im Brief Šujskijs hochmütigen Blick auf den jungen Großfürsten. Dieses Szenario wurde in überspitzter Form später gerne zur Verfilmung benutzt.[118] Desweiteren werden die Kontrahenten der Šujskij, der Fürst Iwan Fjodorowitsch Bel´skij, der Fürst Fedor Semjonov Voroncov und der Metropolit Makarij, eher positiv und als Opfer der Willkürherrschaft der Šujskij dargestellt.[119]

Ivans Kindheit und Jugend in ausländischen Quellen

So wertvoll die ausländischen Reiseberichte und Flugblätter für die Erforschung des Russlandbildes im 16. Jahrhundert auch sein mögen, so sind sie doch nicht sehr ergiebig im Bezug auf die Kindheit und Jugend Ivans IV. Der Grund hierfür ist offensichtlich: Der Großteil der deutschen Gesandten und englischen Kaufleute ist erst seit den 1550er Jahren in das Zarenreich gereist und hat sich entweder gar nicht für die frühen Jahre des Zaren interessiert oder hatte, außerhalb der gängigen Gerüchte, keine Möglichkeit, sich tatsächlich über die Kindheit und Jugend des Zaren zu erkundigen. So erfahren wir beispielsweise von Herberstein auch nur einige aufgeschnappte Gerüchte über das Verstoßen der ersten Frau Vasilijs III. und die Liebschaften der Zarenmutter Elena Glinskaja.[120] Alleine die Formulierung über die Herrschaft Ivans IV., der nach dem Tod seiner Eltern „wie man sagt, als Wüterich“ herrsche, weist daraufhin, dass die meisten Informationen über Ivan offensichtlich aus fragwürdigen Erzählungen anderer Personen stammen.[121]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Großteil der zeitgenössischen Quellen sich vor allem auf den bereits erwachsenen Ivan IV. beziehen, da diese auch erst in späten Jahren verfasst wurden

[115] Siehe: Kurbskij, Der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen, S. 54–63; Kurbskij, Der Briefwechsel des Fürsten Andrej Kurbski, S. 371–373; Kurbskij, Correspondence, S. 68–81.
[116] Kurbskij, Der Briefwechsel des Fürsten Andrej Kurbski, S. 371.
[117] Kurbskij, Der Briefwechsel des Fürsten Andrej Kurbski, S. 373.
[118] Kurbskij, Der Briefwechsel des Fürsten Andrej Kurbski, S. 372. Kurbskij, Correspondence, S. 74f.
[119] Kurbskij, Der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen, S. 56, 58. Vgl. dazu die Darstellung in: Eshpai, Andrej: Ivan Groznyj.
[120] Herberstein, S. 57–59.
[121] Herberstein, S. 59.

und Themengebiete wie den Livländischen Krieg oder die Opričnina zum Schwerpunkt hatten. Die Chroniken liefern vor allem zu wichtigen Ereignissen, wie zum Tod des Vaters oder der Zarenkrönung, einige Hinweise. Die ausführlichste Quelle zur Jugend des Zaren stellt der Briefwechsel Ivans mit Kurbskij dar. Vielleicht ist das der Grund dafür, warum die meisten Geschichtsschreiber und Filmregisseure bei ihren Darstellungen von Ivans Jugend vor allem die Schilderungen aus dem Briefwechsel zur Quelle nehmen. Dieses wird im Folgenden zu untersuchen sein.

Historiographie über Ivan IV.

In der Historiographie wurde seit jeher ein negatives Bild von Ivan IV gezeichnet.[122] Oftmals beschränkte sich die historische Forschung zu Ivan auf seine Schreckensherrschaft der Opričnina. Schon bei Karamzin erkennt man im Gegensatz zu den Persönlichkeiten Alexanders I. und Katharinas II. eine „abfällige Charakteristik“ Ivans IV.[123] In der sowjetischen Historiographie nach 1956[124] wurde auch zunehmend die Reformperiode[125] seiner Herrschaftszeit thematisiert. Seitdem sind die „Schattenseiten“ Ivans zurückgetreten und haben Platz für eine „Heroisierung“ in Film,[126] Literatur und Geschichtsschreibung gemacht, indem Ivan IV. als ein „Volkszar“ im Kampf gegen die Bojaren idealisiert wird.[127] Insgesamt wird in der Regel zwischen einer „guten“ und einer „bösen“ Regierungsphase, wie schon bei den englischen Reiseberichten, unterschieden.[128] Seit Edward Keenans Werk[129] zum Briefwechsel zwischen dem Zaren und dem Fürsten Kurbskij wurden auch die schriftstellerischen Werke Ivans zum Gegenstand der Forschung.

Die zahlreichen Biographien zu Ivan IV. haben jedoch „mit historischer Wissenschaft […] nichts zu tun“.[130] Ihnen fehlt es in aller Regel nicht nur an einem Quellen- und Literaturnachweis, sondern zudem auch an einer kritischen Auswertung der zugänglichen Quellen. Die Kindheit und Jugend Ivans IV. wird hierbei besonders unreflektiert wiedergegeben. Wie bereits dargelegt wurde, fällt die Quellenlage bis zur Krönung Ivans sehr gering aus und Quellen, wie beispielsweise der Briefwechsel zwischen Ivan IV. und Kurbskij, sind dabei mit großer Vorsicht zu genießen. Die gängigen Ivanbiographien hingegen geben Zitate aus diesem Briefwechsel teils wortwörtlich ohne jegliche kritische Analyse wieder. So wird der junge Zar bei Hans von Eckardt als ein

[122] Überblick zur Historiographie Ivans bei: Kämpfer, Russland, S. 854–866.
[123] Wipper, Robert Yurievich: Iwan Grosny. Moskau 1947, S. 221.
[124] Zur sowjetischen Geschichtsschreibung bis 1955: Rauch, Georg von: Die neuere Geschichte (1500–1815) in der sowjetischen Geschichtsschreibung der Gegenwart. In.: JbbGOE 3 (1955), S. 82.
[125] Kämpfer, Russland, S. 856.
[126] Vgl. Ejzenštejn, Ivan Groznyj.
[127] Rauch, S. 72f. Vgl. ebenso: Hoffmann, Peter: Eine Diskussion um Ivan Groznyj. In: ZfG 5 (1957), S. 638.
[128] Kämpfer, Russland, S. 222f. Vgl. hier Fußnote 89.
[129] Keenan, Edward: The Kurbskii-Groznyi Apocrypha.
[130] Deutsche Übersetzung: Ivan IV., S. 10. Kritik ebenfalls bei: Platonov, S. 14.

vernachlässigtes, armes Kind dargestellt, welches von den Bojaren missachtet und gekränkt wurde. Laut Eckardt habe Ivan trotz seines Wissensdurstes keine Möglichkeit zur Bildung erhalten.[131]

Oftmals werden bei solchen Darstellungen die Einflüsse aus Ivans Jugend als Rechtfertigung für seine spätere Regierungszeit behandelt. So bestätigt auch Manfred Hellmann dieses Bild, indem er die späteren Handlungen und Rachefeldzüge gegen die Bojaren des „in seiner Jugend so gedemütigte[n] Knabe[n]“ auf seine Minderwertigkeitsgefühle und die „schwere Jugend“ zurückführt.[132]

Ruslan Skrynnikow hingegen ist wesentlich kritischer bei seiner Quellenauswertung. So wird Ivan bei ihm eher als ein pubertierender Heranwachsender dargestellt, der sich jegliche Freiheiten erlaubte und weder auf die vom Domostroi[133] vorgeschriebenen Zeremonien, noch auf seine Wissenserweiterung, wie bei Hans von Eckardt, großen Wert legte, stattdessen lieber jagen ging oder blutige Belustigungen genoss.[134] Ivans Beschwerden im Brief an Kurbskij gegen die Bojaren seien demnach erst später im Kopf des Zaren durch die Erzählungen ihm „wohlgesinnter“ Personen entstanden.[135]

Die sehr dürftig ausfallende Quellenlage ist somit der Grund, warum die Schilderungen zu Ivans Jugend in der gängigen Historiographie im Vergleich zu seinen späteren Jahren eher kurz und teils unreflektiert ausfallen. Vergleicht man diese Literatur mit einigen Verfilmungen des Zaren, fallen einige inhaltliche Parallelen auf, was wiederum vermuten lässt, dass sich einige Regisseure bei ihren Darstellungen auf die gängige Historiographie über Ivan gestützt haben.

Die Beeinflussung des Geschichtsbewusstseins durch die Medien

Das Geschichtsbewusstsein als eine „Art, in der Vergangenheit in Vorstellung und Erkenntnis gegenwertig ist“,[136] soll „das Verhältnis des Menschen zur Geschichte ausdrücken“.[137] Dieses Geschichtsbewusstsein (vor allem des Nichthistorikers) wird zu einem großen Teil von aktuellen Werken aus Literatur, Film und Kunst beeinflusst.[138] Wenn man also die Frage untersuchen möchte,

131 Eckardt, S. 43.
132 Hellmann,. 68.
133 Russischer Gesetzeskodex aus dem 16. Jahrhundert, welcher unter anderem familiär-alltägliche Verhaltensregeln beinhaltet.
134 Skrynnikow, S. 25f. An dieser Stelle fragt sich jedoch auf welche Quellen sich Skrynnikow bezieht. Vgl. ebenso: Platonov, S. 39.
135 Skrynnikow, S. 23f.
136 Jeismann, Karl-Ernst: Geschichtsbewusstsein. In: Bergmann, Klaus [u.a.] (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik. Seelze-Verlber, 4. Aufl. 1992, S. 40.
137 Jeismann, Karl-Ernst: Geschichtsbewußtsein als zentrale Kategorie der Geschichtsdidaktik. In: Schneider, Gerhard: Geschichtsbewußtsein und historisch-politisches Lernen. Pfaffenweiler 1988 (Jahrbuch für Geschichtsdidaktik 1), S. 7.
138 Vgl. dazu: Sauer, Michael: Geschichte unterrichten. Eine Einführung in die Didaktik und Methodik. Seelze-Velber, 7. Aufl. 2008, S. 218.

inwiefern Ivan IV. in der Gegenwart wahrgenommen wird, müssen seine Darstellungen in Filmen, Bildern und literarischen Werken analysiert werden.

Während Ivan IV. in der westeuropäischen Literatur und Verfilmungen nahezu nicht behandelt wird,[139] ist er in der russischen auch in den letzten Jahren präsent. Sergej Ejzenštejn „Ivan Groznyj“ aus den Jahren 1945/46 gehört mittlerweile zum Klassiker des Films und die sowjetische Komödie „Ivan Vasilevich menyaet professiyu“[140] aus dem Jahre 1973 wird auch in der Gegenwart regelmäßig im Fernsehen ausgestrahlt. 2009 kam es durch die neue Verfilmung „Tsar“ von Pavel Lungin, sowie die 16-teilige Serie von Andrej Ashley „Ivan Groznyj“ zu einem erneuten Interesse in der Bevölkerung an dem Zaren.[141]

Nicht zu vernachlässigen für das aktuelle Geschichtsbewusstsein sind Ivans Abbildungen. Zu den wohl bekanntesten zählen Il'ja Efimovič Repins Gemälde von Ivan nach dem Erschlagen seines Sohnes aus dem Jahre 1885,[142] in dem der Wahnsinn in den Augen des Zaren bildlich ausgedrückt wird. Ebenso bedeutend ist Viktor Michajlovič Vasnecovs Gemälde von Ivan IV. aus dem Jahre 1879. Dieses Gemälde zeigt den auf einem Treppenaufgang stehenden Zaren, der in seine prunkvolle Kleidung gehüllt mit einem strengen, nahezu herablassenden Blick die Aufmerksamkeit des Betrachters auf sich lenkt.[143] Unabhängig vom Entstehungskontext dieser Historiengemälde, welcher an dieser Stelle in Anbetracht des Schwerpunktes auf dem Geschichtsbewusstsein in der Öffentlichkeit nicht behandelt wird, sind diese Gemälde aufgrund ihres Bekanntheitsgrades für das Bild Ivans, welches in der Öffentlichkeit und im imaginären Bewusstseins jedes Einzelnen herrscht, von großer Bedeutung.

Einige zeitgenössische Holzschnitte aus dem 17. Jahrhundert verleiten den Betrachter fälschlicherweise dazu, davon auszugehen, dass es sich hierbei um ein realistisches Abbild des Zaren handelt, obwohl der Holzschneider den Zaren nie gesehen hat und es sich hierbei obendrein um eine ausländische Sicht auf den Zaren handelt. Ein Indiz für die Unkenntnis ist die häufig

---

[139] Die Komödie „Nachts im Museum 2“, in dem Ivan als ein Bösewicht auftritt, stellt dabei eher eine Ausnahme dar: Shawn Levy: Nachts im Museum 2. DVD 105 Min. 20th Century FOX. USA/Kanada 2009.

[140] Gaidai, Leonid: Ivan Vasilevich menyaet professiyu. DVD 87 Min. Mosfilm. UdSSR 1973.

[141] Lungin, Pavel: Tsar; Eshpai, Andrej: Ivan Groznyj. Im Folgenden wird nur eine geringe Anzahl an Verfilmungen Ivans IV. untersucht. Vor allem jene, welche in der gegenwärtigen Medienkultur aktuell sind. Liste an russischsprachigen Verfilmungen zu Ivan IV. bei: Ivan Grozny. In: Wikipedia: Die freie Enzyklopädie. URL: http://ru.wikipedia.org/wiki/Иван_Грозный [Stand: 08.08.2012].

[142] Repin, Ilja Jefimowitsch: Ivan Groznyj i ego syn Ivan 16. nojabrja 1581 goda. Öl auf Leinwand. 199,5 x 254 cm. Staatliche Tretjakow-Galerie. 1885. URL: http://ilyarepin.ru/galereya3/ [Stand: 08.08.2012].

[143] Wasnezow, Wiktor Michailowitsch: Car Ivan Vasilevič Groznyj. Öl auf Leinwand. 247 x 132 cm. Staatliche Tretjakow-Galerie 1879. URL: http://artchive.ru/artists/viktor_mihaylovich_vasnetsov/type/zhivopis/tsar_ivan_vasilevich_groznyiy [Stand: 08.08.2012].

auftretende, fragwürdige Darstellung der Monomachmütze, welche eine Mischung aus Pelzmütze und Krone darzustellen versucht.[144]

Auch in der Literatur findet Ivan IV. des Öfteren Beachtung. So findet man in Aleksej Nikolaevič Tolstojs „Fürst Serebriany", welches in Russland ein „Volksbuch geworden"[145] ist, einige Schilderungen Ivans zur Zeit der Opričnina. Tolstoj selbst sieht sich in seinem Werk als eine Art Historiker,[146] der beispielsweise Quellen und Chroniken untersucht,[147] sowie Volkslieder mit Chroniken vergleicht.[148] Er schildert in seinem Werk typische Szenen, die später in Verfilmungen aufgegriffen werden.[149] Der Zar tritt im Roman als Nebenfigur auf. Zur Jugend Ivans findet man bei Tolstoj jedoch kaum Ausführungen. Er geht lediglich kurz auf den Machtkampf der Bojaren zur Jugendzeit Ivans ein,[150] ebenso werden Ivans grausame Späße aus der Jugend genannt, in denen es ihn belustigte, auf dem „Pferd sitzend, das Volk in den Straßen Moskaus" niederzureiten.[151]

Durchaus interessant sind auch Ivans Darstellungen in russischen Volksliedern,[152] jedoch sind sie aufgrund ihrer gegenwärtigen mangelhaften Präsenz in der allgemeinen Öffentlichkeit für das aktuelle Geschichtsbewusstsein nicht von erheblicher Relevanz.

Verfilmungen des Zaren sind hingegen für das Geschichtsbewusstsein von erheblicher Bedeutung. In der Geschichtswissenschaft wurde und wird das Medium Film nur selten berücksichtigt, obwohl es sowohl als Quelle, als auch als Darstellung oder Präsentation von Geschichte[153] untersucht werden kann und eine enorme Bedeutung in der Lebenswelt des Menschen eingenommen hat, die man vor allem unter kulturgeschichtlicher Perspektive nicht vernachlässigen und zur Untersuchung des Geschichtsbildes in der Gesellschaft heranziehen sollte.[154] Im Folgenden soll auf drei russische Verfilmungen eingegangen werden, die dem Zuschauer gewissermaßen das Gefühl vermitteln sollen, historische Informationen über das Leben Ivans IV. zu erfahren. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt erneut auf Ivans Kindheit und Jugend.

---

144 Holzschnitt mit einigen Kopien bei: Weygels, Hans: Die Bildnus Ywan Wasiliewitz des jetzigen Grosfürsten… Nürnberg 1563. In: Kappeler, Ivan Groznyj, S. 274–297, 291.

145 Ludwig Brendl aus der Einleitung in: Tolstoj, S. 12.

146 Ludwig Brendl aus der Einleitung in: Tolstoj, S. 5.

147 Tolstoj, S. 463.

148 Tolstoj, S. 238.

149 Beispiele hierfür der Bärenkampf, bei Tolstoj, S. 114f. Vgl. Lungin, Tsar.

150 Tolstoj, S. 438.

151 Tolstoj, S. 440.

152 Ingham, Norman W.: The Groza of Ivan Groznyi in Russian Folklore. In: Russian History 12 (1985), S. 225–245. Beispiel eines russischen Volksliedes über Ivan IV., in welchem er als "gerechter" und "heiliger" Zar besungen wird: Žanna, Bičevskaja: Groznyj Tsar. Album: Bože, chrani Svoich. Audio-CD 53 Min. Russland 2003.

153 Zum Medium Film in der Geschichtsschreibung vgl. Rother, Rainer: Film und Geschichtsschreibung. In: Bock, Hans-Michael / Jacobsen Wolfgang (Hg.): Recherche: Film. Quellen und Methoden der Filmforschung. München 1997, S. 242f.

154 Vgl. Berg, Olaf: Film als historische Forschung: Geschichte in dialektischen Zeit-Bildern. Perspektiven für eine kritische Geschichtswissenschaft in Anschluß an Gilles Deleuze, Walter Benjamin und Alexander Kluge. Hamburg 2004, S. 5.

Die wohl bekannteste Verfilmung von Ejzenštejn aus dem Jahre 1945 beginnt mit einer prunkvollen Krönungsszene im ersten Teil. Informationen über Ivans frühere Jahre erfährt der Zuschauer erst zu Beginn des zweiten Teils[155] mit Hilfe einer Rückblende, in der Ivan dem Metropoliten Philipp über seine Kindheit berichtet. Dabei wird Ivan als einsamer Junge dargestellt, der die Vergiftung seiner Mutter miterlebt. Der Mutter letzte Warnung an Ivan lautet, er solle sich vor den Bojaren hüten.[156] Ivans geisteskranker Bruder Georgij wird in dem Film nicht erwähnt. Nach dem Tod der Mutter werden die Streitigkeiten der Bojaren, vor allem zwischen Šujskij und Bel´skij dargestellt. Gegen den Willen des jungen Ivan und aufgrund ihrer Bestechlichkeit verbünden sich die führenden Bojaren mit den Nachbarstaaten auf Kosten des Staatsschatzes.[157] Es folgt eine Szene im Schlafgemach, in dem der Fürst Šujskij seine Füße auf das Bett der Mutter legt.[158] Nachdem er sich Ivans Aufforderung, seine Füße vom Bett zu entfernen widersetzt und Ivans Mutter als Hure beleidigt, wird er verhaftet und Ivan entscheidet, sich zum Zaren krönen zu lassen.[159] Man kann davon ausgehen, dass Ejzenštejn durchaus unterschiedliche Quellen zu Ivan IV. kannte, wobei er jedoch die Chroniken als „objektiver“ einschätzte und die ausländischen Berichte nur als reines verräterisches „Rechtfertigungsmaterial“ einordnete.[160]

Ejzenštejns Film kann als ein Propagandafilm angesehen werden, in dem Ivan als ein harter aber gerechter Zar dargestellt werden sollte, der das Land vereinigt hat sowie gegen die inneren und äußeren Feinde seiner gottgerechten Regentschaft kämpfte. Aufgrund des Entstehungszeitpunktes im Laufe des Zweiten Weltkrieges sollte sich der Film patriotisch an das Volk wenden und zum Kampf für das Vaterland aufrufen. Die Person Ivans weist dabei Parallelen zu Stalin auf und wurde dabei zu Propagandazwecken instrumentalisiert. Während der erste Teil von Stalin noch hochgelobt wurde und sich einer größeren Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit rühmen konnte, durfte der zweite Teil aufgrund einiger Szenen, die die Grausamkeit des Zaren darstellten, erst fünf Jahre nach Stalins Tod dem Publikum gezeigt werden.[161] Der geplante dritte Teil wurde nie gedreht.[162]

---

155 Ejzenštejn, Ivan Groznyj.

156 Vgl. Ejzenštejn, Sergej Michajlovič: Ivan the Terrible. New York 1970 (Classic and modern film scripts 19), S. 137.

157 Ejzenštejn, Ivan the Terrible, S. 139–143.

158 Hierbei muss sich Ejzenštejn an eine von Ivan beschrieben Szene aus dem Briefwechsel mit Kurbskij angelehnt haben, obwohl im Brief vom Bett des Vaters die Rede ist. Vgl. hier FN 118.

159 Ejzenštejn, Ivan the Terrible, S. 144–146.

160 Vgl. dazu: Ejzenštejn, Sergej Michajlovič: Kaufmann, Lilli (Hg.): Über mich und meine Filme. Berlin 1975, S. 203–204.

161 Zu Stalins Haltung zu Ivan IV.: Platt, Kevin M. F. / Brandenberger, David: Terribly Romantic, Terribly Progressive, or Terribly Tragic: Rehabilating Ivan IV under I. V. Stalin. In: Russian Review 58/4 (1999), S. 635–654; Telekompanija ATV (Produzent): Ivan Groznyj. Stop Kadr. 13.03.2009. URL: http://atv.odessa.ua/programs/34/ivan_grozniy_5707.html [Stand: 30.7.2012].

162 Skript zum dritten Teil: Ejzenštejn, Ivan the Terrible, S. 227–264.

Die Tatsache, dass Ivan IV. bis heute in der Öffentlichkeit Russlands noch aktuell ist,[163] beweist der Film „Tsar“ aus dem Jahre 2009, welcher zu einem großen Kinohighlight wurde. Im Film wirkt Russland wild, unrein und grausam. Der Zar Ivan IV. wird als Tyrann und sein Volk als untergeben dargestellt. Nach seiner Ausstrahlung folgte seitens der Historiker eine große Welle des Aufruhrs gegen den Film. Entgegen den Filmdarstellungen sei Ivan IV. mehr als ein verrückter Zar mit Halluzinationen gewesen, so sei z.B. seine Reformperiode gar nicht gezeigt worden. Auch thematisiert der Film Ivans frühe Jahre nicht. Ivans Religiosität wird hingegen stark behandelt. Ein Dialog zwischen dem Zaren und dem Metropoliten Philipp rückt dabei in den Mittelpunkt des Films.

Eine im westeuropäischen Raum eher unbekannte, aber nicht zu vernachlässigende filmische Umsetzung findet man in der Serie „Ivan Groznyj“ aus dem Jahre 2009. Die 16-teilige Serie arbeitet mit sehr vielen Quellen, sodass man in der Darstellungsweise viele Parallelen zu den Chroniken, dem Kurbskij-Briefwechsel und den ausländischen Berichten findet. Im Gegensatz zu den früheren Verfilmungen setzt die Serie bereits mit der Heirat Vasilijs III. und Elena Glinskaja an. Die frühen Jahre Ivans werden als sorgenfrei dargestellt. Nachdem Vasilij bei der Jagd eine Verletzung am Unterschenkel erleidet, werden die testamentarischen Verhandlungen, die Segnung Ivans durch das heilige Kreuz Petr und die Ereignisse am Totenbett des Großfürsten wie in den offiziellen Chroniken geschildert. Insgesamt fällt auf, dass viele Details aus den Chroniken in die Serie einflossen. Die Regierung nach Vasilijs Tod durch den ausgewählten Rat und der zunehmende Einfluss der Großfürstin bis zur Selbsternennung zur „Fürstin von ganz Moskovien“ nehmen eine bedeutende Stelle in der Serie ein. Die Rolle des Fürsten Ivan Fedorovič Obolenskij-Ovčina-Telepnev ist in der Serie als Vaterersatz des jungen Ivan und Affäre Elenas hervorgehoben, während Elena Glinskaja, anders als beispielsweise bei Ejzenštejn, zu einer grausamen Herrscherin schematisiert wird, die nicht einmal davor zurückschreckt, ihren eigenen Onkel unter Vorwand gefangen zu nehmen. Beim Tod der Großfürstin wird eine Vergiftung seitens der Bojaren angedeutet. Die berühmte Szene aus dem Ejzenštejnfilm und dem Briefwechsel mit Kurbskij, in der der Fürst Šujskij seine Füße auf das Bett der verstorbenen Mutter (bzw. des Vaters) legt, wird in der Serie aufgegriffen. Während Ejzenštejn jedoch den jungen Ivan in einem gebieterischen Ton sich gegen einen solchen „Hochmut“[164] widersetzen lässt, wird Ivan in der Serie jedoch verängstigt und unterwürfig dargestellt. Ivan fügt sich dem Willen Šujskijs. Schon als Kind und später auch als erwachsener Zar wird die Fürsorge für den kleineren Bruder Georgij dargestellt. Eine Andeutung auf diesen fürsorglichen Charakter Ivans findet man durch die Erwähnung seines kleinen Bruders

[163] Telekompanija ATV (Produzent): Tsar. Stop Kadr. 12.12.2009. URL: http://atv.odessa.ua/programs/34/tsar_4451.html [Stand: 30.7.2012].

[164] Vgl.: Kurbskij, Der Briefwechsel zwischen Andrej Kurbskij, S. 372.

im Kurbskij-Briefwechsel.[165] Im Machtkampf der Bojaren Šujskij und Bel´skij wird Bel´skij anders als bei Ejzenštejn positiver und vertrauenserweckender dargestellt als Šujskij. Der im Briefwechsel angesprochene Pelzmantel des Fürsten Šujskij[166] wird in der Serie in den Mund der konkurrierenden Bojaren gelegt. Ivan IV. wird als Jugendlicher sehr aggressiv, leicht reizbar und seinen sexuellen Trieben zügellos nachgehend dargestellt. Vor lauter Übermut und Zorn lässt er in einem Streit den Fürsten Andrej Šujskij von Hunden zerfleischen, woraufhin die Bevölkerung völlig schockiert ist. Zu diesen Eigenschaften stehen einige Szenen im Kontrast, die die Verletzbarkeit und Ängstlichkeit Ivans darstellen. So versteckt sich beispielsweise Ivan aus Furcht unter dem Bett, nachdem der Metropolit Ioasaf vor dem Fürsten Šujskij zu ihm flüchtet. Als ein positiver Wendepunkt wird das Erscheinen des Metropoliten Makarij dargestellt. Dieser setzt sich für die Förderung der, vor allem religiösen, Bildung Ivans ein. Er ist es auch, der Ivan davon überzeugt, sich zum Zaren krönen zu lassen. Ivan IV. muss regelrecht zur Krönung überredet werden, anders als im Film von Ejzenštejn. Auch ist es Makarij, der Ivan die Monomachmütze aufsetzt, und nicht der Großfürst selbst wie bei Ejzenštejn. Wenn man die zwei filmischen Umsetzungen der Kindheit und Jugend in Ejzenštejns Film und der Serie vergleicht, so fällt als größter Unterschied der Charakter des jungen Ivan auf. Während Ejzenštejn Ivan als stolz und furchtlos zeigt, wird Ivan in der Serie als ängstlich und leicht zu beeinflussen dargestellt.

Zurückkommend zum Geschichtsbewusstsein, lässt sich dieses nach Pandel in mehrere Dimensionen kategorisieren.[167] Eine dieser Dimensionen beinhaltet das „moralische Bewusstsein“, welches zwischen „gut“ und „böse“ unterscheidet. Der Mensch neigt dazu, historische Persönlichkeiten und ihre Handlungen als „gut“ oder „böse“ zu bewerten, dabei stoßen zwei Moralkonzepte aufeinander. Zum Einen der ethische Apriorismus und zum Anderen der historische Relativismus.[168] Gewiss sind Wertvorstellungen dem historischen Wandel unterworfen, dennoch darf nicht der Fehler begangen werden, jegliche historische Handlung zu relativieren, stattdessen sollte es durchaus angebracht sein, die Handlungen kritisch zu analysieren und zu bewerten, wobei man sich der historischen Wandelbarkeit der eigenen Wertung bewusst sein sollte. Die Darstellungen Ivans in Filmen und Bildern arbeiten sehr stark mit diesen moralischen Wertungen. Dabei fällt auf, dass Ivans Handlungen größtenteils als willkürlich und dadurch „böse“ dargestellt werden. In seiner Kindheit wird Ivan hingegen als Opfer der Bojaren dargestellt. Meistens wird ein

[165] Kurbskij, Der Briefwechsel zwischen Andrej Kurbskij, S. 373.
[166] Kurbskij, Der Briefwechsel zwischen Andrej Kurbskij, S. 372f.
[167] Pandel, Hans-Jürgen: Geschichtsunterricht nach PISA. Kompetenzen, Bildungsstandards und Kerncurricula. Schwalbach/Taunus 2005, S. 8–23. Pandel, Hans-Jürgen: Dimensionen des Geschichtsbewusstseins. In: Geschichtsdidaktik 12 (1987), S. 132–138.
[168] Gemeint ist der Gegensatz zwischen der Lehre nach Kant, die besagt, dass es allgemeine Grundsätze gibt, auf denen die Ethik unabhängig vom historischen Kontext beruht, und der Annahme, dass ethische Normen abhängig vom Zeitgeist ständigem Wandel unterworfen sind. Pandel: Geschichtsunterricht, S. 20.

bestimmter Wendepunkt herausgegriffen, ab dem Ivans Charakterzüge sich zu ändern beginnen, zumeist handelt es sich dabei um den Tod seiner ersten Frau Anastasia. In seiner Kindheit und Jugend werden ebenfalls der Tod seiner Mutter und die Verhaftung seines Freundes Fedor Semjonov Voroncov als Wendepunkte seines Charakters dargestellt.[169] Während der Zuschauer bis dahin von einem „guten" Ivan ausging, wird Ivan nach der Verhaftung Voroncovs, bzw. nach dem Tod Anastasias zu einem „bösen" Zaren für die Zuschauer. Somit ist es nicht verwunderlich, dass Ivan in der Verfilmung „Tsar", welche die späten Regierungsjahre des Zaren thematisiert, im Gegensatz zum Metropoliten Philipp als durchgehend „böse" gilt. Die Stereotypen, wie man sie in den ausländischen Berichten des 16. Jahrhunderts antrifft, wirken also in der gegenwärtigen Filmwelt fort und beeinflussen damit weiterhin das Geschichtsbewusstsein über Ivan IV. als den „bösen" Zaren in der Bevölkerung.

Gewiss ist es nicht der Verdienst allein der Filme, dass Ivan weiterhin als „böse" gilt, denn Regisseure greifen zumeist lediglich das in der Bevölkerung vorherrschende Bild auf und spitzen dieses in ihrer Darstellung zu. Unabhängig also von Ivans Taten, die man gewiss als „böse" werten oder dem Zeitgeist gemäß relativieren könnte, wird Ivan in den modernen Verfilmungen überwiegend als „schrecklicher" und durch seine Kindheit und Jugend von den Bojaren „gekränkter" Zar dargestellt, obwohl wir über seinen Charakter keine aussagekräftige Quellen besitzen.

Fazit

Zugegebenermaßen war Ivans IV. Kindheit aufgrund des frühen Verlustes seiner Eltern gewiss nicht sorgenfrei gewesen. Seine Auseinandersetzung mit den Bojaren kann jedoch je nach Quelle und Interpretation entweder als klassische, pubertierende Auflehnung gegen die Bevormundung durch die Erziehungsberechtigten oder aber als Unterdrückung der „von Gott gegebenen Alleinherrschaft" ausgelegt werden. In beiden Fällen ist es jedoch sehr fragwürdig, aufgrund dessen von einem „Vorboten" der „Schreckensherrschaft" Ivans auszugehen.

Dieses Bild des „schrecklichen" Zaren stammt hauptsächlich aus feindlich gesinnten, ausländischen Berichten des 16. Jahrhunderts, die durch den Livländischen Krieg geprägt waren. Aufgrund des Quellenmangels wurden diese ausländischen Quellen auch in der russischen Historiographie herangezogen, sodass sowohl in West-, als auch in Osteuropa der „schreckliche" Ivan in die Geschichte einging. Dabei war Ivan im Vergleich zu seinen zeitgenössischen benachbarten Monarchen nicht „grausamer" als „Bloody Mary", der spanische König Philipp II., der

[169] Vgl. dazu die Serie „Ivan Groznij". Nach dem Tod der Mutter zerstampft der junge Ivan einen Vogelkäfig samt dem Vogel mit den Füßen. Nach der Verhaftung Voroncovs lässt Ivan den Fürsten Šujskij von Hunden zerfleischen.

schwedische König Christian II. oder der „Henker der Niederlande“ Herzog Alba. Ivan Groznyj ist damit ein hervorragendes Beispiel dafür, wie leicht propagandistisch entstandene Quellen das Geschichtsbild zu einer bestimmten Person über Jahrhunderte hinweg prägen können.

Besonders einfach lässt sich das Geschichtsbewusstsein durch Bilder und Filme formen. Wenn man an eine bestimmte historische Persönlichkeit denkt, so hat man automatisch ein Bild dieser Person vor Augen, oftmals ein Bild, welches man in irgendeiner Weise zuvor schon einmal gesehen hat. So stellt man sich Cäsar vielleicht ähnlich wie bei „Asterix und Obelix“ oder Karl den Großen nach dem Reliquiarium aus dem Domschatz zu Aachen vor. Selbst, wenn man ganz genau weiß, dass diese Personen in Wirklichkeit ganz anders ausgesehen haben müssen, prägt man sich dennoch gerade diese geläufigen Bilder ein. Genauso sehen wir den „schrecklichen“ Zaren, der seinen Sohn erschlug, wenn wir an Ivan IV. denken, so wie Repin ihn 1885 malte. Auch sehen wir Nikolai Tscherkassow, der den Zaren in Ejzenštejns Film spielte, oder den Hauptdarsteller Pyotr Mamonov aus Lungins Film, als Verkörperung des Zaren vor uns. Es ist ein grausamer Zar, an den wir denken.

Die Kindheit dieses „schrecklichen“ Zaren wird jedoch in den Verfilmungen auf unterschiedliche Weise dargestellt. Mal ist Ivan ein stolzer Jüngling wie in Ejzenštejns Verfilmung, der mit dem Verlust seiner geliebten Mutter zu kämpfen hat und sich der Tyrannei der Bojaren zunächst beugen muss, ein anderes Mal tritt er aggressiv, zugleich verängstigt und unterwürfig auf, wie in Eshpais Serie, in der er vergeblich gegen die Missachtung der Bojaren anzukämpfen versucht. All dem gemeinsam ist die Tatsache, dass der Zuschauer dramaturgisch gesehen ein gewisses Mitleid mit diesem jungen Ivan bekommen soll. Aufgrund dessen werden seine ersten Rachefeldzüge gegen die Bojaren als gerecht bejaht und man sympathisiert zunächst mit dem jungen Zaren. Erst später entwickelt sich zunehmend eine Antipathie gegen Ivan IV., nachdem seine Handlungen äußerst grausam dargestellt werden und mit gerechter Strafe nichts mehr zu tun zu haben scheinen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Geschichtsbewusstsein über Ivan IV. in der gegenwärtigen Öffentlichkeit zunehmend von Verfilmungen des Zaren geprägt ist. Diese Verfilmungen orientieren sich an der gängigen Historiographie, teils sowjetischer Historiker, welche wiederum (leider oft wenig kritisch) aufgrund des Quellenmangels auf die Quellen aus dem feindlich gesinnten ausländischen Lager zurückgriffen. Diese kausale Wechselbeziehung hat zur Folge, dass das Bild Ivans IV. bis heute eher negativ eingefärbt ist und der Zar vor allem wegen seiner „Schreckensherrschaft“ der Opričnina bekannt ist.

Über Ivans Kindheit und Jugend wird selten geforscht, sodass zumeist nur seine Selbstdarstellung im Brief an den Fürsten Kurbskij bekannt ist. In dieser versucht er propagandistisch seine Kindheit als besonders kränkend und leidvoll darzustellen, um die Bojaren in ein schlechtes Licht zu rücken.

Wie so oft darf ein solches Ego-Dokument nur zur Erforschung des Selbstverständnis des Autoren genutzt werden und nicht als Quelle über die tatsächliche Jugend Ivans, wie es leider so oft geschah.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen

Adelung, Friedrich von: Kritisch-literärische Übersicht der Reisenden in Russland bis 1700, deren Berichte bekannt sind. Band 1. St. Petersburg/Leipzig 1846.

Aleksandro-nevskaja leptopis. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XXIX. Moskau 1965, S. 117–223.

Barsov, Elpidifor: Drevne-russkie pamjatniki svjascennago vencanija carej na carstvo v svjazi s greceskimi ich originalami: s istoriceskim ocerkom cinovcarskogo vencanija v svjazi s razvitiem idei carja na Rusi. Mouton 1969 [ND Moskau 1983].

Ejzenštejn, Sergej Michajlovič: Ivan Groznyj. DVD 2 X 100 Min. Mosfilm. UdSSR 1944/1958.

Ejzenštejn, Sergej Michajlovič: Ivan the Terrible. New York 1970 (Classic and modern film scripts 19).

Eshpai, Andrei: Ivan Groznyj. DVD 16 X 45 Min. Matryoshka Audio Video Distribution. Russland 2009.

Gaidai, Leonid: Ivan Vasilevich menyaet professiyu. DVD 87 Min. Mosfilm. UdSSR 1973.

Kämpfer, Frank (Hg.): Historie vom Zartum Kasan (Kasaner Chronik). Graz 1969 (Slavische Geschichtsschreibung 7).

Herberstein, Sigmund von: Moscovia. Erlangen 1926 (Der Weltkreis. Bücher von Entdeckerfahrten und Reisen Bd. 1).

Ivan IV.: Stökl, Günther (Hg.): Testament und Siegel Ivans IV. Opladen 1972 (Abhandlungen der rheinisch-westfälischen Akademie der Wissenschaft Band 48).

Kurbskij, Andrej Michailowitsch / Ivan IV.: Der Briefwechsel des Fürsten Andrej Kurbski mit Iwan Grosny. In: Graßhoff, Helmut [u.a.] (Hg.): O Bojan, du Nachtigall der alten Zeit. Sieben Jahrhunderte altrussischer Literatur. Berlin 1975, S. 362–378.

Kurbskij, Andrej Michailowitsch / Ivan IV.: Neubauer, Helmut / Schütz, Joseph (Hg.): Der Briefwechsel zwischen Andrej Kurbskij und Ivan dem Schrecklichen: eine Auswahl mit Einleitung und kurzem Glossar. Wiesbaden 1961.

Kurbskij, Andrej Michailowitsch / Ivan IV.: Stählin, Karl (Hg.): Der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen mit dem Fürsten Kurbskij (1564–1579). Leipzig 1921.

Kurbskij, Andrej Michailowitsch / Ivan IV.: Fennell, John Lister Illingworth (Hg.): The Correspondence between Prince A. M. Kurbsky and Tsar Ivan IV. of Russia 1564–1579. Cambridge 1955.

Letopisec načala carstva carja u velikogo knjazja ivana vasileviča. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XXIX. Moskau 1965, S. 9–116.

Lungin, Pavel : Tsar. DVD 118 Min. Vikkon Pljus. Russland 2009.

Lvovskaja letopis. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XX/II. St. Peterburg 1914 [ND Moskau 1971].

Patriaršaja uli nikonovskaja letopos. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XIII. St. Peterburg 1904, S. 1–302.

Piskarevskij letopisec. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XXXIV, S. 31–220.

Repin, Ilja Jefimowitsch: Ivan Groznyj i ego syn Ivan 16. nojabrja 1581 goda. Öl auf Leinwand. 199,5 x 254 cm. Staatliche Tretjakow-Galerie. 1885. URL: http://ilyarepin.ru/galereya3/ [Stand: 08.08.2012].

Schlichting, Albert: Kurze Erzählung vom Charakter und der grausamen Herrschaft des Moskovitischen Tyrannen Vasilij. 1570/71. In: Keller, Mechthild: Russen und Russland aus deutscher Sicht 9.-17. Jahrhundert. München 1985, S. 196–198 .

Shawn Levy: Nachts im Museum 2. DVD 105 Min. 20th Century FOX. USA/Kanada 2009.

Sofijskaja vtoraja letopos. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band VI. St. Peterburg 1853 [ND Düsseldorf 1973], S. 119–276.

Staden, Heinrich von / Epstein, Fritz T. (Hg.): Aufzeichnungen über den Moskauer Staat. Nach der Handschrift des Preußischen Staatsarchivs in Hannover. Hamburg, 2. Aufl. 1964.

Tak nazyvaemaja Carstvennaja kniga. In: Polnoe sobranie russkich letopisej. Band XIII. St. Peterburg 1904, S. 409–532.

Tolstoj, Aleksej Nikolaevič: Fürst Serebriany. Roman aus der Zeit Iwans IV. Aus dem Russischen übersetzt von Dora Berndl-Friedmann. Zürich 1944.

Weygels, Hans: Die Bildnus Ywan Wasiliewitz des jetzigen Grosfürsten… Nürnberg 1563. In: **Kappeler, Andreas**: Ivan Groznyj im Spiegel der ausländischen Druckschriften seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des westlichen Russlandbildes. Frankfurt am Main 1972 (Geist und Werk der Zeiten 33), S. 274.

Wasnezow, Wiktor Michailowitsch: Car Ivan Vasilevič Groznyj. Öl auf Leinwand. 247 x 132 cm. Staatliche Tretjakow-Galerie 1879. URL: http://artchive.ru/artists/viktor_mihaylovich_vasnetsov/type/zhivopis/tsar_ivan_vasilevich_groznyiy [Stand: 08.08.2012].

Žanna, Bičevskaja: Groznyj Tsar. Album: Bože, chrani Svoich. Audio-CD 53 Min. Russland 2003.

Literatur

Berg, Olaf: Film als historische Forschung: Geschichte in dialektischen Zeit-Bildern. Perspektiven für eine kritische Geschichtswissenschaft in Anschluß an Gilles Deleuze, Walter Benjamin und Alexander Kluge. Hamburg 2004.

Bolsover, G.H.: Ivan The Terrible in russian historiography. In: TRHS 5/7 (1957), S. 71–89.

Eckardt, Hans von: Iwan der Schreckliche. Tübingen 1941.

Ejzenštejn, Sergej Michajlovič: Kaufmann, Lilli (Hg.): Über mich und meine Filme. Berlin 1975.

Fleischhacker, Hedwig: Die staats- und völkerrechtlichen Grundlagen der moskauischen Außenpolitik (14. – 17. Jahrhundert). Darmstadt 1959.

Grabmüller, Hans-Jürgen: Die russischen Chroniken des 11. – 18. Jahrhunderts im Spiegel der Sowjetforschung (1917–1975). In: JbbGOE 24 (1976), S. 394–416.

Hecker, Hans: Kranksein im Zwiespalt der Macht. In: Wunderli, Peter (Hg.): Der kranke Mensch in Mittelalter und Renaissance. Forschungsinstitut für Mittelalter und Renaissance. Düsseldorf 1986, S. 79–98.

Hecker, Hans: Politisches Denken und Geschichtsschreibung im Moskauer Reich unter Ivan IV. In: JbbGOE 30 (1982), S. 1–15.

Hellmann, Manfred: Iwan IV. der Schreckliche. Moskau an der Schwelle zur Neuzeit. Göttingen [u.a.] 1966.

Hoffmann, Peter: Eine Diskussion um Ivan Groznyj. In: ZfG 5 (1957), S. 637–640.

Ingham, Norman W.: The Groza of Ivan Groznyi in Russian Folklore. In: Russian History 12 (1985), S. 225–245.

Ivan Grozny. In: Wikipedia: Die freie Enzyklopädie. URL: http://ru.wikipedia.org/wiki/Иван_Грозный [Stand: 08.08.2012].

Iwan der Schreckliche, ein Zar im Blutrausch, Welt-Online, 31.07.2007. URL: http://www.welt.de/kultur/history/article1069173/Iwan_der_Schreckliche_ein_Zar_im_Blutrausch.html [Stand 08.08.2012].

Jeismann, Karl-Ernst: Geschichtsbewußtsein als zentrale Kategorie der Geschichtsdidaktik. In: Schneider, Gerhard: Geschichtsbewußtsein und historisch-politisches Lernen. Pfaffenweiler 1988 (Jahrbuch für Geschichtsdidaktik 1), S. 1–24.

Jeismann, Karl-Ernst: Geschichtsbewusstsein. In: Bergmann, Klaus [u.a.] (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik. Seelze-Verlber, 4. Aufl. 1992, S. 40-43.

Kämpfer, Frank: Ivan (IV.) der Schreckliche. In: Torke, Hans-Joachim: Die russischen Zaren 1547–1917. München 2005, S. 27–49.

Kämpfer, Frank / Stökl, Günther: Russland an der Schwelle zur Neuzeit. Das Moskauer Zartum unter Ivan IV. Groznyj. In: Hellmann, Manfred (Hg.): Handbuch der Geschichte Russlands. Band 1. Stuttgart 1989.

Kappeler, Andreas: Die deutschen Flugschriften über die Moskowiter und Iwan den Schrecklichen im Rahmen der Rußlandliteratur des 16.Jahrhunderts. In: Keller, Mechthild (Hg.): Russen und Rußland aus deutscher Sicht 9.-17.Jahrhundert. München 1985, S. 150-182.

Kappeler, Andreas: Die deutschen Rußlandschriften der Zeit Ivans des Schrecklichen. In: Kaiser, Friedhelm Berthold / Stasiewski, Bernhard (Hg.): Reiseberichte von Deutschen über Russland und von Russen über Deutschland. Köln/Wien 1980, S. 1–23.

Kappeler, Andreas: Ivan Groznyj im Spiegel der ausländischen Druckschriften seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des westlichen Russlandbildes, Frankfurt am Main 1972 (Geist und Werk der Zeiten 33).

Kappeler, Andreas: Die letzten Opričninajahre (1569–1571) im Lichte dreier zeitgenössischer deutscher Broschüren. In: JbbGOE 19 (1971), S. 1–30.

Keenan, Edward: The Kurbskii-Groznyi Apocrypha. The Seventeenth-Century Genesis of the „Correspondence". Attributed to Prince A.M. Kurbskii and Tsar Ivan IV. Cambridge 1971.

Ljubomudrov, Mark N.: Ioann Groznyj. Antologija, Politiceskie biografii. Moskau 2004.

Manjagin, Vjaceslav G.: Apologija groznogo cara: kriticeskij obzor literatury o care Ioanne Vasil'evice Groznom. Moskau 2004.

Nitsche, Peter: Großfürst und Thronfolger. Die Nachfolgepolitik der Moskauer Herrscher bis zum Ende der Rjurikidenhauses. Köln/Wien 1972 (Kölner historische Abhandlungen Band 21).

Pandel, Hans-Jürgen: Dimensionen des Geschichtsbewusstseins. In: Geschichtsdidaktik 12 (1987) S. 130–142.

Pandel, Hans-Jürgen: Geschichtsunterricht nach PISA. Kompetenzen, Bildungsstandards und Kerncurricula. Schwalbach/Taunus 2005.

Platonov, Sergej Fjodorowitsch: Ivan Groznyj. Berlin 1924.

Platt, Kevin M. F. / Brandenberger, David: Terribly Romantic, Terribly Progressive, or Terribly Tragic: Rehabilating Ivan IV under I. V. Stalin. In: Russian Review 58/4 (1999), S. 635–654.

Rauch, Georg von: Die neuere Geschichte (1500-1815) in der sowjetischen Geschichtsschreibung der Gegenwart. In.: JbbGOE 3 (1955), S. 71–83.

Riegger, Katrin: Russland-Bild der Deutschen. „Trinkfest, melancholisch, tapfer". Spiegel-Online. 10.12.2007. URL: http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,522074,00.html [Stand: 08.08.2012]

Rother, Rainer: Film und Geschichtsschreibung. In: Bock, Hans-Michael / Jacobsen Wolfgang (Hg.): Recherche: Film. Quellen und Methoden der Filmforschung. München 1997, S. 242–246.

Ruffmann, Karl Heinz: Das Rußlandbild im England Shakespeares. Göttingen 1952.

Rüß, Hartmut: Elena Vasilévna Glinskaja. In: JbbGOE 19 (1971), S. 481–498.

Rüß, Hartmut: Die Friedensverhandlungen zwischen Moskau und Polen-Litauen im Jahre 1537. Eine Studie zur moskowitischen Diplomatiegeschichte. In: JbbGOE 36 (1988), S. 191–217.

Rüß, Hartmut: Machtkampf oder „feudale Reaktion"? Zu den innenpolitischen Auseinandersetzungen in Moskau nach dem Tode Vasikijs III. In: JbbGOE 18 (1970), S. 481–502.

Sauer, Michael: Geschichte unterrichten. Eine Einführung in die Didaktik und Methodik. Seelze-Velber, 7. Aufl. 2008.

Schmidt, Sigurd: Rossijskoe gosudarstvo v seredine XVI stoletija: carskij archiv i licevye letopisi vremeni Ivana Groznogo. Moskau 1984.

Skrynnikow, Ruslan: Iwan der Schreckliche und seine Zeit. München 1991.

Smolitsch, Igor: Zur Geschichte der russischen Ostpolitik des 15. und 16. Jahrhundert. In: JbbGOE 6 (1941), S. 55–84.

Spliet, Herbert: Russland von der Autokratie der Zaren zur imperialen Großmacht. Psychische Anomalien der Zaren im Wandel ihrer Genetik. Lüneburg 1979.

Stökl, Günther (Hg.): Testament und Siegel Ivans IV. Opladen 1972 (Abhandlungen der rheinisch-westfälischen Akademie der Wissenschaft Band 48).

Telekompanija ATV (Produzent): Ivan Groznyj. Stop Kadr. 13.03.2009. URL: http://atv.odessa.ua/programs/34/ivan_grozniy_5707.html [Stand: 30.7.2012].

Telekompanija ATV (Produzent): Tsar. Stop Kadr. 12.12.2009. URL: http://atv.odessa.ua/programs/34/tsar_4451.html [Stand: 30.7.2012].

Torke, Hans-Joachim (Hg.): Lexikon der Geschichte Rußlands. Von den Anfängen bis zur Oktober-Revolution. München 1985.

Wipper, Robert Yurievich: Iwan Grosny. Moskau 1947.

Jelena Menderetska studiert im Studiengang Master of Education Geschichte und Philosophie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Lizenzierung:

Dieser Artikel steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz.

Sie dürfen das Werk zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen:

Namensnennung — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.

Keine Bearbeitung — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Der Deutsche Orden im 17.und 18. Jahrhundert. Ein Hausorden Habsburgs?

Frank Hüther

Zusammenfassung

Der Deutsche Orden gilt seit dem Frieden von Preßburg (1805) als ein Hausorden des Geschlechts der Habsburger. Die vorliegende Arbeit versucht zu zeigen, dass diese Regelung nur eine Ordnung rechtlich festschreibt, die bereits mehrere hundert Jahre stillschweigend galt.

Exemplarisch wird dies an den Hochmeistern Leopold Wilhelm (1641-1662) und Karl Alexander von Lothringen (1761-1780) gezeigt, da sie in ihrer Meisterschaft beide bereits das Wohl Habsburgs über das des Deutschen Ordens stellten.

Abstract

The Teutonic Order is considered to have come under the control of the Habsburg Dynasty after the Peace of Pressburg (1805). This Essay tries to illustrate that this reorganisation, following a several centuries old tradition, was only formally new.

Examples for this tradition are the Grandmasters Leopold Wilhelm (1641-1662) and Karl Alexander of Lorraine (1761-1780), whose administration put the wellbeing of the Habsburg Dynasty above the needs of the Teutonic Order.

Résumé

Depuis le traité de Presbourg (1805) l'ordre des Chevaliers teutoniques a été presque exclusivement sous tutelle de la Maison de Habsbourg. Dans le texte suivant l'auteur essaye de montrer, que cet fait avait tacitement existé plusieurs siècles avant l'établissement d'une règle fixée. Leopold Wilhelm (1641–1662) et Karl Alexander von Lothringen (1761–1780) sont cités en exemple, parce qu'ils se chargeaient plus du bien-être de la Maison Habsbourg que de celui de l'ordre des Chevaliers teutoniques.

Einleitung

> Die Würde eines Großmeisters des deutschen Ordens, die Gerechtsame, Domainen und Einkünfte, welche vor dem gegenwätigen Kriege, von Mergentheim, als dem Hauptorte besagten Ordens, dependirten, alle übrigen Gerechtsamen, Domainen und Einkünfte, welche zur Zeit der Auswechselung dieses Traktats mit dem Großmeisterthum verbunden sind, desgleichen alle Domainen und Einkünfte, in deren Besitz sich zu der nämlichen Zeit der besagte Orden befinden wird, sollen demjenigen Prinzen des kaiserlichen Hauses, welchen Se. Majestät der Kaiser von Deutschland und Österreich ernennen wird, in der Person und in jeder männlichen Linie nach dem Erstgeburtsrechte erblich überlassen werden.[1]

Mit der hier zitierten Passage aus dem Frieden von Preßburg (1805) wurde der Deutsche Orden per Dekret zum Hausorden der Habsburgerdynastie. Schon im Mittelalter schmiegte sich der *Orden der Brüder vom Deutschen Haus Sankt Mariens in Jerusalem* eng an eine amtierende Herrscherdynastie an und entwickelte sich fast zu einem Hausorden der Staufer, erreichte diesen Status jedoch nicht.[2] Dies lässt eine generelle Herrschernähe des Ordens vermuten, die im Folgenden weiter zu untersuchen sein wird.

Es stellt sich dabei insbesondere die Frage, ob der Deutsche Orden bereits im 17. und 18. Jahrhundert zum habsburgischen Hausorden und Nachkommensversorger degradiert wurde, der nur eine nahezu erbliche Pfründe für die habsburgischen Erzherzöge darstellte, oder ob der Friede von Preßburg nicht nur einen bereits üblich gewordenen Zustand rechtlich festschrieb. Die vorliegende Arbeit wird dieser Frage nachgehen, so wie der Frage nachgehen und die Vorteile aufzeigen die Habsburg im 17. und 18. Jahrhundert durch eine Hegemonie im Deutschen Orden ergeben hätten. Der Betrachtungszeitraum erstreckt sich hierbei von 1641 bis 1780, beginnt also mit dem Antritt des Hochmeisters Leopold Wilhelm von Österreich und endet mit dem Tod des Hochmeisters Karl Alexander von Lothringen. Diese beiden Persönlichkeiten und ihre Regentschaft werden exemplarisch behandelt, um die Entwicklung des Deutschen Ordens zum habsburgischen Hausorden zu prüfen, da sie ihn an historischen Wendepunkten wie während des Dreißigjährigen Krieges und während der Türkenkriege führten.

Die allgemeine Geschichte des Deutschen Ordens wurde Thema zahlreicher wissenschaftlicher Publikationen. Diese beschäftigten sich meist mit dem livländischen Ordensstaat und der Ordensgeschichte bis zur Schlacht von Tannenberg 1410.[3] Gerade jedoch die Ereignisse des 17. und 18. Jahrhunderts werden meist nur schemenhaft umrissen. Es lässt sich vermuten, dass die

---

1 Der Friede von Preßburg, Artikel 12 zitiert nach Kletke, G. M.: Die Staats-Verträge des Königreichs Bayern in Bezug auf Justiz-, Polizei-, Administrations-, Territorial- u. Grenz-; Bundes-, Kirchen-, Militär-, Handels-, Schifffahrt-, Post-, Eisenbahn-, Telegraphen- und Münz-Angelegenheiten: von 1806 bis einschließlich 1858. Regensburg 1860.

2 Siehe hierzu: Arnold, Udo: Der Deutsche Orden - ein staufischer Hausorden? In: Arnold, Udo (Hrsg.): Der Deutsche Orden in Europa. Göppingen 2004.

3 Sarnowsky, Jürgen: Der Deutsche Orden. München 2007, S. 93.

abnehmende Bedeutung des Ordens in dieser Zeit auch zu gesunkenem Forschungsinteresse beigetragen hat, da zu dieser Zeit der eigentliche Ordensstaat längst nicht mehr bestand.

Die Struktur des Deutschen Ordens und die Geostrategie Habsburgs

Der Deutsche Orden, gegründet 1190 vor Akkon, war einer der mächtigsten Ritterorden des Heiligen Römischen Reiches. Um zu ermitteln, ob der Orden Teil der habsburgischen Machtpolitik wurde, gilt es im Folgenden die Rolle des Hochmeisters zu analysieren, sowie die geostrategischen und machtpolitischen Ambitionen Habsburgs zu beschreiben. So lässt sich erkennen, welche Handlungsspielräume der Hochmeister des Ordens überhaupt hatte und für welche habsburgischen Interessen er sich hätte verwenden können.

Der Hoch- und Deutschmeister

Schon seit Gründung des Ordens wurden die Deutschen Herren von einem Hochmeister geführt.[4] Dieser wurde auf Lebenszeit gewählt[5] und vertrat den Orden nach außen hin. Mit der Gründung des livländischen Ordensstaates verlegte der Hochmeister 1309 seine Residenz aus dem Mittelmeerraum an die Ostsee auf die Marienburg.[6] Er herrschte von dort über weite Teile des Baltikums und des heutigen Polens. Jedoch besaß der Orden nicht nur im Osten große Besitzungen. Auch im Heiligen Römischen Reich gab es, vor allem in Thüringen, große Gebiete. Zusammengefasst wurden diese jeweils nach Balleien, die von einem Landkomtur verwaltet wurden. Die Balleien im Reich wurden von einem Deutschmeister administriert, welcher seit Ende des 15. Jahrhunderts zu den Reichsfürsten zählte[7,] und somit in die politischen Geschicke des Reiches integriert war. Ihm unterstanden aber nicht alle Ordensgebiete innerhalb des Reiches. Die Ausnahme bildeten die sogenannten Kammerballeien, welche dem Hochmeister direkt unterordnet waren. Hierzu zählten die Balleien Böhmen, Elsaß-Burgund, Koblenz und Österreich. All diese Balleien lieferten ihre Abgaben direkt an den Hochmeister und legten somit einen Grundstein für dessen Schatzkammer. Teilweise erfolgten diese Abgaben in Naturalien. So versorgte die Kammerballei Koblenz den Keller des Hochmeisters mit Wein.[8]

Auffallend ist hierbei, dass die genannten Gebiete zu den ertragreichsten Regionen im Reich gehörten.[9] Allerdings wurden die Balleien nicht gezielt aufgrund ihres Ertrages zur Kammerballei

---

4 Zur Gründungsgeschichte des Ordens siehe Sarnowsky, Jürgen: Der Deutsche Orden, München 2007.

5 Zwar wurde die von Militzer:Akkon, S.137 beschriebene Siegelübergabe später durch die oft sehr frühe Wahl eines Koadjutors abgelöst, in der Regel hatten die Gewählten das Amt aber bis zu ihrem Lebensende inne.

6 Arnold, Udo: Der Hochmeister des Deutschen Ordens In: Arnold, Udo (Hrsg.): Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190 - 1994. Marburg 1998, S. 1.

7 Vgl. Arnold: Hochmeister, S.1.

8 Arnold, Udo: Weinbau und Weinhandel des Deutschen Orden im Mittelalter. In: Arnold, Udo (Hrsg.):Zur Wirtschaftsentwicklung des Deutschen Ordens im Mittelalter, Marburg 1989, S. 95f.

9 Die Gründe hierfür sind bei den Kammerballeien Koblenz und Elsaß-Burgund unter anderem in deren reichen Weinhandel zu suchen.

erhoben, was sich vor allem an der Ballei Elsaß-Burgund zeigt. Diese wurde erst zur Kammerballei erhoben, nachdem der Deutschmeister sie als Pfand für finanzielle Unterstützung an den Hochmeister gab, sie allerdings nie mehr auslöste.[10]

Betrachtet man die Lage dieser Kammerballeien, so zeigen sie eine günstige geostrategische Lage. Die Balleien Böhmen und Mähren lagen in habsburgische Besitzungen eingebettet am Rande des Reiches. Elsaß-Burgund verfügte vor allem über gute Weinbaugebiete. Die bereits erwähnte Kammerballei Koblenz sicherte ebenfalls durch ihre Weinlieferung nicht nur die standesgemäße Repräsentation des Hochmeisters, sondern lag auch an einer Schlüsselstelle des Rheins, wo sich Transport- und Informationswege kreuzten und der Kurfürst von Trier residierte.

Nach dem Verlust des Ordensstaates wurde der Sitz nach Mergentheim verlegt. Den Anspruch auf die preußischen Besitzungen sollte der Orden aber bis zum Frieden von Preßburg niemals ganz aufgeben, sondern diesen noch lange in seine Ambitionen einbinden. Zwar verfügte der Orden nach dem Verlust des Ordensstaates 1561 im Reich immer noch über ansehnliche Besitzungen, die einträglichsten Gebiete waren jedoch verloren, da er im Ordensstaat meist die kompletten Herrschaftsrechte unter seiner Obhut gehabt hatte. Im Reich besaß der Orden nur wenige geschlossene Gebiete und auch die Herrenrechte teilte er in den meisten Fällen mit anderen Fürsten.

Die Aufwertung des Hochmeisteramts

Mit der Neuorientierung in die Peripherie des Reiches erhob der Deutschmeister Anspruch auf das Hochmeisteramt, was zu einer Verschmelzung beider Titel führte[11]. Der nun Hoch- und Deutschmeister genannte Ordensvorsteher vereinte also sowohl die Kontrolle über die Kammerballeien, als auch die Reichsfürstenstimme in seiner Hand und gewann so für Anwärter auf dieses Amt enorm an Attraktivität. Um den Kampf gegen die Heiden wieder zu intensivieren, wurde allen neuen Ritterbrüdern ab 1606 ein dreijähriger Waffendienst auferlegt, welcher bevorzugt an der ungarisch/osmanischen Grenze abgeleistet werden sollte.[12] Ab 1696 unterstand dem Hochmeister sogar ein eigene Infanterieregiment, genannt Deutschmeister, das meist vom Hochmeister im kaiserlichen Interesse eingesetzt wurde. Zur Heerfolge war der Deutschmeister als Reichsfürst ohnehin verpflichtet, allerdings betrachteten die Befehlshaber des Regiments den Dienst an Kaiser und Reich auch stets als Kampf gegen das Heidentum. Die Osmanen bedrohten dauerhaft das Reich und, wie in der Belagerung von Wien 1683 kurz zuvor bewiesen, die erzherzoglichen Erblande. So kam der Orden nach einer langen Periode der Kampflosigkeit seinem Stiftungszweck, dem Kampf

[10] Militzer, Klaus: Die Geschichte des Deutschen Ordens. Stuttgart 2005, S. 132.
[11] Vgl. Sarnowksy: Deutscher Orden, S. 110.
[12] Biskup, Marian: Wendepunkte der Deutschordensgeschichte. In: Arnold, Udo (Hrsg.): Beiträge 1. Marburg 1986, S. 15.

gegen die Heiden,[13] durch die Regimentsgründung wieder näher. Diesmal jedoch nicht durch Mission mit dem Schwert, sondern als Bewahrer des christlichen (Kaiser)Reiches.

Die Position des Hochmeisters war aufgrund „seiner Stellung als geistlicher Fürst des Reiches und des Fränkisches Kreises und auch als zusätzliche Versorgungsgrundlage“[14] sowohl für Einzelpersonen als auch für Adelshäuser attraktiv. Die vielzähligen Vorteile dieser Stellung dürften für unterschiedliche Häuser verschieden relevant gewesen sein. Doch für das Haus Österreich[15] waren alle drei von Interesse: Die Möglichkeit, nachgeborene Söhne im geistlichen Stand so unterzubringen, dass sie eventuell später aus dynastischen Gründen reaktiviert werden konnten, war aufgrund der stets kleinen Zahl an männlichen Habsburgern sehr attraktiv.[16] Auch weitere Stimmen im Reichstag, sei es durch geistliche oder weltliche Stimmmänner, konnten nur helfen, die nicht immer gewaltige Hausmacht der habsburgischen Könige und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches zu stärken.

Habsburgische Ambitionen und Bestrebungen

Wie bereits angedeutet, verfolgten die meisten Adelshäuser in der Frühneuzeit eine gezielte Familienpolitik – so auch das Haus Habsburg. Diese sollte nicht nur den Fortbestand des Hauses sichern, sondern auch den für die Familie größtmöglichen Einfluss geltend machen.[17]

Die Möglichkeiten der österreichischen Habsburger, sich in Schlüsselpositionen des Heiligen Römischen Reiches längerfristig zu etablieren, waren der Familie nicht immer gegeben. Zwar stellten sie so viele Kaiser und Könige des Reiches wie kein anderes Geschlecht, trotzdem gelang es ihnen beispielsweise nicht eine geistlichen Kurwürde dauerhaft in Besitz zu nehmen.[18] Auch konnten aufgrund des zeitweiligen Mangels an männlichen Nachkommen oft nur wenige, vor allem klerikale, Machtpositionen mit Familienmitgliedern besetzt werden. Gelang es einem Habsburger jedoch, ein Bistum zu gewinnen, vereinte er oft mehrere Pfründe in seiner Hand.[19]

Durch die häufige Wahl eines Habsburgers zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches etablierte sich in der Familie ein besonderes Sendungsbewusstsein. Dieses zeigt sich schon zu Zeiten Maximilians I., dessen Ehrenpforte, welche „die Genealogie seines fürstlichen Hauses, die

---

13 Vgl. Sarnowsky, Jürgen: Der Deutsche Orden: Entwicklung und Strukturen im Mittelalter (Vortrag auf der Jahrestagung der Gesellschaft der Freunde der Technischen Hochschule Danzig in Wernigerode, 6. Okt. 1993), o. O., o. J. [1996].

14 Demel, Bernhard: Der Deutsche Orden zwischen Bauernkrieg (1525) und Napoleon (1809). Ein Beitrag zur neuzeitlichen Ordensgeschichte. In: Arnold, Udo (Hrsg.): Von Akkon bis Wien. Studien zur Deutsch-ordensgeschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert, S. 195.

15 Dies meint im folgenden den österreichischen Zweig des Hauses Habsburg.

16 Vocelka, Karl/Heller, Lynne: Die private Welt der Habsburger. Leben und Alltag einer Familie. Graz [u.a.] 1998, S. 13.

17 Vgl. Vocelka: Private Welt der Habsburger, S. 235–262.

18 Vocelka: Private Welt der Habsburger, S. 235.

19 Vocelka: Private Welt der Habsburger, S. 235ff.

überhöhende Schilderung der eigenen politischen, militärischen und frommen Taten [zeigt]“[20], den Zeitgenossen nicht nur ein großes Kunstwerk, sondern auch reichlich ambitionierte politische Pläne präsentierte. Eng mit diesem Sendungsbewusstsein verbunden war die sogenannte „Pietas Austriaca.“[21] Diese als erblich dargestellte Frömmigkeit der Habsburger[22] diente unter anderen der Legitimierung des habsburgischen Hauses durch Gottesgnade, brachte es aber auch in „ein[e] doppelt[e] religiös[e] Verteidigungsstellung“[23], zum einen gegen den Protestantismus, zum anderen „gegen den islamischen ‚Erbfeind der Christenheit‘, die Türken.“[24] Diese Verteidigungsstellung war allerdings in beiden Fällen ebenso ein Topos der Realpolitik. Hierbei stellte zwar auch der Protestantismus eine große Gefahr für die habsburgische Macht dar. Diese wurde aber in weit stärkerem Maße von der Ausdehnung des osmanischen Reichs bedroht, welchem es sowohl im 16., wie auch 17. Jahrhundert gelang, Wien zu belagern. Durch diese Ausdehnung waren also direkt die Hausbesitzungen Habsburgs bedroht. Dies galt vor allem für das Königreich Ungarn, welches zeitweilig besetzt war. Ein katholisch motivierter Abwehrkampf gegen die Osmanen konnte daher nur im geostrategischen Interesse des Erzhauses sein. Dieses katholische Motiv verlor zwar in der aufgeklärten Herrschaftskonzeption an Deutungsmacht. Wie Karl Vocelka feststellt, drang „dieses aufklärerische Gedankengut [...] jedoch in der Habsburgermonarchie nie voll durch.“[25] Großen Einfluss auf den Deutschen Orden zu haben konnte also nur im Interesse des Erzhauses sein. Da dieser dem Kampf gegen die Heiden gewidmet war stand er für die selben Interessen, die auch die streng katholischen Habsburger vertraten.

Zwei Hochmeister in habsburgischen Diensten

Leopold Wilhelm von Österreich

Geboren 1614 als dritter Sohn des späteren Kaisers Ferdinand II, war Leopold Wilhelm von Österreich bereits zwölfjährig „einer der größten Ämterkumulierer seiner Zeit“[26]. So war er unter anderem Bischof von Passau, Halberstadt und Straßburg, sowie Fürstbischof von Murbach im Elsaß. Hier dehnte sich die Herrschaft über das Bistum Halberstadt den habsburgischen Besitz deutlich Richtung Preußen aus.

---

20 Lüken, Sven: Kaiser Maximilian I. und seine Ehrenpforte. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 61, (1998), S. 451.
21 Vocelka, Karl: Die Familien Habsburg und Habsburg-Lothringen. Politik - Kultur - Mentalität. Wien 2010, S. 141.
22 Vocelka: Habsburg, S. 141.
23 Vocelka: Habsburg, S. 142.
24 Vocelka: Habsburg, S. 142.
25 Vocelka, Karl/Heller, Lynne: Die Lebenswelt der Habsburger. Kultur- und Mentalitätsgeschichte einer Familie. Graz [u.a.] 1997, S. 121.
26 Vocelka: Private Welt der Habsburger, S. 238.

Bekannt wurde Leopold Wilhelm allerdings vornehmlich durch seine Tätigkeit als Kunstmäzen und seine damit verbundene große Sammlung,[27] welche später in kaiserlichen Besitz überging. Bis 1642 diente er als kaiserlicher Generalissimus mit wechselndem Erfolg. 1639 erhielt Leopold Wilhelm den Ritterschlag und wurde, unter gleichzeitigem Beibehalt seiner Bischofswürde, zum Koadjutor des Deutschen Ordens ernannt. Ab 1642 bekleidete er das Amt des Hoch- und Deutschmeisters. Zwischen 1647 und 1656 war er Statthalter der Spanischen Niederlande.

Dieser „Pfründenjäger“[28] trat 1642 sein Hochmeisteramt in einer Zeit an, in welcher Europa vom Sturm des Dreißigjährigen Krieges erschüttert wurde. Die Ordenskassen waren leer, große Landstriche, darunter auch Ordensbesitz, verheert. Dies dürfte auch einer der Gründe sein, warum Leopold Wilhelm nicht auf weitere Ämter verzichten musste. So blieben ihm noch andere Möglichkeiten, seine Repräsentation zu finanzieren.

Betrachtet man sein Wappen, so scheint das zentral platzierte Ordenskreuz recht dominant. Klar wird jedoch auch, dass dieser Titel längst nicht der einzige des Trägers ist. Dies lässt an einer hervorgehobenen Position des Hochmeistertitels Zweifel aufkommen, da er nur einer von vielen Titeln ist. Vielmehr zeigt sich ein Herrscher, dessen Besitz aus vielen einzelnen Teilen besteht, die ihm unterschiedlich wichtig zu sein schienen.

Diese bereits aus dem Wappen ableitbare Haltung legte der Erzherzog auch in seiner Regierung an den Tag. So berief er, obwohl der Orden sich in desolatem Zustand befand, in den 21 Jahren seiner Meisterschaft nur zweimal die höchste Ordensversammlung, das Generalkapitel, ein.[29] In der Mergentheimer Ordenszentrale lässt sich die Anwesenheit Leopold Wilhelm nur einmal nachweisen.[30] Dies weist auf kein sehr großes Interesse an den Ordensgeschäften hin, da der Orden zwar grundsätzlich von überall administriert werden konnte, eine straffe Führung der Geschicke aber unbedingt geographische Nähe erfordert hätte. Nur so wäre er immer direkt über die Belange des Ordens informiert gewesen und hätte durch seine Präsenz den Orden als Vorbild führen können. Sein Antritt der Statthalterschaft über die Spanischen Niederlande und seine Residenznahme dort zeigen, dass er sich eher im Sinne des Erzhauses verwendete und ihm die Arbeit für dieses wichtiger war, als den Orden zu lenken. Darüber hinaus dürfte das Amt des Statthalters für ihn auch größere Einflussmöglichkeiten bereitgehalten und ihm bessere finanzielle Einkünfte beschert haben als das Amt des Hoch- und Deutschmeisters, da die Niederlande durch ihre Position als

[27] Das im Zusammenhang mit ihm am meisten rezepierte Bild dürfte ‚Erzherzog Leopold Wilhelm in seiner Galerie in Brüssel‘ des niederländischen Malers David Teniers dem Jüngeren sein.

[28] Demel, Bernhard: Leopold Wilhelm von Österreich (1642–1662). In: Arnold, Udo (Hrsg.): Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190–1994. Marburg 1998, S. 215.

[29] Voigt, Johannes. Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland Band II, Berlin 1859, S. 344 begründet dies mit der ständigen Kriegsgefahr, jedoch wäre ein besser umsorgter Orden sicher für Kaiser und Reich schlagkräftiger einsetzbar gewesen.

[30] Vgl. Demel: Leopold Wilhelm, S. 220.

Warenumschlagplatz sehr ertragreich waren und die Statthalterschaft in Brüssel zu dieser Zeit eine der anspruchsvollsten und ehrenvollsten politischen Aufgaben für nachgeborene Habsburger darstellte.[31]

Spätestens seit der Kandidatur zur Kaiserwahl 1658, bei der er er als Gegenkandidat zum französischen König Ludwig XIV. auftrat, ließ Leopold Wilhelm keinen Zweifel daran, für Höheres berufen zu sein und dass „seine vielen geistlichen Würden und die militärische wie diplomatische Tätigkeit für sein Haus [...] ihm für den Orden keine Zeit [ließen].“[32] Auch in seinen Bistümern ist seine Anwesenheit lediglich in Passau öfter nachzuweisen. Hier wandte er sich schriftlich an das Hochstift, um die Herrschaft selbst antreten zu dürfen.[33] Jedoch dürfte die für ihn verkehrsgünstige Lage zu seiner etwas häufigeren Anwesenheit beigetragen haben.

Des Weiteren fällt in seine Regentschaft der Verlust der österreichischen Ordenskommenden. Bis 1648 wurden die Balleien Österreich und Etsch als eigene Kreisstände aufgeführt. Danach sucht man diese in den Auflistungen vergebens. Zwar sind die Umstände des Verlustes noch nicht ausreichend erforscht, es liegt aber nahe, dass mit diesem Provinzen „in der Zeit Leopold Wilhelms eine Art Mediatisierung erfolgt sein dürfte“[34], wie der Historiker Udo Arnold vermutet. Die Ballei scheint also schleichend in weltlichen Besitz übergegangen zu sein, ohne dass man dies direkt bemerkte. Verstärkt wird dieser Verdacht durch die Visitationen, welche Leopold Wilhelm nach dem Ende der Kampfhandlungen anordnen ließ. Hierbei wurden alle Balleien visitiert, um die Kriegsschäden festzustellen, mit Ausnahme der Gebiete in Österreich und an der Etsch. Auch an diesen Gebieten gingen die Kriegshandlungen nicht spurlos vorüber. Es erschien Leopold aber wohl nicht mehr als seine Aufgabe die dort entstandenen Schäden feststellen zu lassen und zu beheben, sonst wären diese von ihm sicherlich besucht worden.

Insgesamt lässt sich über das Meistertum des Erzherzogs Leopold Wilhelm von Österreich sagen, dass es in ein schwieriges Kapitel der europäischen Geschichte fiel. Der Dreißigjährige Krieg zog ganz Europa in Mitleidenschaft und außer der fränkischen Ballei, welche für die Gründung eines Leibregimentes noch fünf bis sechstausend Taler hätte aufbringen können[35], waren die Deutschordensballeien an den Grenzen ihrer finanziellen Belastbarkeit angekommen. Auch die Trikonfessionalität schwächte den Orden. Die ständigen Reibereien zwischen Katholiken, Lutheranern und Calvinisten verkomplizierten die Ordensgeschäfte massiv. Um allen Konfessionen genüge zu tun, wurde in manchen Balleien die Landkomturwürde zwischen den Konfessionen

31 Vgl. Vocelka: Private Welt der Habsburger, S. 249.
32 Hofmann, Hans Hubert: Der Staat des Deutschmeisters. München 1964, S. 257.
33 Schreiber, Renate: Erzherzog Leopold Wilhelm. Bischof und Feldherr, Statthalter und Kunstsammler. Studien zu seiner Biographie, S. 153.
34 Demel: Leopold Wilhelm, S. 217.
35 Vgl. Voigt: II, S. 347.

gewechselt, was dort die Einflussnahme des lokalen Adels, der die Balleiadministration meist fest in den Händen hielt, erschwerte. Darüber hinaus mussten die protestantischen Brüder überzeugt werden, weiterhin auf Ehen zu verzichten und keusch zu leben. Diese Kompromisse mussten eingegangen werden, da sonst der weitere Bestand des Ordens massiv gefährdet gewesen wäre.

Wo der lokale Adel aber ungeachtet von konfessionellen Problemen weiter mühelos Einfluss nehmen konnte, sah er die Einnahme der Landkomturwürde, wie im Falle des Moritz von Sachsen über die Ballei Thüringen, zunehmend als erbliches Recht an.[36] Dies führte zu heftigen Auseinandersetzungen mit dem Lokaladel um den Verbleib der Gebiete in Ordensbesitz. Die damit verbundene Machtlosigkeit des Ordens ist sicher ein Grund für das geringe Interesse des Erzherzogs an der Ordensadministration.

Daher sah er auch keine Notwendigkeit für regelmäßige Generalkapitel oder häufige Besuche im Amtssitz Mergentheim. Er ließ ihn von einem Vertreter verwalten. Allgemein scheint der Erzherzog auch bedingt durch seine Rolle als kaiserlicher Generalissimus „innerhalb des Deutschen Ordens eher die militärische Tradition“[37] verkörpert zu haben. Sein einziges größeres Anliegen im Rahmen der Ordensgeschäfte blieb die Einrichtung eines „Leib Regiments zu Pferdt mit des löbl. Ordens und derselben mitglieder Hülff“[38] , welches mit ihrem Sammelplatz in den erzherzoglichen Erblanden unter Kommando der Deutschritter in der kaiserlichen Armee kämpfen sollte. So hätte der Erzherzog seine eigenen, in habsburgischem Interesse operierenden Truppen unterstützen können. Diese Gründung konnte jedoch aus Geldmangel nicht durchgeführt werden und wurde erst unter Franz Ludwig von Pfalz Neuburg realisiert. Gleichwohl ebnete Leopold Wilhelm in seinem letzten Generalkapitel den Weg für ein kaiserliches Exercitium. Die Ritterbrüder, die den kämpfenden Teil des Ordens darstellten, sollten sich dem Kaiser zur Verfügung stellen, falls das Ableisten des Kriegsdienstes nicht durch den Orden gewährleistet war.[39] Der Beisetzungsort Leopold Wilhelms in der Wiener Kapuzinergruft zeigt einen Hochmeister, der sich eher in der Tradition seines Erzhauses denn als Vorsteher des Deutschen Ordens sah. Dem Haus ordnete er auch seine eigenen Interessen unter. Eine wirkliche Neigung zum geistlichen Amt hatte er, wenn er auch wie alle Habsburger sehr gläubig war, eher nicht.[40]

Nach der Regentschaft des noch zu Lebzeiten von Leopold Wilhelm als Nachfolger durchgesetzten Karl Joseph von Österreich wurde die habsburgische Kontinuität für kurze Zeit unterbrochen. Von 1684 bis 1761 gelang es dem Haus Wittelsbach unter weiterhin habsburgischen Kaisern den Hoch-

[36] Vgl. Voigt: II, S. 358.
[37] Schreiber: Bischof und Feldherr, S. 167.
[38] Demel: Leopold Wilhelm, S. 218.
[39] Voigt II; S. 370.
[40] Vgl. Schreiber: Bischof und Feldherr, S. 150.

und Deutschmeister zu stellen, während der Orden unter Franz Ludwig von Pfalz Neuburg zu neuer Blüte fand. Unter den Wittelsbacher Hochmeistern ist jedoch keine vollkommene Umorientierung des Ordens zu erkennen. Viele Posten waren weiterhin mit Habsburgern besetzt, da die Administration meist lebenslänglich versehen wurde. Auch lagen die Interessen des Erzhauses nicht zwingend konträr zu den Interessen des Reiches, zu dessen Schutz der Hochmeister ohnehin verpflichtet war. Hieran lässt sich eine Kontinuität der Ordenspolitik erkennen. Konnte ein habsburgischer Kandidat die Meisterwürde nicht erringen, blieb der Orden in seiner Ausrichtung trotzdem auf Habsburg ausgerichtet. Bereits 1761 wurde mit Karl Alexander von Lothringen wieder ein Mitglied der habsburgischen Familie durchgesetzt.

Karl Alexander von Lothringen

Nach dem Wittelsbacher Zwischenspiel folgte Karl Alexander von Lothringen für das Haus Habsburg als Hochmeister nach. Dieser ist zwar nach dem Adelsrecht kein Mitglied der Familie Habsburg, soll im Folgenden jedoch den habsburgischen Parteigängern zugerechnet werden. Vor seiner Zeit als Hochmeister war er bereits eng mit dem Erzhaus verbunden, da er unter anderem Schwager Maria Theresias war.

1729 wurde Karl Alexander siebzehnjährig in den Orden vom goldenen Vlies, einem Hausorden Habsburgs, aufgenommen. Er kämpfte fortan für Habsburg im Türkenkrieg (1737-39), reformierte zwischen 1747 und 1749 die österreichische Armee und verlor 1757 die Schlacht von Leuthen gegen Friedrich II. von Preußen, nachdem ihm zur Würdigung seiner erfolgreichen Gefechte in Moys und Breslau der Maria-Theresien-Orden verliehen worden war. Im Jahre 1744 heiratete er die Erzherzogin Maria Anna von Österreich, die jedoch im Kindbett verstarb. Seit dieser Zeit administrierte er die habsburgischen Niederlande. 1761 konnte sich Karl Alexander als Kandidat für die Meisterwürde durchsetzen, da der Papst ihn bezüglich seiner nichtdeutschen Vorfahren dispensiert hatte. So konnte er in den Orden aufgenommen werden, obwohl er nicht den erforderlichen ‚deutschen' Stammbaum mitbrachte.

Bereits zu Beginn seiner Meisterschaft wurde deutlich, dass Karl Alexander sich weiterhin eng an das Erzhaus gebunden sah. Auch er verzichtete nicht auf die Statthalterschaft der Niederlande und residierte nach seiner Wahl zum Hoch- und Deutschmeister weiterhin in Brüssel. Das Erlangen der Hochmeisterwürde galt ihm als ein „désir plus ou moins secret [...] de se procurer une «souveraineté»"[41]

Gemäß der Ordensstatuten musste er aus dem Orden vom goldenen Vlies austreten, da der Orden keine Mitgliedschaften in anderen Orden erlaubte, sowie den ihm verliehen Maria-Theresien-Orden

[41] Galand, Michèle: Charles de Lorraine, Gouverneur général des Pays-Bas autrichiens (1744 - 1780). Brüssel 1993, S. 22.

zurückgeben. Gerade der Verlust des letztgenannten Ordens schmerzte ihn sehr.[42] Die Vereinbarkeit der Mitgliedschaft im Deutschen Orden beschäftigte die Deutschen Herren in der Meisterschaft Karl Alexanders gleich mehrfach, da auch Graf Walpot von Bassenheim[43] noch weitere Ehrentitel mit dem Deutschen Kreuz vereinbaren wollte.[44] Die hierum entstandene Diskussion zeigt das inzwischen geringere Ansehen der Deutschmeisterwürde, die den Zeitgenossen mehr eine Ehre als Lebensaufgabe war.

Karl Alexander befolgte bezüglich der zweijährlichen Kapitel die von Leopold Wilhelm erlassenen Statuten. Nur gegen Ende seiner Regentschaft überlegte er, die kostspieligen Versammlungen unregelmäßiger stattfinden zu lassen, um die Ordenskasse zu schonen. Nach den weitreichenden Gebietsveränderungen war es auch Karl Alexander, der, nach Ordensstatut selbst als nichtdeutsch eingestuft, festlegen ließ, welche Landschaften in Zukunft für den Orden als deutsch zu betrachten seien. Hierbei wurde festgelegt dass:

> alle zur Zeit noch wirklich zum Reich und den Reichskreisen gehörenden oder doch zur Zeit Kaiser Karl V dem Deutschen Reiche einverleibt gewesenen, seitdem aber demselben gewaltsam entrissenen Provinzen, wie Elsaß, die Grafschaft Burgund, und ein Theil des Burgundischen Kreises auch ferner für den Orden als Deutsche Provinzen gelten [sollen].[45]

Hierdurch war nicht nur verbindlich festgeschrieben worden, was dem Orden als deutsch zu gelten hatte; ebenso waren die Gebietsansprüche des Ordens, vor allem im Elsaß noch einmal erneuert worden. Bezüglich des Eintrittes in den Orden wollte man wie bereits zuvor toleranter sein.

Es erging nämlich die Bestimmung:

> Wenn ein ausländischer, altadeliger, geburts- und stiftsmäßiger Ritter auf seine Kosten eine oder mehre Besitzungen dem Orden wieder zueignen oder eine neue Komthurei begründen wolle, so wolle man ihm nicht nur die dazu dienlichen Documente und nöthige Vollmacht an die Hand bieten, sondern ihn auch wegen seines nichtdeutschen Geblüts nach Kapitelschluss dispensieren und mit dem Kreuze begnadigen.[46]

In dieser Zeit zeigt sich deutlich die Bestrebung des Ordens, zu alter Stärke zurückzufinden und die verlorenen Gebiete zu restituieren. Ein starker Deutscher Orden wäre in der damaligen Situation von großem Nutzen für verschiedene Seiten gewesen. Der Orden selbst hätte nicht weiter um seine finanzielle Existenz bangen müssen, da ihm potentiell ertragreiche Gebiete hinzugefügt oder wieder angefügt worden wären. Für das Reich wäre ein starker Orden ein schlagkräftiger Partner im Kampf gegen die Türken gewesen und hätte für das Haus Habsburg eine Ausdehnung seines Einflussgebietes bedeutet, da es Gebiete, die dem Orden angefügt wurden, indirekt mit beeinflussen

---

42 Vgl. Demel: Karl Alexander, S. 258.

43 Johann Maria Rudolf Graf Waldbott von Bassenheim (1731-1805), Reichskammergerichtspräsident und Kaiserlich-Königlicher Geheimer Rat.

44 Vgl. Voigt II, S. 518.

45 Voigt II, S. 501.

46 Voigt II, S. 498f.

konnte. Es folgte eine lange Zeit, in der die Deutschmeister wieder unter einem habsburgischen Hochmeister dienen sollten.

Als Nachfolger setzte Karl Alexander seinen Neffen Maximilian Franz durch. Ein Hauptargument des Kapitels war hier aufgrund der immer noch sehr knappen Kassenlage, dass Maximilian Franz ein eigenes Auskommen hatte, wodurch die Ordenskasse geschont werden würde. Die Kontinuität der Hochmeisterwürde in habsburgischer Hand war hiermit weiter gesichert.[47]

Ungeachtet der Tatsache, dass Karl Alexander die Verwaltung der Niederlande für Habsburg als seine Hauptaufgabe zu begreifen schien und er fern der hochmeisterlichen Residenz lebte, gelang es ihm, die Finanzen des Ordens zu sanieren. Weiterhin erneuerte er die Gebietsansprüche des Ordens in Preußen, Livland und am Mittelmeer, deren Durchsetzung den Orden enorm gefestigt hätte.[48] Jedoch sind auch diese Forderungen im Kontext der habsburgischen Hauspolitik zu sehen. Durch eine Rekuperation der Mittelmeergebiete wäre zwangsläufig die spanische Linie Habsburgs gestärkt worden. Eine Wiederherstellung des alten Ordensstaates hätte eine erhebliche Schwächung des Geschlechts Hohenzollern bedeutet, in welchem Habsburg spätestens seit dem Siebenjährigen Krieg einen ernstzunehmenden Gegner sah. Es dürfte zwar allen Beteiligten gewiss gewesen sein, dass diese Ansprüche zur damaligen Zeit nicht durchzusetzen waren, der Verzicht auf eine Erneuerung wäre jedoch einem Verzicht auf alle Zeit gleich gekommen. Doch weder konnte der Orden auf die Gebiete im ehemaligen Ordensstaat verzichten, noch wollte er dies. Aber auch für Karl Alexander hätte dieser diplomatische Sieg über den militärischen Sieger von Leuthen sicher eine Genugtuung dargestellt.

Auch strukturell wandelte sich der Orden unter den beiden beschriebenen Hochmeistern stark. Nach der Verschmelzung des Deutschmeistertums mit der Hochmeisterwürde und der Verlegung der Hochmeisterresidenz nach Mergentheim begannen sich die Ballei Franken und das Meistertum immer weiter ineinander zu verweben. Die fränkische Ballei war mit Abstand die finanzkräftigste des Ordens. Durch die geographischen Gegebenheiten wurde es daher immer selbstverständlicher, dass der Hochmeister in fränkischen Belangen ein größeres Mitspracherecht als in den übrigen Balleien erlangte. Dieser Umstand kam der habsburgischen Politik in Zeiten eines Hochmeisters aus eigenem Hause sehr zugute, da sie so auch die Geschicke der Ballei Franken, die geradezu an der Pforte des Wittelsbacher Konkurrenten lag, mitbeeinflussen konnte. Durch die Wittelsbacher Hochmeister, welche Karl Alexander unmittelbar vorangingen, war hier erneut ins Bewusstsein

[47] Vgl. Hofmann: Staat, S. 303.

[48] Hofmann nennt S. 295 Böhmen, Ungarn und die welschen Lande als zu rekuperierende Gebiete, die mit Gottes Fügung zum Orden zurückkommen sollten. Ausdrücklich verneint er Ansprüche auf Preußen, aufgrund des Hubertusburger Friedens. Doch gerade deshalb ist Arnolds Auflistung hier wahrscheinlicher, da so das Erzhaus ohne selbst Fordernder zu sein Ansprüche gegen Preussen geltend machen konnte.

getreten, dass Franken nicht den Kammerballeien zugehörte und so nicht unmittelbar dem Einfluss des Hochmeisters unterstand. So musste Karl Alexander also seine Einflussmöglichkeiten, wollte er sie behalten, gegen größeren Widerstand geltend machen.

Da die Ballei sich nun aber wieder dem habsburgischen Interesse fügen sollte, unterdrückte Karl Alexander das immer wiederkehrende Begehren der fränkischen Rathsgebietiger, statt einer Kuriatsstimme eine Virilstimme zugestanden zu bekommen, was er damit begründete, dass auch die preußischen Gebiete nie einen Vorrang vor denen im Reich genossen hätten.[49] Dies führte zu enormen Konflikten mit dem fränkischen Landkomtur Friedrich Karl Freiherr von Eyb.[50] Hieran zeigt sich deutlich ein Bewusstsein für die habsburgische Dominanz im Orden, welche nicht immer widerstandslos hingenommen wurde.

Allgemein war Karl Alexander ein aktiverer Hochmeister als Leopold Wilhelm, der sich auch um direkte Ordensangelegenheiten kümmerte. Durch die Sanierung der Ordenskasse und die Erneuerung von Gebietsansprüchen schaffte er die Voraussetzung für einen handlungsfähigen Orden. Doch gerade seine Residenz in Brüssel zeigt, dass ihm der Orden nicht die höchste seiner Aufgaben war. Des weiteren widmete er sich seiner Aufgabe in den Österreichischen Niederlande, die er in der Verwaltung vollständig von der des Ordens trennte[51], mit solcher Hingabe, dass er bis heute als einer der fähigsten und beim niederländischen Volk beliebtesten Statthalter gilt. Das niederländische Volk errichtete ihm ein Denkmal mit der Aufschrift „Optimo principi“.[52] Als Hochmeister des deutschen Ordens jedoch wird er nur wenig rezipiert. Ihm war zwar am Wohl des Ordens gelegen, hauptsächlich aber, weil dieser sich hervorragend im Interesse des Erzhauses verwenden ließ. Die bereits aufgezeigten Besitzansprüche ließen sich gut in die habsburgische Politik eingliedern. Darüber hinaus war der Orden ein willkommener Helfer gegen die drückende Türkengefahr. Durch den Oberbefehl über das deutschmeisterliche Infanterieregiment konnte Karl Alexander sich daher noch aktiver im Sinne des Erzhauses verwenden, auch in Fällen, in denen das kaiserliche und habsburgische Interesse nicht vollkommen deckungsgleich waren.

Auch die offizielle Geschichtsschreibung des Deutschen Ordens der Neuzeit behandelt Karl Alexander als einen würdigen Hochmeister, der etwas unauffälliger war als seine Vorgänger und Nachfolger und sich vor allem in Sparsamkeit übte. Jedoch lässt sich auch von dieser Seite kein

---

49 Voigt II, S. 499.

50 Hierzu Voigt II, S. 501–504.

51 Vgl Galand: Charles de Lorraine, S. 22.

52 Vgl. Wurzbach, Constantin von: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben , Wien 1891, Bd.6, S. 387.

Beleg finden, dass Karl Alexander das Gedeihen des Ordens über die Interessen des Erzhauses gestellt hätte.[53]

Fazit: War der Deutsche Orden bereits im 17. und 18. Jahrhundert ein Hausorden Habsburgs?

Seit dem habsburgischen Hochmeister Maximilian „dem Deutschmeister“ (im Amt von 1590 bis 1618) ist im Deutschen Orden eine Dominanz des Hauses Österreich festzustellen. Von diesem Zeitpunkt an gelang es dem österreichische Haus, fast ununterbrochen den Hochmeister des Ordens zu stellen. Die hier exemplarisch untersuchten Hochmeister Leopold Wilhelm und Karl Alexander wurden jedoch nicht nur ‚für Habsburg‘ Hochmeister, sie versuchten auch stets, sich und den Orden im Sinne des Erzhauses zu verwenden. Beide waren Generäle der erzherzoglichen Armee und verwalteten für das Haus die österreichischen Niederlande. Beide sahen den Orden mehr als eine ihrer vielen Verpflichtungen und besuchten die Zentrale des Ordens nur selten. Keiner von beiden residierte in Mergentheim. Doch sobald der Orden, vor allem in militärischen Dingen, für Habsburg nützlich wurde, setzten sie diesen im Interesse des Erzhauses ein. Dies geschah meist im Kampf gegen die Osmanen zum Schutz der erzherzoglichen Erblande. Auf diese Weise konnten die Interessen Habsburgs gewahrt werden, ohne sich mit denen des Ordens direkt zu überwerfen. Die zahlreichen Einflussmöglichkeiten, welche sich einem „Hochmeister des Ordens der Brüder vom Deutschen Haus Sankt Mariens in Jerusalem“ bot, waren nicht nur zahlreich, sondern auch attraktiv für das Haus Habsburg und den konkreten Amtsträger. Gerade Karl Alexander konnte so seine Möglichkeiten ausbauen und sich stark im Interesse des Erzhauses verwenden.

Hierbei lässt sich folgende Tendenz erkennen: Habsburg gelang es über lange Zeit im Deutschen Orden das Führungspersonal zu bestimmen und auch auf lokaler Ebene eine (vor allem in den südlichen Balleien) auf Habsburg ausgerichtete Politik durchzusetzen. Die 'installierten' Persönlichkeiten waren stets bemüht, sich im Sinne ihres Hauses zu verwenden, und stellen diese Aufgabe über das Wohl des ihnen anvertrauten Ordens. Hierbei halfen ihnen die dem Orden nach der Trikonfessionalisierung und dem Verlust des Ordensstaates verbliebenen Mittel und Territorien, die sie jedoch gut und sparsam verwalten mussten. Höchste Priorität hatte in ihrem Handeln jedoch die habsburgische Politik.

So lässt sich also der Deutsche Orden, nachdem er sich bereits im Mittelalter eng an das Haus der Staufer angelehnt hatte, mit dem Meistertums Maximilians (1590-1618), spätestens jedoch mit dem Hochmeister Leopold Wilhelm als Hausorden des Hauses Österreichs bezeichnen. Der erst 1805

[53] Hierzu Demel: Karl Alexander.

geschlossene Frieden von Preßburg legte zwar dieses Verhältnis erstmals rechtlich fundiert fest, beschrieb aber nur eine de facto längst offenkundig gewordene und etablierte Abhängigkeit.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen

Der Friede von Preßburg, zitiert nach Kletke, G. M.: Die Staats-Verträge des Königreichs Bayern in Bezug auf Justiz-, Polizei-, Administrations-, Territorial- u. Grenz-; Bundes-, Kirchen-, Militär-, Handels-, Schifffahrt-, Post-, Eisenbahn-, Telegraphen- und Münz-Angelegenheiten: von 1806 bis einschließlich 1858. Regensburg 1860.

Wappenschilde in der Pfarrkirche zu Mergentheim (Wappen der Hochmeister) 1190-1834; Geschenk des Herzogs Ulrich von Württemberg an Erzherzog Eugen, April 1907 (großes Wappen). Wien DOZA HS 385.

Literatur

Arnold, Udo: Der Deutsche Orden - ein staufischer Hausorden? In: Arnold, Udo (Hrsg.): Der Deutsche Orden in Europa. Göppingen 2004 (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst Band 23), S. 10–28.

Arnold, Udo: Der Hochmeister des Deutschen Ordens In: Arnold, Udo (Hrsg.): Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190 - 1994. Marburg 1998; (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens Bd. 6), S. 1–4. (Zitiert als Arnold: Hochmeister).

Arnold, Udo: Weinbau und Weinhandel des Deutschen Orden im Mittelalter. In: Arnold, Udo (Hrsg.): Zur Wirtschaftsentwicklung des Deutschen Ordens im Mittelalter, Marburg 1989 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens). (Zitiert als Arnold: Weinbau).

Biskup, Marian: Wendepunkte der Deutschordensgeschichte. In: Arnold, Udo (Hrsg.): Beiträge 1. Marburg 1986 (Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens Bd. 36). (Zitiert als Biskup: Wendepunkte).

Demel, Bernhard: Der Deutsche Orden zwischen Bauernkrieg (1525) und Napoleon (1809). Ein Beitrag zur neuzeitlichen Ordensgeschichte. In: Arnold, Udo (Hrsg.): Von Akkon bis Wien. Studien zur Deutschordensgeschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Marburg 1978 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens Bd. 20). (Zitiert als Demel: Bauernkrieg).

Demel, Bernhard: Leopold Wilhelm von Österreich (1642 - 1662). In: Arnold, Udo (Hrsg.): Die Hochmeister des Deutschen Ordens 1190 - 1994. Marburg 1998 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens Bd. 6), S. 214–226. (Zitiert als Demel: Leopold Wilhelm).

Demel, Bernhard: Karl Alexander von Lothringen als Hoch- und Deutschmeister. In: Duerloo, Luc: Karl Alexander von Lothringen. Mensch, Feldherr, Hochmeister. Bilzen-Rijkhoven 1987, (Europalia Bd. 87 Österreich), S. 43–54. (Zitiert als Demel: Karl Alexander).

Galand, Michèle: Charles de Lorraine, Gouverneur général des Pays-Bas autrichiens (1744–1780). Brüssel 1993.

Hofmann, Hans Hubert: Der Staat des Deutschmeisters. München 1964, (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte Band III). (Zitiert als Hofmann: Staat).

Lüken, Sven: Kaiser Maximilian I. und seine Ehrenpforte. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 61, (1998), S. 449–490. (Zitiert als Lüken: Ehrenpforte).

Militzer, Klaus: Die Geschichte des Deutschen Ordens. Stuttgart 2005 (Zitiert als Militzer: Geschichte).

Sarnowsky, Jürgen: Der Deutsche Orden: Entwicklung und Strukturen im Mittelalter (Vortrag auf der Jahrestagung der Gesellschaft der Freunde der Technischen Hochschule Danzig in Wernigerode, 6. Okt. 1993), o.O., o.J. [1996], in: URL: http://www1.uni-hamburg.de/Landesforschung/Literatur/Entwicklung1.htm (abgerufen am 23.5. 2012). (Zitiert als Sarnowsky: Entwicklungen).

Schreiber, Renate: Erzherzog Leopold Wilhelm. Bischof und Feldherr, Statthalter und Kunstsammler. Studien zu seiner Biographie. Dissertation, Wien 2001. (Zitiert als Schreiber: Bischof und Feldherr).

Vocelka, Karl/Heller, Lynne: Die Lebenswelt der Habsburger. Kultur- und Mentalitätsgeschichte einer Familie. Graz [u.a.] 1997. (Zitiert als Vocelka: Lebenswelt).

Vocelka, Karl/Heller, Lynne: Die private Welt der Habsburger. Leben und Alltag einer Familie. Graz [u.a.] 1998. (Zitiert als: Vocelka: Private Welt der Habsburger).

Vocelka, Karl: Die Familien Habsburg und Habsburg-Lothringen. Politik – Kultur – Mentalität. Wien 2010. (Zitiert als Vocelka: Habsburg).

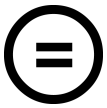
Voigt, Johannes. Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland Band II, Berlin 1859. (Zitiert als Voigt II).

Wurzbach, Constantin von: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich : enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben , Wien 1891. Bd. 6.

Frank Hüther ist Studierender der Geschichte und Philosophie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz im Studiengang Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien.

Lizenzierung:
Dieser Artikel steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz.
Sie dürfen das Werk zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen:

Namensnennung — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.



Keine Bearbeitung — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

„lauter Erfahrungs-Sachen“ – Gerhard Tersteegens Lied „Gott ist gegenwärtig“ – Bedeutung und Rezeption

Ruth Nientiedt

Zusammenfassung

Hymnologie und Gesangbuchforschung arbeiten interdisziplinär: Historische, literatur- und sprachwissenschaftliche sowie theologische, insbesondere liturgische Perspektiven werden zusammengebracht und können so einen wichtigen Beitrag zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte leisten. Dieses Potential wird leider selten gesehen und genutzt. Die folgende Arbeit über Tersteegens Lied *Gott ist gegenwärtig* möchte exemplarisch die Möglichkeiten der Hymnologie und Gesangbuchforschung aufzeigen und gleichzeitig Tersteegens überkonfessionelle Bedeutung als Mystiker herausarbeiten. Dazu werden zunächst Begrifflichkeiten wie ‚Pietismus‘ und ‚Mystik‘ in ihrer Bedeutung umrissen und eingeordnet, wie sich Pietismus, Aufklärung und Gesangbuchgeschichte zueinander verhalten. Sodann ist zu fragen, inwiefern sich Tersteegen in diese Kategorien, ‚Pietist‘, ‚Mystiker‘, einordnen lässt und welche Bedeutung er persönlich dem Gesang beimaß. Zuletzt werden mögliche Interpretationen seines Liedes Gott ist gegenwärtig ins Gespräch gebracht und seine Rezeption in anderen Gesangbüchern nachgezeichnet. Der Rezeptionsgeschichte wird auf Grundlage der Bestände des Gesangbucharchivs des IAK Gesangbuchforschung nachgegangen.

Abstract

Hymnology and hymnal studies are working interdisciplinary: History, linguistics, literary science and theology, especially the liturgical perspective, are being brought together and can provide valuable insight to social history and the history of mentality. Unfortunately this potential is rarely seen or acted upon. This paper on Tersteegens song *Gott ist gegenwärtig* gives an example of the possibilities of hymnology and hymnal studies. It also evinces Tersteegens interdenominational importance as a mystic. In the course of this enquiry terms like 'pietism' and 'mysticism' are outlined and set into the context of the Enlightment and the history of hymnals. Following this line of thought, it is to be ascertained how suitable the categories 'pietist' and 'mystic' are to describe Tersteegen and how important singing was to him personally. In the final analysis possible interpretations of Tersteegens song *Gott ist gegenwärtig* are brought to attention and the reception of his work in several hymn books is illustrated. The history of reception draws from the stock of the hymnal archive of the IAK Gesangbuchforschung.

Résumée

Les sciences des hymnes et des livres de cantiques travaillent de manière interdisciplinaire. Les perspectives de l’histoire, de la littérature et de la théologie (en particulier de la liturgie) sont rassemblées et peuvent donc contribuer à l’Histoire sociale et la Nouvelle Histoire en général. Malheureusement ce potentiel n’est pas souvent remarqué et rarement utilisé. L’article suivant sur la chanson de Tersteegen «Gott ist gegenwärtig» essaye de montrer les possibilités des sciences des hymnes et des livre de cantiques. En même temps l’auteur voudrait faire ressortir le valeur surconfessionnel de Tersteegen en tant que mystique. Pour y arriver il semble nécessaire d’expliquer d'abord les termes «mysticisme» et «piétisme» et d’interpréter ces termes en fonction du contexte. Puis, il faut examiner la relation du siècle des Lumières avec le piétisme et la science des livres de cantiques. Les question sont les suivantes: dans quelle mesure Tersteegen peut-il être classer dans les catégories tels que d'un piétiste et d’un mystique et combien d’importance a-t-il attaché personnellement au chant? Enfin un nombre des interprétations possibles de la chanson «Gott ist gegenwärtig» et sa réception dans l’autres livres de cantiques sont présentées. L’histoire de la réception est vérifiée par les livres aux archives de IAK.

Einleitung

„[D]er Welt Bedeutungen geben, wenn sie keine hat, Zusammenhänge bilden, in die das Ich sich einbringen kann“, das ist für Kurzke eine Stärke des Kirchenlieds. Und, so Kurzke weiter, „[e]ine kommende Hymnologie wird zeigen müssen, daß dieses [kulturelle] Potential in die ‚Seelengeschichte der Moderne‘ gehört“.[1] Vielleicht kann gerade Gerhard Tersteegens Lied *Gott ist gegenwärtig* (EG 165) einen Beitrag dazu leisten. Ein pietistisches Lied aus der Zeit der Aufklärung, dass jedoch einen eigenen Akzent setzt, das Ausdruck der Auseinandersetzung um das Verhältnis individueller Frömmigkeit und kirchlicher Autoritäten ist, das konfessionelle Mauern überwindet und nach mystischen Höhenflügen wieder im Alltag ankommt.[2]

Der evangelischen Praktischen Theologie attestierte Krieg bereits Mitte der 90er Jahre ein zunehmendes Interesse an der Biographie: „Es ist die Frage nach dem ‚Anknüpfungspunkt‘, die sich neu stellt: zwischen […] Lebens-Wirklichkeit und aus Transzendenz-Erfahrung erwachsener Lebens-Deutung“.[3] Heute, im Jahr 2013 stellt sich diese Frage wohl noch dringender – und gerade auch in der katholischen Kirche. Nach einer Klärung der Begriffe Pietismus und Mystik und einer Einordnung des Gesangs und der Gesangbücher im Pietismus sowie der Aufklärung und ihrer Auswirkungen auf Gesangbücher, geht es daher um die Biographie Gerhard Tersteegens als Grundlage seines Verständnisses von Mystik sowie um seine Auffassung von Mystik und Gesang. In einem zweiten Schritt sollen Interpretation und Rezeption des Liedes *Gott ist gegenwärtig* beleuchtet werden.[4]

Gott ist gegenwärtig veröffentlichte Tersteegen erstmals 1729 in seinem *Geistliche[n] Blumen=Gärtlein Inniger Seelen; Oder kurze Schluß=Reimen und Betrachtungen Ueber allerhand Warheiten des Innwendigen Christenthums*; *Zur Erweckung, Stärkung, und Erquickung in dem Verborgenen Leben mit Christo in GOtt; Nebst einigen Geistlichen Liedern*, das bis 1891 in über 20 Auflagen erschien. Eine kritische Edition liegt leider noch nicht vor.[5] Der Interpretation liegen vorwiegend die Aufsätze von Gerhard Kaiser und Jürgen Henkys zugrunde, beide 2001 erschienen.

---

1 Kurzke, S. 37f.

2 Heute wird scheinbar selbstverständlich vom evangelischen Mystiker Tersteegen gesprochen. Dabei hat die Wissenschaft lange um diese Begriffe gerungen. Für Bunners ist die Kritik Karl Barths an Tersteegen „symptomatisch“ für den Umgang mit ihm im 20. Jahrhundert: Barth würdigte die Kraft der Spiritualität Tersteegens, äußert sich seiner Mystik gegenüber jedoch skeptisch. Vorwürfe beziehen sich vielfach auf einen fehlenden Christusbezug und eine scheinbare Selbsterlösung. Bunners, Rezeption, S. 95. Vgl. Bunners, Rezeption, S. 97; Ludewig, S. 241. Tersteegen selbst, der von seiner „Erb-Religion“ her reformiert war, bezeichnete sich als Protestant. Zit. nach Rößler, S. 608. Näheres siehe in Kapitel 4.2.

3 Krieg, S. 191.

4 Im Umgang mit Gesangbüchern als „hochkomplexe Gebilde“ sind sowohl die Beweggründe des Herausgebers, als auch die Rubrizierung, die Liedauswahl, die Sozialformen, in denen sie zur Anwendung kamen, wie auch buchhändlerische Aspekte wichtig. Bunners, Gesangbuch, S. 123. Vgl. Bunners, Gesangbuch, S. 123. Im Rahmen dieser Arbeit muss ich mich darauf beschränken, den Weg des Liedes „Gott ist gegenwärtig“ durch verschiedene Liederbücher zu skizzieren und ein besonderes Augenmerk darauf zu legen, inwieweit der ursprüngliche Text verändert wurde.

Mit der allgemeinen Rezeption von Tersteegen-Liedern beschäftigt sich ein Aufsatz von Christian Bunners, erschienen im Zuge des 300. Geburtstages Tersteegens 1997, der Anstoß zu zahlreichen Publikationen gab. Der Rezeption von *Gott ist gegenwärtig* soll anhand einer Auswahl von Gesangbüchern aus dem Gesangbucharchiv des interdisziplinären Arbeitskreises Gesangbuchforschung an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (JGU) nachgegangen werden.

Begriffe

Pietismus

Der Begriff ‚Pietismus' wird in der Forschung heftig diskutiert.[6] In jedem Fall handelte es sich um eine „geistl[iche] Erneuerungsbewegung innerh[alb] des Protestantismus", der es um einen gelebten, existentiellen Gottesbezug ging. Erreicht werden sollte dies beispielsweise durch ein persönliches, intensives Bibelstudium.[7] Die theoretische Grundlage hierfür lieferten Johann Arndt (1555–1621) mit seinen *Vier Bücher[n] vom wahren Christentum* und konkreter Philipp Jakob Spener (1635–1705) durch zahlreiche Schriften, Briefe und sein 1670 in Frankfurt a. M. gegründetes *Collegium pietatis*, das sich rasch zu einer Bibelgesprächsrunde mit über hundert Gästen entwickelte. Ein Leipziger Professor fasste den Ansatz des Pietismus prägnant zusammen: „Es ist jetzt stadtbekannt der Nam der Pietisten./ Was ist ein Pietist?/ Der Gottes Wort studiert/ und nach demselben auch ein heilig Leben führt".[8]

Die „Pietistery"[9] ist also eine zeitgenössische – z. T. polemische – Beschreibung, die bereits im Umfeld Speners in den 1670er Jahren aufkam. Die Bewegung war von Anfang an sehr heterogen und orientierte sich an Persönlichkeiten, die innerhalb ihrer Gruppen eigene Akzente setzten. Spener selbst verstand wie Arndt unter ‚seinem' Pietismus eine Vollendung der Reformation: Nachdem Luther die Reformation der Lehre erreicht hatte, fehle nun noch die Reformation des Lebens, da „es mit dem wissen in dem Christenthum durchaus nicht genug seye / sondern es vielmehr in der praxi bestehe" – wie er in den *Pia Desideria*, der Programmschrift des Pietismus, schreibt.[10] Doch die Pietisten fanden nicht nur unter den Lutheranern Anhänger, auch Reformierte schlossen sich pietistischen Gruppen an. So auch Tersteegen, der im Sinne Speners über das „Nam-Christentum" klagte. Doch bezieht sich seine Kritik nicht nur auf eine Konfession: „Ich glaube, dass eigentlich in

5 Dies bemängelt auch Henkys, S. 339. Vgl. Bunners, Rezeption, S. 86. Auf Titel und Zitate sind im Folgenden orthographisch entsprechend der jeweiligen Edition wiedergeben und können daher eine unterschiedliche Rechtsschreibung aufweisen.

6 Vgl. beispielsweise die Wortgefechte Wallmanns und Lehmanns in PuN 28 (2002) bis 31 (2005). Zur Debatte steht insbesondere die Anwendbarkeit des Begriffs auf spätere Erweckungsbewegungen, diskutiert wird hierfür ein „erweiterter" Pietismusbegriff, der für dieses Thema keine Rolle spielt. Vgl. Anm. 12.

7 Rotzetter, S. 476.

8 Wallmann, S. 211. Vgl. Friedrich, S. 107.

9 So im Titel einer Komödie. Vgl. Wallmann, S. 211.

10 Spener zit. nach Friedrich, S. 111. Vgl. Friedrich, S. 108, 110; Wallmann, S. 213, 216; Lehmann, S. 1, 7.

den Augen Gottes nur zwo Parteien auf Erden seien, nämlich die Kinder der Welt, in welchen die Weltliebe herrschet, und dann die Kinder Gottes, in welche die Liebe Gottes ausgegossen ist durch den Heiligen Geist“.[11]

‚Pietismus‘ ist inzwischen zu einem kirchengeschichtlichen Epochenbegriff avanciert, der sich nur auf das 17. und 18. Jahrhundert bezieht – wobei die Anhänger pietistischer Gruppen, zumeist aus dem Bürgertum sowie dem Amts- und Landadel, nur etwa 20 Prozent der protestantischen Bevölkerung ausmachten. Was noch aussteht ist eine Verhältnisbestimmung zu verwandten zeitgleichen Bewegungen wie dem englischen Puritanismus, dem französischen Jansenismus, dem Methodismus, dem Quietismus oder dem Chassidismus; desgleichen zu Erweckungsbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts, von Baptisten über Freikirchen und Adventisten bis hin zur Pfingstbewegung und fundamentalistischen Bewegungen. Entsprechende Forschungen könnten auch nach ganz neuen Begriffen verlangen.[12]

Wallmann unterscheidet innerhalb des Pietismus noch zwischen „kirchlichem“ und „radikale[m]“ Pietismus; ersterem ging es nach Wallmann um eine Reform des Protestantismus, bei letzteren – „Einzelgestalten“ mit einer kleinen Anhängerschar – vermischten sich christliche Anliegen oft mit anderen Themen. Tersteegen wird von der Forschung sowohl der einen als auch der anderen Gruppe zugeordnet.[13]

Mystik

Mystik als eine Haltung, die man in allen Epochen und Konfessionen sowie über das Christentum hinaus antrifft, ist ein Kunstbegriff, der sich ab dem 17. Jahrhundert etablierte; zuvor fand eher das Adjektiv „mystisch“ Anwendung. Etymologisch geht der Begriff ‚Mystik‘ wohl auf das griechische *myein* (schließen) zurück, das sich auf das „Schließen von Augen und Mund“ bezieht.[14] Im Christentum orientiert sich die Frage, was Mystik ausmacht, weniger an Kriterien – eine Definition gibt es nicht – sondern vielmehr an einem Kanon von als Mystik anerkannter Literatur. Unter den Autoren dieser Werke finden sich Pseudo-Dionysius, Bernhard von Clairvaux, Mechthild von Magdeburg und Meister Eckhart. Was die Schriften dieser Mystiker gemein haben, „ist eine religiöse Haltung, die eine Transzendenz Gottes gegenüber dem glaubenden Menschen als gemeinsame Erfahrungstatsache voraussetzt und diese Transzendenz schon im Diesseits punktuell zu überwinden trachtet“, beispielsweise in der *unio mystica* – vermittelt durch Jesus Christus.[15]

---

[11] Tersteegen zit. nach Rößler, S. 608. Zu Tersteegens Verhältnis zu den Konfessionen vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit.

[12] Vgl. Wallmann, S. 218; Lehmann, S. 10f.; Bunners, Lieder, S. 150; Stollberg-Rilinger, S. 111.

[13] Wallmann, S. 219. Vgl. Wallmann, S. 219. Wallmann ordnet Tersteegen dem – indifferenten – kirchlichen Pietismus zu (vgl. Wallmann, S. 219.), allerdings widmet sich ihm auch ein Aufsatz im von Wolfgang Breul [u.a.] herausgegebenen Sammelband „Der radikale Pietismus. Perspektiven der Forschung“, Göttingen 2010.

[14] Leppin, S. 8. Vgl. Leppin, S. 7–9; Wallmann, S. 218.

[15] Leppin, S. 9. Vgl. Leppin, S. 8–10, 64.

Dabei ist zu beachten, dass es sich bei Mystik niemals um reine Erfahrungsberichte handeln kann, sondern immer eine Deutung des Erlebten mit im Text enthalten ist. Zudem darf von dieser intensiven Hinwendung zu Gott nicht auf eine Weltfremdheit der Mystiker geschlossen werden, ganz im Gegenteil: „Weltverantwortung aus Nächstenliebe übernehmen und tragen ist geradezu ein Lebensgesetz all jener, die Gottes Liebe am tiefsten erfahren haben“ – die Biographien der Mystiker sprechen zudem für sich.[16]

In der Kirchengeschichte wurde Mystik ambivalent gesehen, relativiert doch der Anspruch einer unmittelbaren Gottesbegegnung institutionalisierte Vermittlungsinstanzen, sodass sich viele Mystiker Häresievorwürfen ausgesetzt sahen. Daneben bleibt die Frage, ob Mystik ein „Sonderkonzept“ Auserwählter war und ist – beispielsweise ausgehend von der Tatsache, dass viele Mystiker Ordensleute waren –, oder eher eine „Grundkonstante“ der christlichen Frömmigkeit, die grundsätzlich von jedem gelebt werden kann.[17] In diese Richtung geht auch Rahner in seinem mahnenden Diktum „Der Fromme von morgen wird ein ‚Mystiker‘ sein, einer, der etwas ‚erfahren‘ hat, oder er wird nicht mehr sein“.[18]

Tersteegens Mystik findet sich in seinen Briefen, Schriften und Predigten und in Liedern wie *Gott ist gegenwärtig*. Obwohl er sich selbst nie als Mystiker bezeichnet hat, deuten der *Kurze[n] Bericht von der Mystik*, den er kurz vor seinem Lebensende schrieb und von dem in Kapitel 4.2 zu sprechen sein wird, auf vorhandene Reflektionsprozesse und ein eigenes Verständnis von Mystik hin. Dabei war Tersteegen nicht der einzige protestantische Mystiker. In seinem *Bericht* verweist er beispielsweise auf Peter Poiret (1646–1719) und Gottfried Arnold (1666–1714), die er aber als „vor der Welt verhaßte, vor Gott und allen Kennern aber […] teure Zeugen Gottes“ beschreibt.[19]

Einordnung

Gesang und Gesangbücher im Pietismus

Im Pietismus entstand eine Vielzahl neuer Sozialformen: Häusliche Versammlungen ersetzten orthodoxe[20] Gottesdienste, man veranstaltete kleinere Zusammenkünfte gemeinsamer Andacht, sog. Konventikeln oder schloss sich Brüdergemeinden an. Es bildete sich eine Parallelstruktur zu den lutherischen und reformierten Gemeinden. Überall wurde gesungen, in Fortsetzung der von Martin Luther, dem „Schöpfer des deutschen Gemeindeliedes“, angestoßenen Aufwertung des Gemeindegesangs.[21] Der Pietismus entwickelte jedoch eine Vorliebe für neue Lieder, deren

16 Gordan, S. 111. Vgl. Leppin, S. 10.
17 Leppin, S. 12. Vgl. Leppin, S. 11f.
18 Rahner zit. nach Leppin, S. 13.
19 Bericht S. 20. Vgl. Anm. 47; Benrath, Mystik, S. 308, 313.
20 ‚Orthodox‘ soll im Folgenden verstanden werden als der lutherischen oder reformierten Amtskirche gemäß.
21 Preul, S. 106. Vgl. Bunners, Lieder, S. 148.

Einführung in lutherischen Gemeinden stark vom Engagement einzelner abhing; in reformierten Gemeinden waren hingegen nur die Psalmen gesungen worden. Gesangbücher als „kleinere oder größere gedruckte Liedersammlungen […] – mit Texten und Noten oder nur mit Texten –, bestimmt für den gemeindlichen Gebrauch im öffentlichen Gottesdienst und/oder Gruppenversammlungen und/oder Privatandachten“ hatten daher immense Bedeutung und wurden laufend überarbeitet und neu aufgelegt.[22]

Zunächst gab es pietistische Gesangbücher, die von „Persönlichkeiten oder Erscheinungen des Pietismus genetisch, inhaltlich, poetisch-musikalisch [oder] funktional“ geprägt waren.[23] Im Vergleich zu den orthodoxen Gesangbüchern identifiziert Bunners mehrere Tendenzen: Pietistische Gesangbücher betonten die innere Aneignung des Gesungenen, ihre Doppelfunktion sowohl für öffentliche Gottesdienste als auch für private Andachten, die Rubriken richteten sich vermehrt nach Kasualien oder persönlichen Anliegen, während kirchenjahreszeitliche und heilsgeschichtliche Rubriken an Bedeutung verloren. Auch wurden verstärkt Lieder aus der mystischen Tradition abgedruckt und z. T. sogar in den Titeln hervorgehoben. Diese Tendenzen der Verifizierung, Privatisierung, Individualisierung und Aktualisierung von Gesangbüchern fanden sich aber auch in anderen Strömungen wie der Andachtsbewegung.[24]

Neben den pietistischen Gesangbüchern fanden pietistische Lieder auch Eingang in orthodoxe Gesangbücher. So trugen Herausgeber wie Johann Porst (ab 1709) dazu bei, dass pietistische Frömmigkeitselemente einem weitaus größeren Kreis zugängig wurden und schlussendlich eine „bedeutende Rolle [...] im Kontext der geistigen, politischen, kulturellen, ethischen und sozialen Transformationen seit dem 17. Jahrhundert und damit […] bei der Entstehung der Welt von heute“ spielten.[25]

Tersteegen betätigte sich ebenfalls als Gesangbuchherausgeber. Neben dem bereits erwähnten *Blumen=Gärtlein*, in dem er eigene Texte und Lieder veröffentlichte, gab er von 1736 bis 1768 den *Große[n] Neander* heraus, eine erweiterte Version der *Bundes=Lieder* Joachim Neanders von 1680, den Tersteegen kontinuierlich – nicht zuletzt durch seine eigenen Lieder – ergänzte. Die *Bundes=Lieder* waren die Brücke gewesen, über die sich der Pietismus reformierter Provenienz freier Dichtung geöffnet hatte. Neander und Tersteegen waren sich zudem in ihren Zielen sehr ähnlich, auch wenn sie eine ganz andere Sprache benutzen.[26] So schreibt Neander in seinem Vorwort zu den *Bundes=Liedern*:

---

[22] Bunners, Gesangbuch, S. 123. Vgl. Bunners, Gesangbuch, S. 124; Bunners, Rezeption, S. 79; Bunners, Lieder, S. 148.

[23] Bunners, Gesangbuch, S. 124.

[24] Vgl. Bunners, Gesangbuch, S. 124–128.

[25] Lehmann, S. 15. Vgl. Bunners, Lieder, S. 149f.; Bunners, Rezeption, S. 77.

> Alte Gewohnheiten, fest gewurzelt; böse Exempel, hoch gehalten; kluge Schein-Reden, bald geglaubt sind drei Haupt-Säulen, darauf des Teufels Reich zu jeder Zeit sonderlich sich gestützet [...]. Wer aus Gott geboren ist, lässt sich von diesen Stricken nicht fangen; und stellet sich der Welt nicht gleich, sondern rudert mit aller macht stromauf; ermuntert sich selbst und seinen Nächsten [...]. Es muss ja alles billig mit Verstand geschehen, weil Gott im Geist und in der Wahrheit durch vernünftigen Gottesdienst will gedienet sein. Habe also mich schuldig befunden, meinem Nächsten auch hierin wohlgemeinte Aufmunterung mitzuteilen.[27]

Tersteegen setzte im *Große[n] Neander* einen eigenen und ganz neuen Akzent, indem er zwischen den Morgen- und Abendliedern eine Rubrik „Berufs- und Arbeitslieder“ einfügte; bereits im *Blumen=Gärtlein* fand sich ein Abschnitt „Herzensgedanken bei der äußern Arbeit“.[28]

Ein „Jahrhundert der Aufklärung“?[29]

‚Aufklärung‘ ist bereits ein zeitgenössischer Begriff und nach der berühmt gewordenen Definition Kants „der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“, unter der Voraussetzung „sich seines Verstandes ohne Leitung anderer zu bedienen“.[30] Damit einher gingen neue Formen der Kommunikation, der Vermittlung und des sozialen Miteinanders vor allem in Form von Netzwerken durch Akademien und Gesellschaften, einen anwachsenden Bücher- und Zeitschriftenmarkt sowie persönliche Kontakte und Korrespondenzen. Alle Lebensbereiche sollten planmäßig gestaltet und durchstrukturiert werden und es vollzog sich ein Mentalitäts- und Stilwandel: eine gemeinhin als ‚Verbürgerlichung‘ bezeichnete Abkehr vom höfischen Pomp hin zu einer schlichteren, nüchterneren, manchmal gefühlsbetonteren Lebensweise.[31]

Von ihren geistigen Begründern wurde die Aufklärung als Beginn eines offenen Prozesses wahrgenommen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde sie zum Epochenbegriff für das 18. Jahrhundert, beginnend irgendwann zwischen dem Westfälischen Frieden 1648, der Glorious Revolution von 1688/89 in England und dem Edikt von Fontainebleau 1685 in Frankreich, und endend 1789 mit der Französischen Revolution. Dabei ist die Aufklärung nicht viel mehr als die bedeutendste „Eigentümlichkeit“ des 18. Jahrhunderts: So gab es gegensätzliche Entwicklungen, wie die Übersteigerung des Barock im Rokoko und die damit einhergehende überbordende

---

[26] Vgl. Bunners, Gesangbuch, S. 135; Bunners, Rezeption, S. 80. Neander ist auch der Namensgeber des Neandertalers; das Tal hatte seinen Namen erhalten, weil er dort viel Zeit verbracht, Lieder gedichtet und gesungen sowie erweckliche Versammlungen abgehalten hatte. Vgl. Rößler, S. 566. Der Große Neander erschien ab 1760 unter dem Titel Gottgeheiligtes Harfenspiel der Kinder Zion und enthielt zuletzt 100 Lieder von Tersteegen. Vgl. Bunners, Rezeption, S. 81.

[27] Neander zit. nach Rößler, S. 573f.

[28] Vgl. Ludewig, S. 259 Anm.88.

[29] Stollberg-Rilinger, S. 9.

[30] Kant zit. nach Stollberg-Rilinger, S. 9.

[31] Vgl. Stollberg-Rilinger, S. 10f.

Hofkultur, das Aufkommen der Geheimbünde wie der Freimaurer und ein steigendes Interesse am Okkultismus – sowie neue Frömmigkeitsbewegungen wie den Pietismus.[32]

Ermöglicht wurde diese neue religiöse Freiheit – die meist jedoch nicht mehr als eine Duldung war – dadurch, dass der Anspruch der Obrigkeiten aus dem vorangegangenen ‚konfessionellen Zeitalter', den Glauben ihrer Untertanen festlegen zu können, sich als nicht durchsetzbar erwiesen hatte. In Mülheim, das seit 1614 zum katholischen Fürstentum Pfalz-Neuburg gehörte, übernahm 1672 mit dem Religionsvergleich von Cölln an der Spree Brandenburg-Preußen die Aufsicht über die protestantischen Untertanen und setzte sich für ein friedliches Nebeneinander ein. Tersteegen kamen zudem persönliche Freundschaften zugute, sodass er, bis auf die Zeit zwischen 1740 und 1750, unbehelligt seine erwecklichen Versammlungen abhalten konnte.[33]

Benrath spricht von einer „Gegnerschaft" zwischen Pietismus und Aufklärung.[34] Das stimmt insofern, als dass der Pietismus den christlichen Glauben nicht auf wenige vernünftige Ansätze reduziert sehen wollte und an der christlichen Erlösungsbedürftigkeit festhielt. Auch wehrte er sich gegen Säkularisierungstendenzen. Was den Pietismus jedoch mit der Aufklärung verband, waren die Forderung nach religiöser Toleranz, eine (teilweise) Annäherung der Konfessionen sowie eine Betonung der individuellen Glaubensüberzeugung und ein Engagement für soziale Reformen. Die mögliche Nähe von Pietismus – bzw. sogar Mystik – und Aufklärung zeigt sich beispielsweise in Tersteegens *Bericht*, wenn es dort heißt: „[I]n allem Übrigen [neben den erforderlichen Grundwahrheiten] ist ein jeder im Gewissen verpflichtet, so zu glauben und so zu handeln, wie er's vor Gott und nach der Schrift am richtigsten zu tun urteilet".[35]

Was die Entwicklung der Gesangbücher anbelangt, stellt die Aufklärung einen scharfen Einschnitt dar – allerdings zeitverzögert: gesangbuchgeschichtlich reichte die Aufklärung etwa von 1780 bis 1850. Kirchenlieder sind ohnehin textlich besonders instabil, gerade im Vergleich zu sonstiger Literatur; die Aufklärung griff jedoch besonders stark in Lieder ein. Kurzke nennt sieben aufklärerische Interessen: Entmythisierung, Entpoetisierung, sprachliche Modernisierung, Historisierung, Pädagogisierung, erotischer Purismus und Verstaatlichung. Dies äußerte sich darin, dass z. B. Tod und Hölle vermieden wurden, Metaphern durch Konventionelles ersetzt, Latinismen, Graecismen und Hebraismen ebenso wie barocke Sinnlichkeit oder gar ganze Lieder gestrichen wurden, jedes Lied konkret anwendbar sein sollte oder man in Liedern für den Erhalt der Obrigkeit

[32] Stollberg-Rilinger, S.14. Vgl. Stollberg-Rilinger, S. 12, 15f.
[33] Vgl. Stollberg-Rilinger, S. 93–95; Rößler, S. 606; Klueting, S. 143.
[34] Benrath, Mystik, S. 304.
[35] Bericht, S. 21. Vgl. Stollberg-Rilinger, S. 112.

bat. Erst mit der Romantik setzte ein Interesse an der Wiederherstellung der alten Texte ein; den Anfang machte die Liedsammlung *Des Knaben Wunderhorn* von 1806.[36]

Tersteegen: Biographisches

„Protestantisches Mönchtum“[37]

Gerhard Tersteegen wurde am 25. November 1697 in Moers am Niederrhein geboren. Er besuchte ein Gymnasium, wo er in der Bibel, dem Heidelberger Katechismus sowie in Latein, Griechisch und Hebräisch unterrichtet wurde, sodass er die Bibel in ihren Originalsprachen lesen konnte; vermutlich lernte er dort auch Französisch. Er war in der reformierten Gemeinde in Moers getauft worden und wurde dort auch 1715 zum Abendmahl zugelassen, nachdem er sein Glaubensbekenntnis abgelegt hatte. Im selben Jahr sollte er wie sein Vater, der bereits verstorben war, eine kaufmännische Ausbildung beginnen und zog dafür nach Mülheim an der Ruhr, wo er bei seinem Schwager in die Lehre ging. Im Anschluss daran betrieb er bis 1719 ohne großen Erfolg ein eigenes Geschäft. In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit dem Theologen Wilhelm Hoffmann (ca. 1676–1746), der in Mülheim erweckliche, nebenkirchliche Versammlungen abhielt. Hier begegnete Tersteegen erstmals pietistisches Gedankengut; später erbte er von Hoffmann dessen Bibliothek und trat auch dessen Nachfolge als Leiter der gottesdienstlichen Versammlungen und als Herausgeber des *Große[n] Neanders* an.[38]

In dieser Zeit hatte Tersteegen ein Erlebnis, das er in der Rückschau als „erste Bekehrung“[39] bezeichnete. Auf dem Weg nach Duisburg bekam er heftige Kolikschmerzen und bat Gott inständig, die Schmerzen von ihm zu nehmen und ihm Zeit zu geben, sich auf den Tod und damit die Ewigkeit vorzubereiten. Augenblicklich hätten die Schmerzen aufgehört. Später erlebte er eine zweite Bekehrung. Sein erster Biograph schildert das Ereignis folgendermaßen: „[D]ie versöhnende Gnade Jesu Christi ward ihm so gründlich und überzeugend bloßgelegt, dass sein Herz völlig beruhigt ward“.[40] Tersteegen änderte sein Leben radikal. Er begab sich in die „Nachfolge des armen Lebens Jesu“.[41] Fortan übte er sich in Anlehnung an den Karmeliten Bruder Lorenz in der „Gegenwart Gottes“ und entdeckte das Herzensgebet der Wüstenväter für sich; den Beruf als Kaufmann gab er 1719 auf und wurde erst Leinweber, dann Seidenbandweber, damit er zuhause arbeiten konnte. Er lebte asketisch und zurückgezogen.[42]

---

36 Vgl. Kurzke, S. 152, 155–157, 160.
37 Gleichnamiger Artikel von Holzer.
38 Vgl. Steiger-Hoffleit, S. 320; Joest, S. 439f; Bunners, Rezeption, S. 80.
39 Zit. nach Joest, S. 440.
40 Alte Lebensbeschreibung zit. nach Rößler S. 601. Vgl. Joest, S. 440f.
41 Benrath, Prediger, S. 83.

Nach fünf Jahren, 1724, verfasste er am Gründonnerstagabend ein ungewöhnliches Dokument. Darin heißt es:

> Meinem Jesu!/ Ich verschreibe mich dir, meinem einigen Heylan=/ [de] und bräutigam Christo Jesu, zu deinem völ=/ ligen und ewigen Eigenthum. […] Nicht mein, sondern dein wille/ geschehe [Lk 22,42; Unterstreichung original]! befehle, Herrsche, und regiere in mir!/ ich gebe dir vollmacht über mich! […] Siehe, da hast du mich/ gantz, süsser seelen=freund! in keuscher jung=/ fräulicher liebe dir stets anzuhangen.[43]

Nachdem Tersteegen bereits mitten in Mülheim wie ein Einsiedler gelebt hatte, begründet er mit einem Freund und Schüler eine *Bruderschaft des gemeinsamen Lebens*, die er bald erweiterte. Die schlussendlich acht Brüder lebten ehelos zusammen, aßen gemeinsam, bestritten ihren Lebensunterhalt mit Handarbeit, verrichteten gemeinsam morgens und abends das Gebet und waren diakonisch tätig. Zudem hatte Tersteegen der Gemeinschaft eine Regel geschrieben, die selbige als „Wohnung Gottes" beschreibt, in der Christus der „Aufseher und Vorsteher" war; an erster Stelle stand die „Übung des wahren Gebets".[44] Diese klosterähnliche Gemeinschaft war „auf protestantischem Boden schlechterdings einzigartig".[45]

Benrath teilt Tersteegens weiteres Leben in drei Abschnitte: Neben der Gründung der Bruderschaft begann Tersteegen vermehrt öffentlich zu wirken, besonders in den Erbauungsversammlungen Hoffmanns; 1727 verfasste er *Gott ist gegenwärtig* bereits als eines seiner frühesten und gleichzeitig berühmtesten Lieder. 1747 bis 1756 übernahm Tersteegen vollständig die Leitung der Versammlungen. Danach musste er sich wegen eines Leistenbruchs zurückziehen und wirkte daher in seinen letzten Jahren hauptsächlich schriftstellerisch. Nebenher war Tersteegen immer als Seelsorger engagiert gewesen, der auch durch intensive und ausgedehnte Korrespondenz Menschen unterstützte, indem er beispielsweise während des Siebenjährigen Krieges Eingaben machte und auf Probleme in Mülheim hinwies, indem er Medikamente herstellte und verschrieb und indem er in der Nachbarschaft half, wo immer er konnte.[46]

---

[42] Joest, S. 440. Vgl. Joest, S. 440f; Benrath, Prediger, S. 83. Beim Herzensgebet handelt es sich um eine Form des immerwährenden Gebets, das nicht klar zu definieren ist. Schuth schlussfolgert: „für sie ȝdie Wüstenväterȝ gilt, was Abraham J. Heschel auch für die Chassidim feststellt: ‚Für die weisesten unter ihnen war es wichtiger zu erfüllen, was sie sagten, als zu sagen, was sie erfüllten'". Schuth, S. 140.

[43] Text und Abbildung des Originaldokuments bei Benrath, Prediger, S. 84f. Vgl. Joest, S. 441. Die Brautmystik, die ihre biblischen Wurzeln u. a. im Hohelied hat, entsprach noch der Sinnlichkeit des Barock und wurde im 18. Jahrhundert bereits stark kritisiert. Dieses Dokument war jedoch auch niemals für die Öffentlichkeit bestimmt; Tersteegens Lieder entsprachen weitgehend dem sachlicheren Stil der Aufklärungspoetik. Vgl. Alt II, S. 573f; Benrath, Prediger, S. 86.

[44] Einige wichtige Verhaltungs-Reglen an eine beysammen wohnende Bruder-Gesellschaft zit. Holze, S. 180. Vgl. Holze, S. 179.

[45] Ruhbach zit. nach Holze, S. 179.

[46] Vgl. Rößler, S. 610; Benrath, Prediger, S. 91, 94. Eine Übersicht über Tersteegens literarisches Werk bietet Jaspert, S. 218f. Seine Predigten finden sich auf über 600 Seiten in: Gerhard Tersteegen. Geistliche Reden. Herausgegeben von Albert Löschhorn und Winfried Zeller. Göttingen 1979 (= Texte zur Geschichte des Pietismus Abt. V Gerhard Tersteegen: Werke, Bd. 1); in derselben Reihe wurden zuletzt 2008 Tersteegens Briefe ediert.

Mystik bei Tersteegen

Die weiter oben bereits angedeutete Feindseligkeit der Zeitgenossen Tersteegens gegenüber der Mystik schlägt sich auch in seinem *kurze[n] Bericht von der Mystik*[47] nieder, insofern als Tersteegen über weite Strecken Missverständnisse aus der Welt schaffen wollte. Demnach seien Mystiker weder Enthusiasten, noch zwangsläufig Separatisten oder Theosophen oder gar Schwätzer. Weswegen auch „Gesichte, Offenbarungen, Einsprachen, Weissagungen und manche andere außerordentliche Dinge […] so gar nicht zum Wesentlichen der Mystik [gehören]". Was einen Mystiker hingegen ausmache, sei folgendes: „Sie reden wenig, sie tun und sie leiden vieles, sie verleugnen alles, sie beten ohne Unterlaß, der geheime Umgang mit Gott in Christo ist ihr ganzes Geheimnis".[48]

Tersteegen unterschied ein engeres und ein weiteres Verständnis der Mystik. Letzteres sei „praktische Theologie oder die Ausübung der Gottseligkeit, insofern sie Gnade und Herzensveränderung zum Grunde hat". Im engeren Sinne bedeute „Erleuchtung" (vgl. Eph 1,17-18) sowie das „Bleiben in Jesu" (vgl. Joh 15,4) das „Anhangen an Gott" um „Ein Geist" mit ihm zu werden (vgl. 1 Kor 6,17), das „Wandeln in der Gegenwart Gottes" (vgl. Gen 17,1), das „Anbeten im Geist und in der Wahrheit" (vgl. Joh 4,23), die Reinigung (vgl. 2 Kor 7,1), die „Ausgießung der Liebe Gottes ins Herz" (vgl. Röm 5,5), das Ende der Furcht durch die Liebe (vgl. 1 Joh 4,18), das „Beschauen der Herrlichkeit Gottes" (2 Kor 3,18), die „Inwohnung Gottes in der Seele" (vgl. Joh 14,21.23; 2 Kor 6,16; Lev 26,11-12; Ez 37,27), den „Friede Gottes" (Phil 4,7) und das „Vollkommensein in Eins" (Joh 17,23).[49] Schlussendlich verstand Tersteegen unter Mystik also nicht mehr, aber auch nicht weniger, als Kind Gottes zu sein im – wörtlichen[50] – Sinne der Bibel und der frühen Kirche.

> Die Patriarchen, die ausleuchtenden Heiligen des Alten Testaments, die ersten brünstigen Christen überhaupt leerten sich ganz aus, kehrten sich völlig Gott zu, übergaben sich unbedingt seiner Führung hin. Diese waren demnach alle wahre Mystiker und haben […] göttliche Gemeinschaft erfahren. Bei dem hernach erfolgten Abfall von dem ersten Ernst und Lauterkeit […] ward demnach das innere Leben oder die Mystik immer rarer und unbekannter, endlich gar verdächtig.[51]

Dabei räumt er ein, dass „keiner gebührend verstehen [kann, was ein Mystiker ist], wo er nicht selbst auf dem Weg ist, ein solcher zu werden"[52] und auch könne nicht jeder Fromme das oben Beschriebene erfahren, „sondern nach der Ausleerung, Stärke und Fähigkeit eines Gefäßes gießet

---

47 Text bei Jungclaussen, S. 20–23, im Folgenden Bericht.
48 Bericht, S. 21. Vgl. Bericht, S. 21.
49 Bericht, S. 21f. Vgl. Bericht, S. 21f.
50 Kauhaus weist für die lutherische Theologie des 18. Jahrhunderts ebenfalls nach, dass der Bibeltext in erster Linie als „reales Geschehen aufgefasst" wurde. Kauhaus, S. 309.
51 Bericht, S. 22.
52 Bericht, S. 20.

Gott das Übernatürliche hinein“. Daher gab es für Tersteegen auch nicht den einen Weg zur Erleuchtung – im Gegensatz zu anderen Mystikern, die konkrete Stufen benennen.[53]

Zentral waren für Tersteegen jedoch die „Verleugnung“ im Sinne der Askese, das „Herzensgebet“, beispielsweise als regelmäßig wiederholter Gebetsruf „Mein Herr und mein Gott!“ (Joh 20,28), und die „Einkehr bloß in dem inwendigen Umgang und Gemeinschaft mit Gott, so wie er uns in Christo unaussprechlich nahe ist“[54] – und dies alles auf dem „unbeweglichen Fundament alle[r] Wahrheiten der heiligen Schrift“, was sich auch in seiner Sprache wiederfindet.[55] Dabei sind die Mystiker wie die „Kinder Levi […] unter allen Stämmen verstreut“: „Unter den Römisch-Katholischen, unter den Protestanten, in der griechischen Kirche können Mystiker sein“.[56]

Interessant ist, dass Tersteegens eigene Quellen weitgehend bekannt sind. Zum einen veröffentlichte er um 1730 eine *Anweisung und Beschreibung einiger geistlichen Bücher*, in der er Bücher empfahl, die „aus göttlichem Licht und Erfahrung geschrieben und welche ein suchendes Gemüt gerade zu Gott und zum rechtschaffenen Wesen anweisen und führen kann“.[57] Er nennt darin 29 Titel, z. T. in verschiedenen Ausgaben, darunter – nach der Bibel, die an erster Stelle steht – Schriften von Makarios, Tauler, Thomas von Kempen (in einer von ihm selbst angefertigten Übersetzung) und Johannes vom Kreuz, sein eigenes *Blumen=Gärtlein* ohne Nennung eines Autors und Werke von weniger den Mystikern zugerechneten Ordensleuten und Quietisten des 17. Jahrhunderts. Reformatoren oder evangelische Schriftsteller fehlen. Zum anderen übersetzte Tersteegen wie oben angedeutet zahlreiche mystische Schriften und gab eine Sammlung von 25 Lebensbeschreibungen katholischer Mystiker heraus, darunter z. B. Theresa von Avila.[58]

Dennoch handelte es sich bei Tersteegens Mystik um „lauter Erfahrungs-Sachen“[59], die, entgegen dem erhobenen Vorwurf der Selbstgerechtigkeit, auf Widerfahrenem fußte. In einer sich an Jes 65,1 anschließenden Betrachtung aus dem *Blumen=Gärtlein* heißt es:

> So ist es eben mir / mein Heyland auch ergangen; Ich fragte nicht nach dir / ich nahm nichts Guts zur Hand: Doch kamst du mir zuvor / und gabst mir ein Verlangen / Zu sterben der Natur / zu werden dir bekannt. […] Ich lieff in eigner Kraft / mit Mühe / Furcht und Schmerzen/ Bist du wurd’st offenbar / und sprach’st : Hie bin ich nah.[60]

---

53 Bericht, S. 22. Bildhaft beispielsweise bereits in der Himmelsleiter des Klimakos aus dem 6. Jahrhundert. Vgl. Leppin, S. 42.
54 Bericht, S. 23.
55 Bericht, S. 22.
56 Bericht, S. 20. Vgl. Ludewig, S. 253, 258, 274.
57 Zit. nach Benrath, Mystik, S. 305.
58 Vgl. Benrath, Mystik, S. 305–307.
59 Brief vom 27.10.1741, zit. nach Benrath, Mystik, S. 313.
60 Blumen=Gärtlein, 1729, S. 168.

Diese Zeilen spiegeln Tersteegens eigenen Weg wider: Ein unerwartetes Angesprochen werden, Jahre der Suche und der Entbehrung, 1724 dann wieder unerwartet die Erkenntnis der Nähe Gottes in Christus. Auch *Gott ist gegenwärtig* entstand in diesem Kontext der erfahrenen Gottesnähe.[61]

Die aus diesen Erfahrungen entstandene Haltung Tersteegens zeigt sich auch in drei von Benrath herausgearbeiteten Begriffen, die sich zwar nicht im *Bericht* finden, seine übrigen Schriften jedoch prägen: Die „Kindlichkeit" als Ausdruck der Preisgabe des Willens, des Gehorsams und des Vertrauens, die „Stille" als Ort der Gottesbegegnung sowie die „Gelassenheit", die Leid erdulden lässt, sich dem Willen Gottes fügt und auf dessen Wirken wartet. Diese Elemente sind es auch, die Tersteegen aus dem Quietismus, und damit vermutlich bei Poiret, entlehnt hat.[62]

Trotz Tersteegens intensiver Auseinandersetzung mit katholischer Mystik und seinem konfessionsübergreifenden Denken, verstand er sich als „Protestant".[63] Ludewig nennt als speziell evangelische Komponenten seiner Mystik seine Bereitschaft als Prediger aufzutreten, die Rechtfertigung durch die Gnade, die gezielte Verbreitung seiner Lieder, die Unabhängigkeit von institutionalisierter Vermittlung, von Ämtern, Sakramenten und der Tradition sowie seinen engen Bezug zur Bibel, der seine Texte im wörtlichen Sinne „evangelisch" macht.[64]

Zum Gesang bei Tersteegen

„Das gläubige und andächtige Singen", schreibt Tersteegen in seinem Vorwort zum *Große[n] Neander* 1736,[65] „besänftigt und stillet die Affekte und unruhigen Gemütsbewegungen, es vertreibet manches Mal die Trägheit, Traurigkeit und Bekümmernis des Herzens, es ermuntert, stärket und erquicket den Geist, es zieht den Sinn unvermerkt ab von den äußeren Vorwürfen, sammelt und erhebet das Gemüt zur Heiterkeit und Andacht und machet uns demnach geschickter zum wahren Dienste Gottes im Geiste". Für Tersteegen war Singen „heiliges und wichtiges Werk", das mit „Ehrerbietung, Andacht, Einfalt und herzlicher Begierde" erfolgen muss. „Wenn du singest, o Seele, so redest mit [...] Gott, eben sowohl, als wenn du betest. Denke, du stehst mit den vielen tausend mal tausend Engeln und seligen Geistern im Geiste vor dem Throne Gottes". Dabei soll man „mehr acht geben auf Gott [...], als auf die Stellung des Leibes und Gebärden oder auf deine Stimme und Zierlichkeit der Melodie, welches die innere Andacht nur verhindert und in die Sinnlichkeit und

---

61 Vgl. Benrath, Prediger, S. 88 Anm. 24; Benrath, Mystik, S. 312.

62 Benrath, Prediger, S. 93f. Die Art und die Intensität seiner Beeinflussung durch den Quietismus ist noch nicht untersucht worden. Vgl. Benrath, Mystik, S. 318.

63 „Ich preise die Heiligkeit dieser Seelen an, nicht ihre Nam-Religion ȝ...ȸ. Ich bin und bleibe Protestant". Auserlesene Lebensbeschreibungen heiliger Seelen, Bd. 3 (1754), zit. nach Rößler, S. 605.

64 Vgl. Ludewig, S. 277–281; Benrath, Prediger, S. 98. Dabei liegt sein Schwerpunkt im Gegensatz zum Heidelberger Katechismus auf der Güte, Gnade und Liebe Gottes. Vgl. Benrath, Prediger, S. 88f.

65 Alle Zitate in diesem Absatz nach Rößler, S. 618–620. Auffällig ist, dass Tersteegen vor dem Singen noch das Lesen von Liedern behandelt. Vgl. Henkys, S. 341.

unlautere Selbstgefälligkeit herauslocket“. Dabei kritisiert er scharf diejenigen, die nicht mit vollem Ernst singen und aus dem Gesungenen keine Konsequenzen in ihrem Leben ziehen:

> Es wird die Langmut und Geduld des lieben Gottes wohl nirgend mehr auf die Probe gesetzet und verspottet als beim Beten und Singen der heutigen Namchristen. Der Mund spricht von Buße, und das Herz stehet nicht in der Buße und begehret nicht Buße, ja weiß oft nicht, was Buße sei. Man rufet getrost: ‚Aus tiefer Not schrei ich zu dir‘ und hat doch wohl nicht das geringste Gefühl von Sündennot, sondern lebt lustig und fröhlich in den Tag hinein.[66]

Anders steht es, wenn man einzelne Passagen nicht versteht, denn „[e]ine jede Christliche Warheit hat ihre Stuffen und ihr Alter / worin sie erst gebührend verstanden wird“, wie Tersteegen bereits 1729 in seinem „kurze[n] Vorbericht An den GOtt=suchenden und GOtt=liebenden Leser“ seines *Blumen=Gärtlein[s]* schreibt.[67] So gibt er zu:

> So rede ich auch bißweilen in diesen Reimen / von sehr geistlichen und innigen Warheiten ; nicht als wan ich sie schon hätte / sondern weil ich sie / durch die Gnade GOttes / so köstlich und liebenswürdig erkenne / daß ich sie von Herzen umfasse und in mir zu erfahren verlange.[68] Weiter heißt es zum Sinn seiner Veröffentlichung: „[I]ch indessen werde mich auch / und zwar von ganzem Herzen erfreuen / wan auch nur eine einige Seele (will nicht sagen bekehret) sondern nur eine kleine Stärkung und Erweckung hierdurch / in ihrem inwendigen Wandel / durch göttliche Mitwürkung / bekommen möchte.[69]

Tersteegen: „Gott ist gegenwärtig“[70]

Interpretation

O du meine Seele, singe fröhlich, singe,
singe deine Glaubenslieder;
was den Odem holet, jauchze, preise, klinge!
Wirf dich in den Staub darnieder!
Er ist Gott
Zebaoth,
er ist nur zu loben
hier und ewig droben.

Diese Strophe aus Joachim Neanders *Wunderbarer König* von 1680 (EG 327) stellt bereits den Rahmen für Tersteegens *Gott ist gegenwärtig* dar, da sich dieser für sein Lied Neanders Melodie auslieh:[71] Äußerlich die barocken Pokalstrophen – die im Originaldruck leider nicht zu sehen sind – und inhaltlich der Bezug zu Jesaja:

> Im Todesjahr des Königs Usija sah ich den Herrn. Er saß auf einem hohen und erhabenen Thron. Der Saum seines Gewandes füllte den Tempel aus. Serafim standen über ihm. Jeder

[66] Zit. nach Rößler, S. 619.
[67] Blumen=Gärtlein, 1729, S. 5.
[68] Blumen=Gärtlein, 1729, S. 6f.
[69] Blumen=Gärtlein, 1729, S. 9.
[70] Die Nummerierung der Zeilen richtet sich nach dem Satz im Geistlichen Wunderhorn, sodass aus den von Tersteegen mit einem größeren Abstand markierten dreisilbigen Zeilen die Zeilen X.5 und X.6 werden.
[71] Vgl. Blumen=Gärtlein, S. 196.

> hatte sechs Flügel: Mit zwei Flügeln bedeckten sie ihr Gesicht, mit zwei bedeckten sie ihre Füße und mit zwei flogen sie. Sie riefen einander zu: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heere. Von seiner Herrlichkeit ist die ganze Erde erfüllt.[72]

Für Rößler klingt es gleichzeitig wie ein Kommentar Tersteegens zu seinen „Bekehrungen“: Anbetung nach der ersten Bekehrung (Strophe 1), Anspielen der Berufung des Jesaja in Bezug auf die zweite Bekehrung (Strophe 2), Übereignung wie in Tersteegens Verschreibung vom Gründonnerstag 1724 (Strophe 3), dann lobpreisende Dankbarkeit (Strophen 4–8).[73]

Zunächst sollen drei – persönlichere – Deutungen von *Gott ist gegenwärtig* wiedergegeben werden, zwei auf Tersteegen-Tagungen gehaltene Predigten von Kock und Stock und einen „Lesebuch“-Beitrag zu Ehren von Karl-Josef Kuschel von Egerer. Im Anschluss ist auf der Grundlage von Kaiser und Henkys zu fragen, inwiefern diese Deutungen Tersteegen gerecht werden.

Für Kock begründet sich die Popularität des Liedes in seiner „entschiedene[n] Haltung“,[74] die dem Singenden jedoch nicht mehr geben kann, als eine Ahnung von Gottesnähe. Denn das

> Selbstopfer befreit [Tersteegen] zum Dienst und zum Lobpreis [...]. Wie können wir Menschen, denen Gott Familie, Kinder, Gaben für einen Beruf anvertraut hat, solche Entsagungen überhaupt auf uns nehmen? [...] Diese Welt [...] kann nicht Martin Luther King oder Franz von Assisi als Normalerscheinungen vertragen. Und wir ‚normalen‘ Menschen haben diese Heiligen – und auch Gerhard Tersteegen – nicht als Nachahmungsbilder. Aber sie sind Trostbilder.[75]

Ähnlich abgehoben nimmt Stock das Lied wahr. Er versteht das Lied als Sinnbild des Gottesdienstes, wobei die Gegenwart Gottes zunächst im Singen und dadurch in der Gemeinschaft und in der Erhebung über den Alltag erfahrbar wird. Die im Lied angesprochenen Erfahrungen von Luft (5.1), Meer (5.3) und Sonne (6.4) sind für Stock „Formen des Unendlichen“,[76] in denen Gott schon immer da ist. Daran anschließend fragt er jedoch, „[o]b wir der Gegenwart dessen, der *aller Dinge Grund und Leben* ist, tatsächlich inne sind“[77] und konstatiert:

> Mit den Problemen unseres sozialen Alltags, unseres politischen Alltags, unseres technischen Alltags jedenfalls lässt uns der Dichter allein. Darüber kann er natürlich kein Wort verlieren, wie sollte er auch.[78]

Ganz anders bei Egerer. Dieser greift zunächst auf die von Tersteegen an anderer Stelle beschriebene dreifache Gegenwart Gottes auf, die allgegenwärtige des Vaters, die Gnadengegenwart

---

72 Jes 6,1–3.
73 Vgl. Kaiser, S. 221, 225; Henkys, S. 340f.; Rößler, S. 601. Im Kontext der Berufung des Jesaja bezieht sich Rößler, der selbst an der Ausarbeitung des EGs beteiligt war, explizit auf das angebliche „Dreimal-Heilig“ in Strophe 2, das im Original ein Zweimal-Heilig ist. Die Version im Evangelischen Gesangbuch wird in Kapitel 5.3 zu erörtern sein.
74 Kock, S. 1.
75 Kock, S. 3f.
76 Stock, S. 103. Vgl. Stock, S. 101.
77 Stock, S. 103f.
78 Stock, S. 104.

des Sohnes und die „inwohnende Gegenwart“[79], die in der Beziehung zwischen Gott und Mensch spürbar wird. „GOtt ist in der Mitten“ (1.3) bezieht Egerer auf das Herz, auch im Sinne eines mystischen „vom Verstand ins Herz“.[80] „Wir entsagen willig“ (3.1) betont für ihn den Charakter des freien Entschlusses. Die Entsagung führt jedoch nicht zu einem Weniger, sondern zu einem Mehr – einem Mehr an „geistig-geistliche[r] Unabhängigkeit“.[81] Diese Freiheit findet er auch im Bild des Adlers (7.9). Die letzte Strophe bringt für Egerer nochmals zum Ausdruck, dass alle Gottesnähe ein Geschenk ist, die aber immer auch und gerade im Alltag spürbar sein soll und zieht für sich den Schluss: „Mein Alltag kann zur ständigen Übung werden [...]. Das mag mich verändern, wie es Tersteegen selbst erfahren hat“.[82]

In seinem Vorbericht zum *Blumen=Gärtlein* schreibt Tersteegen: „Es sind mir diese Schluß=Reimen und Andachten mehrentheils unvermuthet und zufälliger Weise / innerhalb weniger Zeit / nun und dan eines gegeben worden ; die ich dan auch / ohne viel auf Kunst und Zierlichkeit zu dencken / so wie sie mir in die Gedancken kamen aufs Papir gesetzet“.[83] Ob Tersteegen an „Kunst und Zierlichkeit“ gedacht hat, oder nicht, der Text ist voll davon: Die Pokalstrophen, üblich aber kunstfertig, das Reimschema, äußerst selten, der erhebende Nachdruck, im Original durch bewusst gesetzte Ausrufezeichen, die Subtilität seiner Sprache, wie in den Zeilen 1.5 und 1.6, die sich nur durch einen Buchstaben unterscheiden, oder die Wiederholungen, Variationen und Rückgriffe, die den Eindruck eines kreisenden Versinkens in der Gegenwart Gottes erwecken. Auch wusste Tersteegen um die Macht der Poesie.[84] So heißt es in der Vorrede zum *Große[n] Neander*:

> Anbei so hat der anmutige Vortrag eine lieblich-reitzende Kraft bei sich, wodurch sich christliche Wahrheiten dem Gemüte ganz annehmlich vorgebildet und mit Lust eingeflößt werden.[85]

Die Wahrheit, um die es geht, findet sich im Titel – hier in der ursprünglichen Form: *Erinnerung der herrlichen und lieblichen Gegenwart Gottes*. Das Lied beschreibt einen Dreischritt in der Beziehung zu Gott: gottesdienstliche Anbetung (Strophen 1–4), dann die mystische Verschmelzung „Ich in dir / du in mir“ (5.5–6), die bereits in Strophe 4 durch eine Wendung vom Wir zum Ich vorbereitet wird, und schließlich die Verortung im Alltag (Strophen 6–8): „Wo ich geh/ sitz und steh/ Laß mich dich erblicken/ Und vor dir mich bücken“ (8.6–8) – d. h. hier wird das „Wunder der

---

79 Tersteegen, Vorrede zur „Kleinen Perlenschnur“, zit. nach Egerer S. 71.

80 Egerer, S. 71. Henkys bezieht die „Mitten“ auf folgenden Spruch Tersteegens: „Die Welt ist nur ein Rad, ein immer drehend Rund,/ Gehst du mit Lust hinein, so kommst du mit ans Treiben./ Gott ist der Mittelpunkt; kehr ein in’n Seelengrund!/ Wer da gesammelt ist, kann still und ruhig bleiben“. Henkys, S. 343.

81 Egerer, S. 73.

82 Egerer, S. 76f. Vgl. Egerer, S. 72, 75f.

83 Blumen=Gärtlein, 1729, S. 3.

84 Vgl. Henkys, S. 340, 342. Eine Liste der textimmanenten Bezüge bei Henkys, S. 342.

85 Tersteegen zit. nach Henkys, S. 341. Zudem könne man sich gereimte Texte besser merken. Vgl. Henkys, S. 341.

Gegenwärtigkeit Gottes nicht etwa zum Gewöhnlichen und Üblichen [gemachen], sondern das Gewohnte zum Wunderbaren“.[86] Dabei scheint die fünfte Strophe früh kritisiert worden zu sein, sodass spätere Auflagen sie mit drei Fußnoten zu den der Strophe zugrundeliegenden Bibelstellen absicherten.[87]

Gott wird dreimal als „Wesen“ bezeichnet, wobei es immer näher zu rücken scheint: „dieses Wesen“ (2.4), „Majestätisch Wesen“ (4.1), „nahes Wesen“ (8.3). Letzteres ist Gott in Christus, der zwar nicht namentlich genannt wird, aber dadurch vielleicht umso präsenter ist. Auch die Aufklärung benutzte diese Bezeichnung, jedoch in einem distanzierenden, unpersönlichen Sinne. Tersteegen ging es vielmehr um „An-wesenheit“, wie Kaiser es ausdrückt, um Präsenz.[88]

Die Voraussetzung für diese Beziehung sind „Ehrfurcht“ (1.2), „Opfer“ (2.8), „entsagen“ (3.1); später folgt die Bitte „einfältig“, „innig“ und „abgeschieden“ (7.1) zu sein. Dabei deutet der Verweis auf die „zarten Blumen“ (6.3) und die „Sonne“ (6.4) eine Schöpfungsfrömmigkeit an, die sich verstärkt in anderen Liedern Tersteegens findet. Auch betont Tersteegen in Anlehnung an Joh 4,24: „Mach mich reines Herzens/daß ich deine Klarheit Schauen mag im Geist und Warheit“ (7.3–4) – ein Aspekt, der auch Aufklärern wichtig war.[89]

Die Beschreibung der Erfahrung der Gottesnähe bedient sich verschiedenen Paradoxien: das Niederschlagen der Augen (1.7) und das Sehen (4.4) und Erblicken (8.7), das Versinken im Meer (5.4) und das Schweben als Adler (7.7), das Verschwinden des Ich (5.7) und das Einwohnen Gottes (8.1), das eine Person voraussetzt. Diese „Wiedersprüche“, die Althaus dazu veranlassen das pietistische Lied als solches nicht ernst zu nehmen – „[u]nd es sind ja die Stillen im Lande, die singen (welche merkwürdige, den Pietismus insgesamt prägende contradictio in adiecto!)“[90] – versteht Kaiser als „Kraft der mittelalterlichen Mystik“, die versucht, der Erfahrung der Allgegenwart Gottes Ausdruck zu verleihen.[91] Das ganze Lied läuft, so Henkys, auf die Stille und die Meditation nach dem Lied hinaus: „In *Gott ist gegenwärtig* thematisiert Gerhard Tersteegen *als*

---

86 Kaiser, S. 225. Vgl. Kaiser, S. 226.

87 So beispielsweise in der erweiterten Ausgabe Germantown 1747 (5. Auflage), S. 262:
„Lufft, die (a) alles füllet ! drinn wir immer (b) schweben ;
Aller Dingen Grund und Leben !
Meer ohn Grund und Ende ! Wunder aller Wunder ! Ich senck mich in dich hinunter :
Ich in dir, du in mir ;
Laß mich (c) ganz verschwinden,
Dich nur seh’n und finden.
3…5 (a) Jerem. 23,24. (b) Apost. Gesch. 17,28. (c) Galat. 2,20.“
oder Frankfurt/Leipzig, 8. Aufl. 1778, S. 277.

88 Kaiser, S. 228. Vgl. Kaiser, S. 226.

89 Vgl. Kaiser, S. 228; Henkys, S. 344.

90 Althaus, S. 249.

91 Kaiser, S. 227.

Lied, was er im Lied als das Ende vom Lied erfährt: *Gott ist in der Mitten./ Alles in uns schweige/ und sich innigst vor ihm beuge*“.[92]

Allgemeine Rezeption der Lieder Tersteegens

Im 18. Jahrhundert beschränkte sich die Rezeption der Lieder Tersteegens auf pietistische Kreise. Dabei mag eine Rolle gespielt haben, dass er seine Lieder für Gesangbücher wie die erste Auflage des *Porstschen Gesangbuches* 1708 einfach zu spät veröffentlichte. Zinzendorf war der erste, der Tersteegen-Lieder in einem Gemeindegesangbuch abdrucken ließ, und zwar 1731 im *Marchesche[n] Gesangbuch* der Herrnhuter Brüdergemeinde. 1734 wurden 33 der bis dahin erschienen 44 Lieder Tersteegens im *Hessen=Homburgische[n] Neu=Vollständige[n] GESANG=Buch* abgedruckt. Christoph Schütz veröffentlichte zwischen 1738 und 1744 66 Tersteegen-Texte in seinem *Würtz, Kräuter= und Blumen=Garten oder Universal=Gesangbuch*, zu dem seit 2004 eine gründliche Analyse von Grutschnig-Kieser vorliegt. Bereits seit 1739 lag eine Übersetzung von *Gott ist gegenwärtig* ins Englische von John Wesley vor. Johannes Schmidlin, ein Schweizer, veröffentlichte 1752 erst drei, dann 1764 *Ein Hundert Geistliche Lieder, zur Erweckung und Staerckung des inneren und thaetigen Christenthums* – ausschließlich von Tersteegen; dabei versah er die Lieder mit völlig neuen und eher seichten Melodien. Durch das *Davidische Psalter=Spiel*, dem Gesangbuch der Separatistengemeinde Schaffhausen von 1753, kamen Tersteegens Lieder auch nach Nordamerika. Daneben finden sich einzelne Lieder in Regionalgesangbüchern.[93]

In orthodoxe Gesangbücher schafften Tersteegens Lieder es erst im 19. Jahrhundert. Hierbei spielte die Erweckungsbewegung eine große Rolle, die dem Pietismus auch inhaltlich nahe stand. Beiden ging es um Individualisierung, Verinnerlichung, Christusbeziehung und Ewigkeitsorientierung. So fanden sich 14 Lieder Tersteegens in dem von Johann Arnold Kanne in Erlangen herausgegebenen Gesangbuch *Auserlesene christliche Lieder gesammelt von einer Freundin* oder Johannes Evangelista Goßners *Sammlung auserlesener Lieder von der erlösenden Liebe* von 1820. Gerade Goßner hat ein großes Verdienst um die Verbreitung von Tersteegens Liedern: Sein *Schatzkästlein* von 1825, in dem sich ebenfalls mehrere Texte Tersteegens fanden, wurde in mindestens sieben Sprachen übersetzt. Auch versuchten Herausgeber wie Albert Knapp und Wilhelm Nelle Tersteegen in die Kirche heimzuholen: Letzterer verwarf beispielsweise Tersteegens Rubriken und sortierte dessen Lieder nach den üblichen orthodoxen Rubriken. In manchen Gesangbüchern waren die

92 Henkys, S. 342.

93 Beispiele aus Bunners, Rezeption, S. 81-85. Zum Würtz, Kräuter= und Blumen=Garten oder Universal=Gesangbuch liegt eine gründliche Analyse vor: Grutschnig-Kieser, Konstanze: Der „Geistliche Würtz=Kräuter= und Blumen=Garten“ des Christoph Schütz. Ein radikalpietistisches „UNIVERSAL-Gesang=Buch. Göttingen 2004. Diese zeigt exemplarisch, was es bei einem Gesangbuch in den Blick zu nehmen gilt. Vgl. Anm. 4.

Lieder Tersteegens ein Ausdruck dessen, das man bemüht war, die Lieder der Aufklärung zu überwinden, so im Fall von Berlin 1829, Württemberg 1842, Minden-Ravensberg 1853 oder Elberfeld 1854. Dafür fand sich im *Deutschen Evangelischen Kirchen=Gesangbuch* von 1854 kein einziges von Tersteegens Liedern; hier hatte man sich am Liedgut des 16. und 17. Jahrhundert orientiert. Ganz neue Gesangbücher nahmen auch Lieder Tersteegens auf, so das für die Provinz und später das Königreich Sachsen (1882 und 1883), die Provinz Brandenburg (1886), Rheinland-Westfalen (1892) oder Pommern (1897). Im 19. Jahrhundert entstand auch ein gewisser Kanon an Tersteegen-Liedern, der noch das 20. Jahrhundert stark prägte.[94]

Insgesamt sind es weiterhin Freikirchen wie die Methodisten und Baptisten, die die meisten Tersteegen-Lieder in ihre Gesangbücher aufgenommen haben. In den orthodoxen Gesangbüchern wiederum überwiegen diejenigen Lieder, die am besten zur „Normalfrömmigkeit“ passen, vor allem Lieder, die in der ersten Person plural stehen und damit der Kommunikationssituation im gemeinschaftlichen Gottesdienst entsprechen und weniger dem individuellen Gebet. Im EG von 1993 finden sich acht Lieder Tersteegens, darunter auch *Gott ist gegenwärtig* (EG 165). Katholischerseits wird Tersteegen, kaum beachtet: Im Gotteslob findet sich nur ein Lied von ihm, *Jauchzet die Himmel* (GL 144). International finden die Lieder Tersteegens vor allem in den Niederlanden Anklang.[95]

Rezeption von *Gott ist gegenwärtig*

Eine Liste der vom Gesangbucharchiv verzeichneten Gesangbücher, die *Gott ist gegenwärtig* übernommen haben, findet sich im Anhang unter 7.2.[96] Im Rahmen dieser Arbeit ist ein Vergleich all dieser Gesangbücher nicht möglich. Als Kriterium für die getroffene Auswahl dient daher die räumliche Entfernung. Dementsprechend werden im Folgenden verglichen: *Alt und neuer Brüder-Gesang*, London 1749 (BRÜDE 1749), *Ein Hundert geistliche Lieder*, Zürich 1764 (ZÜRI 1764), *Neu=Vielmehrtes Rigisches Gesang=Buch, Bestehend aus schoenen Geistreichen Liedern und Psalmen*, Riga und Leipzig 1761 (RIGA 1846), *Evangelisches Gesangbuch für Ost- und Westpreußen*, Königsberg 1899 (KÖNIG 1899), *Evangelisches Gesangbuch für Elsaß-Lothringen*, Straßburg 1899 (STRAS 1899), *Gesangbuch der bischöflichen Methodistenkirche in Europa*, Bremen 1926 (METHO 1926), *Gesangb. der Evangl. Kirche Augsb. Bekenntnisses in der Soz. Republik Rumänien*, Sibiu 1974 (SIBIU 1974), *Evangelisches Kirchengesangbuch für Österreich*,

94 Vgl. Bunners, Rezeption, S. 85–92.

95 Bunners, Rezeption, S. 93. Vgl. Bunners, Rezeption, S. 93f.

96 Bunners nennt darüber hinaus noch speziell für „Gott ist gegenwärtig“ das Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeinen von Christian Gregor von 1778, Reval und Minden jeweils 1771, die Stimmen aus Zion, Leipzig 1774 – hier als das erste Lied – sowie ein weiteres Leipziger Gesangbuch von 1796, das das Lied in umgedichteter Form brachte. Vgl. Bunners, Rezeption, S. 83, 85.

Wien 1980 (WIEN 1980). Daneben wurde noch *Geistliche und liebliche Lieder ... nebst einigen Gebeten von Johann Porst*, Berlin 1892 (PORST 1892) aufgrund seiner Bedeutung und das *Evangelische[.] Militär=Gesang= und Gebetbuch*, Berlin 1906 (MIL 1906), weil *Gott ist gegenwärtig* so gar nicht in den Krieg passen will,[97] ausgewählt. Den Rahmen bilden die ersten beiden Gesangbücher der Liste, die bereits erwähnten Zinzendorfschen Gesangbücher *Sammlung geist- und lieblicher Lieder*, Görlitz 1731 (GÖRLI 1731) und *Christliches Gesang=Buch der Evangelischen Brueder=Gemeinen von 1735 zum drittenmal aufgelegt und durchaus revidiert,* o.O. 1741 (ZINZE 1741), sowie das EG von 1993 auf evangelischer und das jesuitische Gesangbuch *Ad majorem Dei gloriam*, zweite Auflage 2009, auf katholischer Seite.[98]

Rubrizierung

Gott ist gegenwärtig findet sich entweder unter allgemeinen Kategorien wie „Vom Anbethen GOttes“,[99] „Vom Gebet“[100] oder „Der christliche Glaube“[101] oder in Rubriken den konkreten Gemeindegottesdienst betreffend, wie „Sonntag“,[102] „Der Gottesdienst / zum Eingang“;[103] an einer Stelle findet eine – falsche – historische Einordnung statt.[104] Dabei korreliert die Veränderung zur ersten Person plural in den Strophen 4 bis 8 (ZINZE 1741, BRÜDE 1749*,* RIGA 1846) nicht damit, ob das Lied dem Gemeindegesang (RIGA 1846) oder dem persönlichen Gebet (ZINZE 1741) zugeordnet wird.

Satz und Melodie

Bis auf ZÜRI 1764 übernimmt kein Gesangbuch den größeren Abstand zwischen den Zeilen 5 und 6 der Strophen. STRAS 1899 und METHO 1926 setzen die Zeilen ab wie auch Henkys, wodurch erst die Pokalform möglich wird – zumindest theoretisch, da in keinem der ausgewerteten Gesangbücher die Strophen zentriert gesetzt wurden.

Die in späteren Auflagen in Strophe 5 eingefügten drei Fußnoten werden von keinem der Gesangbücher übernommen.[105] Lediglich RIGA 1846 verweist auf eine der drei und zitiert sogar – leicht erweitert – den entsprechenden Bibelvers: „Ap. Gesch. 17,27.28. Er ist nicht fern von einem Jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir“. KÖNIG 1899 ersetzt das „schweben“ in Strophe 5 durch „weben“ – womöglich eine indirekte Bezugnahme auf Ap. Gesch. 17,28. Das EG verweist in der zweiten Strophe auf Jes 6,3.

---

97 Zu Militärgesangbüchern vgl. Kurzke, Kapitel 6: Der Gott der Schlachten. Aus der Geschichte der Militärgesangbücher, S. 76–84.
98 Orthographische Veränderungen werden nur beachtet, wenn sie eine inhaltliche Verschiebung mit sich bringen.
99 GÖRLITZ 1731 und ZINZE 1741. Vgl. Ad majorem 2009.
100 PORST 1892. Vgl. KÖNIG 1899.
101 METHO 1926.
102 MIL 1906. Vgl. RIGA 1846; STRAS 1899.
103 SIBIU 1974 und WIEN 1980.
104 BRÜDE 1749 zählt das Lied zum 17. Jahrhundert.
105 Vgl. Anm. 87.

Was die von Tersteegen vorgegebene Melodie anbelangt, halten sich interessanterweise vor allem die Gesangbücher ab dem 19. Jahrhundert an Neanders *Wunderbaren König*, ab STRAß 1899 mit Noten.[106] Ebenfalls ab dem 19. Jahrhundert taucht der Verweis auf Tersteegen als Autor auf, oftmals mit Lebensdaten;[107] nur zum Teil wird auf Neander als Komponist der Melodie verwiesen.[108]

Inhalt

Was sich an Veränderung durch alle Versionen zieht, ist, dass aus der „Erden : Lust und Freuden" – nach heutiger Orthographie „Erdenlust und -freuden" – eine „Erdenlust" auf der einen und eine grundsätzliche „Freude" auf der anderen Seite werden,[109] die Tersteegen nicht gemeint hat, da Freude durch eine Gottesbeziehung ja einer seiner zentralen Punkte war.

Was sich ebenfalls bis heute gehalten hat, in dieser Auswahl seit RIGA 1846, ist die Verschiebung in Strophe zwei von „Heilig/heilig/singen alle Engel Chören/ Wan sie dieses Wesen ehren" zum liturgisch geläufigeren – und Jes 6,3 entlehnten – Dreimal Heilig: „Heilig! Heilig! Heilig! Singen ihm zur Ehre Aller Engel hohe Chöre" – wodurch aber auch die erste Ansprache Gottes als „dieses Wesen" und damit der oben thematisierte Dreischritt der Annäherung verloren geht.[110]

Das hier seit STRAS 1899 auftretende „sanft und still in deinem Frieden" statt „Sanffte/ und im stillen Frieden" (7.2) stellt dagegen eher eine Verdeutlichung dar, ist doch der Geschenkcharakter, hier des Friedens, nochmals betont.[111]

Daneben gibt es eine Reihe kleinerer Eingriffe, die vermutlich auf das persönliche Verständnis des jeweiligen Herausgebers zurückgehen. Bei ZINZE 1741 dienen die Engel „gebeuget" (2.2), wird die „Erde" zur „Ehre" (3.2) und heißt es später „man versinkt in dich hinunter, Gott und wir eins in dir, möchte uns alles schwinden, daß wir dich nur finden. Du durchdringest alles, glanz vom ewgen lichte, dring uns heiter ins gesichte" (5.4–6.2); in der Londoner Ausgabe BRÜDE 1749 fehlt zusätzlich die vierte Strophe. Schmidlin setzt neben der eigens komponierten Melodie in ZÜRI 1764 ganz eigene Akzente: Gleich zu Beginn möge man sich „erheb[en]" statt „ergeb[en]" (1.8), die Engel „ehren" Gott nicht, sondern „hören" ihn (2.4) und die Luft „füllet" nicht alles sondern „fühlet" (5.1); dabei ist Schmidlin der einzige, der den von Tersteegen gewählten Titel *Erinnerung der herrlichen und lieblichen Gegenwart Gottes* übernimmt. RIGA 1864 fordert: „Wer ihn kennt, Wer ihn nennt, Sink' im Geiste nieder, Geb' das Herz ihm wieder" (1.5–8). Auch hier dienen die Engel „gebeuget" (2.2) und aus dem „Majestätisch Wesen" wird das „Ewig herrlich Wesen" (4.1). PORST 1892 nimmt ebenfalls nur eine kleine Änderung vor, aus „Mach mich reines Herzens/daß

[106] Ab RIGA 1846. Noten bei STRAS 1899, METHO 1926, SIBIU 1974, WIEN 1980, EG 1995, Ad majorem 2009.
[107] Ab RIGA 1846.
[108] SIBIU 1974. In Ad majorem 2009 verweis auf „Bremen 1680".
[109] Außer ZÜRI 1764: „Erden Lust und Freuden", und WIEN 1980: „Erdenlust und -freuden"
[110] Vgl. KÖNIG 1899, MIL 1906, METHO 1926, SIBIU 1974, WIEN 1980, EG 1993, Ad majorem 2009.
[111] Vgl. METHO 1926, SIBIU 1974, WIEN 1980, EG 1993, Ad majorem 2009.

ich deine Klarheit Schauen mag im Geist und Warheit“ macht Porst eine kausale Konstruktion: „da ich deine Klarheit schauen mag“ (7.3). KÖNIG 1899 scheint die Luft nicht christlich genug zu sein und ersetzt sie daher in 5.1 durch „Geist“. Die Strophe sechs wird minimal verändert: „Du durchdringest alles, Wollst mit deinem Lichte, Herr, berühren mein Gesichte“ (6.1–2). Auch möchte der Herausgeber statt „einfältig“ „recht kindlich“ (7.1) gemacht werden. In der achten Strophe wird dann wiederum der Geist, diesmal nicht der Heilige Geist, sondern der des Menschen, ersetzt: „Laß mein Herz auf Erden Dir ein Heiligtum noch werden“ (8.1–2).

Neben der in 5.3.1 angesprochenen Veränderung der Person gerade in den frühen Ausgaben, stellt das Streichen von ganzen Strophen einen ähnlich drastischen Eingriff dar, zumal solche Verkürzungen nicht gekennzeichnet wurden. Wie bereits angesprochen fehlt bei BRÜDE 1749 die vierte Strophe. Nicht zufällig scheint in RIGA 1846 und METHO 1926 die eigentlich mystische und anscheinend nicht zumutbare fünfte Strophe zu fehlen, wobei diese ja innerhalb des Liedes wie für Tersteegen zentral ist und war. Daneben unterschlägt das jesuitische Gesangbuch *Ad majorem* die Strophen drei und sieben. Anscheinend entsagen Jesuiten keinen „Eitelkeiten“ und sind auch nicht „einfältig, innig, abgeschieden“ – denn ein Platzproblem gab es in diesem Fall definitiv nicht.

Fazit

Tersteegens Theologie war protestantisch, seine Frömmigkeit pietistisch, sein Lebenswandel monastisch und sein Denken im wörtlichen Sinne katholisch: Ihm bedeutete der Glaube eines Menschen mehr als seine Konfessionszugehörigkeit. Und auch wenn er sich selbst so nie bezeichnet hat, so steht er doch in der Tradition der Mystiker, die Gottesnähe erfuhren und dies verschriftlichten. Sein Lied *Gott ist gegenwärtig* spiegelt diese Erfahrung der Gottesnähe.

Dass das Lied bis heute in vielen Gesangbüchern zu finden ist, verdankt es sicher auch der emsigen Verlegertätigkeit seines Verfassers. Daneben unterstützten die hohe Wertschätzung von Kirchenliedern im Luthertum und der Anspruch des Pietismus, möglichst viele neue Lieder zu singen, die Verbreitung – trotz und wegen seines mystischen Inhalts.

Da das Lied bereits aufklärerisch nüchtern formuliert ist, fiel es nicht der Ordnungswut der Verleger im Zeitalter der Aufklärung zum Opfer. Dennoch gab es, wie bei den meisten Kirchenliedern, zahlreiche Eingriffe in Text und Melodie. Letztere, von Tersteegen bereits vorgegeben und damit auch den theologischen Rahmen des Liedes aufspannend, wurde in der untersuchten Auswahl nur im 18. Jahrhundert verändert. Der Text wurde vielfach und bis in die derzeitige Ausgabe des Evangelischen Gesangbuches vermeintlich geglättet, wobei jedoch wichtige Nuancen verloren gegangen sind. Zudem wurden z. T. schwierige Wörter wie „Wesen“, „Luft“ oder „Geist“ ersetzt, was ebenfalls zu einer Verflachung des Textes führt. Strich man ganze Strophen, so war dies

meistens die fünfte Strophe – auch die Fußnoten, die zur theologischen Absicherung und Einordnung in späteren Auflagen des *Blumen=Gärtleins* angefügt wurden, änderten daran nichts. Ohne die fünfte Strophe ist der Erzählbogen jedoch zerstört: Die Suche und Sehnsucht, die Begegnung und das Zurück in den Alltag, brechen auseinander und die Tragweite der zentralen Aussage *Gott ist gegenwärtig* wird einer Dimension beraubt.

Tersteegens bescheidenes Ziel, zufrieden zu sein, „wann auch nur eine einige Seele, will nicht sagen bekehret werde, sondern nur eine kleine Stärkung und Erweckung“[112] durch seine Texte erführe, entspricht sicherlich zutiefst seinem demütigen, weil um den Geschenk-Charakter alles Seienden und seiner Arbeit wissenden Charakter. *Gott ist gegenwärtig* ist dennoch eine Herausforderung. Das Lied nimmt Gott radikal ernst, der sich Mose als der „Ich bin der ‚Ich-bin-da’“ (Ex 3,14) vorstellt, Jesaja anspricht und in Jesus von Nazaret sagt: „Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,20). Gleichzeitig nimmt Tersteegen den Menschen radikal als Individuum ernst, weil eine Gottesbeziehung und eine Begegnung mit Gott möglich sind. Nicht, dass alle dies gleichermaßen erfahren, aber es ist möglich und der Mensch kann sich konsequent für ein Leben in der Nähe Gottes entscheiden. In seinem Verständnis von Glauben aus persönlicher Überzeugung ist Tersteegen bereits von der Aufklärung geprägt.

Kocks Verständnis des Liedes als „Trostbild“[113] greift zu kurz. Das Lied legt Zeugnis ab von einer Veränderung, die einen persönlich verändern kann, wie Egerer es ausdrückt. Die Erkenntnis, das Begreifen der Bedeutung der schlichten drei Worte *Gott ist gegenwärtig* schreit nach einer Reaktion: „Lasset uns anbeten“ (1.1). Dem Vorwurf Stocks, das Lied lasse einen mit den Problemen des Alltags allein, wird hier der Boden entzogen. Gott ist eben nicht nur in Kirchen oder Gottesdiensten anwesend oder überhaupt irgendwie verortet. Er ist gegenwärtig. Dieses Wissen kann ein Leben prägen, durch und durch.

Es ist sicher kein Zufall, dass das einzige katholische Gesangbuch, in dem ich das Lied gefunden habe, ein jesuitisches ist: Tersteegens Überzeugung *Gott ist gegenwärtig* findet sich bei Ignatius von Loyola als „Gott [...] in allen Dingen finde[n]“.[114]

---

[112] Anm. 69.

[113] Anm. 75.

[114] Ignatius von Loyola zit. nach Kiechle, S. 120. Dabei will ich nicht ausschließen, dass das Lied auch in anderen katholischen Gesangbüchern des 21. Jahrhunderts abgedruckt ist, die Bestände des Gesangbucharchivs reichen jedoch nur bis zum Ende des 20. Jahrhunderts.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen

Deutschen Provinz der Jesuiten, K.d.ö.R. (Hrsg.): Ad majorem dei gloriam. München, 2. Aufl. 2009.

Gerhard Tersteegens kurzer Bericht von der Mystik mit einer Einführung von **Emmanuel Jungclaussen**. In: Una Sancta 43 (1988), S. 18–23.

Tersteegen, Gerhard: Geistliches Blumen=Gärtlein Inniger Seelen; Oder kurze Schluß=Reimen und Betrachtungen Ueber allerhand Warheiten des Innwendigen Christenthums; Zur Erweckung, Stärkung, und Erquickung in dem Verborgenen Leben mit Christo in GOtt; Nebst einigen Geistlichen Liedern. Frankfurt/Leipzig 1729.

Tersteegen, Gerhard: Geistliches Blumen=Gärtlein Inniger Seelen; Oder kurze Schluß=Reimen Betrachtungen und Lieder Ueber allerhand Wahrheiten des Innwendigen Christenthums; zur Erweckung, Stärkung und Erquickung in dem Verborgenen Leben mit Christo in Gott nebst der Frommen Lotteri. Germantown, 5. Aufl. 1747.

Tersteegen, Gerhard: Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen; Oder kurze Schlußreimen, Betrachtungen und Lieder über allerhand Wahrheiten des Innwendigen Christenthums; zur Erweckung, Stärkung und Erquickung in dem Verborgenen Leben mit Christo in GOTT nebst der Frommen Lotterie. Frankfurt/Leipzig, 8. Aufl. worinnen den Liedern zu erst Melodien beigesetzt worden sind. 1778.

Literatur

Alt, Peter-André: Reinigung des Stils oder geistlicher Manierismus. Zur pietistischen Bildsprache. In: Breuer, Dieter (Hrsg.): Religion und Religiosität im Zeitalter des Barock. Bd. 2. Wiesbaden 1995 (= Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 25), S. 563–577.

Althaus, Thomas: Entstehen aus dem Widerspruch. Das pietistische Lied bei Gottfried Arnold, dem Grafen von Zinzendorf und Gerhard Tersteegen. In: Busch, Gudrun [u.a.] (Hrsg.): „Geist=reicher“ Gesang. Halle und das pietistische Lied. Tübingen 1997, S. 241–254.

Benrath, Gustav Adolf: Der Mystiker Gerhard Tersteegen als Prediger und Seelsorger. In: MeKG 58 (2009), S. 81–98.

Benrath, Gustav Adolf: Tersteegens Begriff der Mystik und der mystischen Theologie. In: Breul, Wolfgang [u.a.] (Hrsg.): Der radikale Pietismus. Perspektiven der Forschung. Göttingen 2010 (= Arbeiten zur Geschichte des Pietismus, 55), S. 303–325.

Bunners, Christian: E. Gesangbuch. In: Lehmann, Hartmut (Hrsg.): Glaubenswelt und Lebenswelten, Göttingen 2004 (= Geschichte des Pietismus, Band 4), S. 121–142.

Bunners, Christian: Gerhard Tersteegens Lieder im Gesangbuch. Ein rezeptionsgeschichtlicher Beitrag. In: Kock, Manfred (Hrsg.): Gerhard Tersteegen – Evangelische Mystik inmitten der Aufklärung. Köln 1997, S. 77–100.

Bunners, Christian: Nachwort. In: Bunners, Christian (Hrsg.): Lieder des Pietismus aus dem 17.

und 18. Jahrhundert. Leipzig 2003, S. 145–156.

Egerer, Ernst-Dietrich: Christliche Mystik im Gedicht. Gerhard Tersteegens „Gott ist gegenwärtig“. In: Gellner, Christoph [u.a.] (Hrsg.): Herzstücke. Texte, die das Leben ändern. Ein Lesebuch zu Ehren von Karl-Josef Kuschel zum 60. Geburtstag. Düsseldorf 2008, S. 70–77.

Friedrich, Martin: Philipp Jakob Spener. Vater des Pietismus. In: Walter, Peter [u.a.] (Hrsg.): Theologen des 17. und 18. Jahrhunderts. Konfessionelles Zeitalter – Pietismus – Aufklärung. Darmstadt 2003, S. 106–122.

Gordan, Paulus: Mystik und Weltverantwortung. In: Gordan, Paulus (Hrsg.): Der Christ der Zukunft – ein Mystiker. Graz 1992 (= Jahrbuch der Salzburger Hochschulwochen, 1991), S. 97–121.

Henkys, Jürgen: Gott ist gegenwärtig. In: Becker, Hansjakob [u.a.] (Hrsg.): Geistliches Wunderhorn. Große deutsche Kirchenlieder. München 2001, S. 337–344.

Holze, Heinrich: „Evangelisches Mönchtum“ im 17. und 18. Jahrhundert bei Gerhard Wolter Molanus und Gerhard Tersteegen. In: Stähli, Hans-Peter (Hrsg.): Wort und Dienst. Jahrbuch der Kirchlichen Hochschule Bethel 23. Wuppertal 1995, S. 167–186.

Jaspert, Bernd: Gerhard Tersteegen als ökumenischer Theologe. In: MeKG 39 (1990), S. 207–234.

Joest, Christoph: Gerhard Tersteegen (1697–1769) und seine Lehre vom Gebet. In: GuL 75 (2002), S. 439–453.

Kaiser, Gerhard: „Gott ist gegenwärtig“ – ein Lied von Gerhard Tersteegen. In: Raffelt, Albert (Hrsg.): Weg und Weite. Festschrift für Karl Lehmann. Freiburg [u.a.] 2001, S. 221–229.

Kauhaus, Hanna: Vielfältiges Verstehen. Wege der Bibelauslegung im 18. Jahrhundert. Leipzig 2011 (= Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte, Bd. 35).

Kiechle, Stefan: Ignatius von Loyola. Mystiker und Manager. Freiburg [u.a.], 3. Aufl. 2007.

Klueting, Harm: Geschichte Westfalens. Das Land zwischen Rhein und Weser vom 8. bis zum 20. Jahrhundert. Paderborn 1998.

Kock, Manfred: Predigt des rheinischen Präses im Gottesdienst zur Tagung über Gerhard Tersteegen im ‚Haus der Begegnung‘, Mülheim/Ruhr, am 1.5.1997. In: Kock, Manfred (Hrsg.): Gerhard Tersteegen – Evangelische Mystik inmitten der Aufklärung. Köln 1997, S. 1-6.

Krieg, Gustav A.: Die sperrige Biographie Tersteegens. ‚Auserlesene Lebensbeschreibungen heiliger Seelen‘ als Anfrage an die praktische Theologie. In: MeKG 45/46 (1996/1997), S. 191–218.

Kurzke, Hermann: Kirchenlied und Kultur. Mainz 2010 (= Mainzer Hymnologische Studien, 24).

Lehmann, Hartmut: I. Einführung, in: Lehmann, Hartmut (Hrsg.): Glaubenswelt und Lebenswelten. Göttingen 2004 (= Geschichte des Pietismus, Bd. 4), S. 1–18.

Leppin, Volker: Die christliche Mystik. München 2007.

Ludewig, Hansgünter: Gerhard Tersteegen als evangelischer Mystiker. In: Meyer, Dietrich [u.a.] (Hrsg.): Zur Rezeption mystischer Traditionen im Protestantismus des 16. bis 19. Jahrhundert.

Beiträge eines Symposiums zum Tersteegen-Jubiläum 1997. Köln 2002, S. 241–281.

Preul, Reiner: Luthers Musikverständnis, in: Gräb-Schmidt, Elisabeth [u.a.] (Hrsg.): Marburger Jahrbuch Theologie XXII. Ästhetik. Leipzig 2010 (=Marburger theologische Studien, 111), S. 106–118.

Rößler, Martin: Liedermacher im Gesangbuch. Liedgeschichte in Lebensbildern. Stuttgart 2001.

Rotzetter, Anton: Art. „Pietismus“. In: Rotzetter, Anton: Lexikon christlicher Spiritualität. Darmstadt 2008, S. 476.

Schuth, Katharina: Die Tore des Gebetes sind niemals geschlossen. Die Wüstenväter und ihr unablässiges Beten. Münster 2000 (= Theologie der Spiritualität, Band 3).

Steiger-Hoffleit, Claudia: Art. „Tersteegen, Gerhard“. In: Herbst, Wolfgang (Hrsg.): Komponisten und Liederdichter des Evangelischen Gesangbuchs. Göttingen 1999 (= Handbuch zum Evangelischen Gesangbuch, Bd. 2), S. 320–322.

Stock, Konrad: „Gott ist gegenwärtig“. Predigt über Gerhard Tersteegens Lied (EG 165). In: Gräb-Schmidt, Elisabeth [u.a.] (Hrsg.): Marburger Jahrbuch Theologie XXII. Ästhetik. Leipzig 2010 (= Marburger theologische Studien, 111), S. 100–105.

Stollberg-Rilinger, Barbara: Die Aufklärung. Europa im 18. Jahrhundert. Stuttgart, 2. Aufl. 2011.

Wallmann, Johannes: Pietismus-Studien. Gesammelte Aufsätze II. Tübingen 2008.

Anhang

Text: Gott ist gegenwärtig[115]

Erinnerung der herrlichen und lieblichen Gegenwart Gottes.

Melod. Wunderbarer König.

1.

GOtt ist gegenwärtig ! Lasset uns anbäten/
Und in Erforcht vor Ihm tretten ;
GOtt ist in der Mitten ! alles in uns schweige/
Und sich innigst vor Ihm beuge ;
Wer ihn kennt/ wer Ihn nennt/
Schlagt die Augen nieder/
Kommt/ ergebt euch wieder/

2.

GOtt ist gegenwärtig ! dem die Cherubinen
Tag und Nacht gebücket dienen ;
Heilig/heilig/singen alle Engel Chören/
Wan sie dieses Wesen ehren :
HErr/ vernimm uns’re Stimm/
Da auch wir Geringen
Uns’re Opfer bringen.

3.

Wir entsagen willig allen Eitelkeiten/
Aller Erden : Lust und Freuden ;
Da liegt unser Wille/ Seele/ Leib/und Leben/
Dir zum Eigenthum ergeben;
Du allein solt es seyn/
Unser GOtt und HErre ;
Dir gebührt die Ehre.

4.

Majestätisch Wesen ! möcht ich recht dich preisen/
Und im Geist dir Dienst erweisen !
Möcht ich/wie die Engel/immer vor dir stehen/
Und dich gegenwärtig sehen !
Laß mich dir für und für
Trachten zu gefallen/
Liebster GOtt/ in allen.

5.

Lufft/die alles füllet ! drinn wir immer schweben ;
Aller Dingen Grund und Leben !
Meer ohn Grund und Ende ! Wunder aller Wunder !
Ich senck mich in dich hinunter :
Ich in dir / du in mir ;

[115] Blumen=Gärtlein, 1729, S. 196–198.

Laß mich ganz verschwinden/
Dich nur seh'n und finden.

6.

Du durchdringest alles/laß dein schönstes Lichte
HErr/ berühren mein Gesichte ;
Wie die zarten Blumen willig sich entfalten/
Und der Sonnen stille halten ;
Laß mich so/ still und froh/
Deine Strahlen fassen/
Und dich wircken lassen.

7.

Mache mich einfältig/innig/ abgeschieden/
Sanffte/ und im stillen Frieden ;
Mach mich reines Herzens/daß ich deine Klarheit
Schauen mag im Geist und Warheit ;
Laß mein Herz überwerts
Wie ein Adler schweben/
Und in dir nur leben.

8.

HErr/komm in mir wohnen/laß mein Geist auf Erden
Dir ein Heiligthum noch werden ;
Komm/du nahes Wesen ! dich in mir verkläre/
Daß ich dich stets lieb' und ehre ;
Wo ich geh/ sitz und steh/
Laß mich dich erblicken/
Und vor dir mich bücken.

Auszug aus dem Katalog des Gesangbucharchivs des IAK Gesangbuchforschung an der JGU zu *Gott ist gegenwärtig* mit einer Auflösung der Abkürzungen:[116]

- *GÖRLI 1731: Sammlung geist- und lieblicher Lieder, Görlitz 1731.*
- *ZINZE 1741 +: Christliches Gesang=Buch der Evangelischen Brueder=Gemeinen von 1735 zum drittenmal aufgelegt und durchaus revidiert, o.O. 1741.*
- *BRÜDE 1749: Alt und neuer Brüder-Gesang, London 1749 (Zinzendorf).*
- *ZÜRI 1764: Ein Hundert geistliche Lieder, Zürich 1764.*
- BARBY 1783 +: Gesangbuch, zum Gebrauch der evangelischen Bruedergemeinen, Barby 1783.
- BERL 1829 +: Gesangbuch zum gottesdienstlichen gebrauch für evangelische Gemeinen, Berlin 1829.
- DRESD 1833 +: Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreichs Sachsen, Leipzig und Dresden 1883.

[116] Die für diese Arbeit untersuchten Gesangbücher sind kursiv und tauchen nicht zusätzlich bei den Quellen auf.

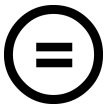
- STUTT 1842 +: Gesangbuch für die Evangelische Kirche in Württemberg, Stuttgart 1842.
- HAMBU 1843 +: Hamburgisches Gesangbuch für den öffentlichen Gottesdienst und die häusliche Andacht, Hamburg 1843.
- *RIGA 1846 +: Neu=Vielmehrtes Rigisches Gesang=Buch, Bestehend aus schoenen Geistreichen Liedern und Psalmen, Riga und Leipzig 1761.*
- MAGDE 1850 +: Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche, Magdeburg 1850
- BERL 1853: Gesangbuch zum gottesdienstlichen gebrauch für Evangelische Gemeinen, Berlin 1853.
- BASEL 1854 +: Evangelisches Gesangbuch für Kirche, Schule und Haus in Basel=Stadt und Basel=Land, Basel 1854.
- NÜRNB 1855: Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern, Nürnberg 1855.
- WIESB 1879: Gesangbuch für die evangelisch-christliche Kirche in Nassau, Wiesbaden 1879.
- DARM 1881 +: Gesangbuch für die Evangelische Kirche im Großherzogthum Hessen, Darmstadt 1881.
- BERL 1886 +: Evangelisches Gesangbuch, Berlin 1886.
- BASEL 1891 +: Gesangbuch für die Evangelisch-reformierte Kirche in der deutschen Schweiz, Basel 1891.
- *PORST 1892 +: Geistliche und liebliche Lieder ... nebst einigen Gebeten von Johann Porst, Berlin 1892.*
- *KÖNIG 1899: Evangelisches Gesangbuch für Ost- und Westpreußen, Königsberg 1899.*
- *STRAS 1899: Evangelisches Gesangbuch für Elsaß-Lothringen, Straßburg 1899.*
- *MIL 1906 +: Evangelisches Milität=Gesang= und Gebetbuch, Berlin 1906.*
- FRANK 1907: Frankfurter Evangelisches Gesangbuch, Frankfurt a.M. 1907.
- STUTT 1912: Gesangbuch für die Evangelische Kirche in Württemberg, Stuttgart 1912.
- DEG 1915 +: Deutsches Evangelisches Gesangbuch, Berlin 1915.
- DEG 1926 +: Deutsches Evangelisches Gesangbuch, Berlin 1926.
- *METHO 1926: Gesangbuch der bischöflichen Methodistenkirche in Europa, Bremen 1926.*
- GNAD 1927: Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeine. Zweite Auflage, Gnadau 1927.

- MIL 1930 +: Evangelisches Gesang= und Gebetbuch für das Reichsheer und die Reichsmarine, Berlin 1930.
- HALLE 1933: Gesangbuch für die Provinz Sachsen und Anhalt, Halle 1933.
- DARM 1935: Lobe den Herrn! Gesangbuch für die evangelische Landeskirche in Hessen, Darmstadt 1935.
- KASSE 1935 +: Der helle Ton. Ein Liederbuch für die deutsche evangelische Jugend, Kassel 1953.
- MIL 1935 +: Evangelisches Milität=Gesang= und Gebetbuch, Berlin 1935.
- BAYER 1938: Gesangbuch für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, Ansbach 1938.
- STUTT 1938: Gesangbuch für die Jugend, Stuttgart 1938.
- DC 1939 +: Gesangbuch der kommenden Kirche, Bremen 1939.
- *MIL 1939 +: Evangelisches Feldgesangbuch, Berlin 1939.*
- DC 1941: Großer Gott wir loben dich, Weimar 1941.
- EKG 1950 +: Evangelisches Kirchengesangbuch, Kassel 1950.
- BERL 1954: Evangelisches Kirchengesangbuch 1954.
- MIL 1957 +: Evangelisches Gesang und Gebetbuch für Soldaten, Kassel 1957.
- KARLS 1973: Evangelisches Kirchen-Gesangbuch für Baden, Karlsruhe 1973.
- *SIBIU 1974: Gesangb. der Evangl. Kirche Augsb. Bekenntnisses in der Soz. Republik Rumänien, Sibiu 1974.*
- KARLS 1978 +: Evangelisches Kirchen-Gesangbuch für Baden, Karlsruhe 1978.
- WIEN 1980: Evangelisches Kirchengesangbuch für Österreich, Wien 1980.
- *EG 1993 +: Evangelisches Gesangbuch (Stammausgabe), Stuttgart 1993.*
- EGBAY 1994: Evangelisches Gesangbuch, Antwort finden, Speyer 1994.
- BASEL 1998 +: Gesangbuch der Evangelisch-reformierten Kirchen in der deutschsprachigen Schweiz, Basel 1998.

Ruth Nientiedt ist Studentin der Katholischen Theologie sowie der Mittleren und Neueren Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz im Studiengang *Magister Artium.*

Lizenzierung:
Dieser Artikel steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz.
Sie dürfen das Werk zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen:

Namensnennung — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.



Keine Bearbeitung — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

„…wie die Zigeuner“ – Das Feindbild „Zigeuner“ bei Luther

Miriam Breß

Zusammenfassung

Miriam Breß befasst sich in ihrem Artikel „‚…wie die Zigeuner‘ Das Feindbild ‚Zigeuner‘ bei Luther“ mit der negativen Wahrnehmung von Sinti und Roma und stellt die Frage nach dem Grund für den über Jahrhunderte hinweg und bis heute existierenden Antiziganismus in Europa. Antworten auf diese Frage sucht die Autorin in den Ursprüngen der Ansiedlung: Zu Beginn des 15. Jahrhunderts.

In dieser Zeit waren es vor allem die Schriften Martin Luthers, die das Weltbild der Menschen prägten und so Indizien für die Entstehung der zahlreichen Verurteile gegenüber der Minderheit liefern können. Die darin tradierten Vorstellungen von dem „Zigeuner“ werden unter Beachtung theologischer und sozialpsychologischer Hintergründe über Gruppenbildungsprozesse und Ausschlussmechanismen vorgestellt, sodass schließlich die Rolle Martin Luthers für die Entstehung des Feinbildes Zigeuner in der Frühen Neuzeit augenscheinlich wird.

Abstract

In her article „‚…wie die Zigeuner‘ Das Feindbild ‚Zigeuner‘ bei Luther“ Miriam Breß examines the negative Perception of Sinti and Romanies and tries to elicit the reason for the antiziganism that has lasted for centuries and is still existing in Europe today. In order to find answers the author goes back to the onset of Sinti and Romanies settling in Europe: the early 15th century.

The greatest influence on the world view of those living in these times were the writings of Martin Luther, which could provide an indication of the origin of the prejudices against this minority. The conceptions of ‘gypsies’ that have been passed on in Luther’s writings are canvassed under the consideration of the theological and social-psychological background of processes of group formation and mechanisms of exclusion. In conclusion, the role of Martin Luther in the formation of the concept of ‘gypsies’ as enemies in the early modern age is clarified.

Résumé

Dans son article „‚…wie die Zigeuner‘ Das Feindbild ‚Zigeuner‘ bei Luther“ Miriam Breß trait la perception plutôt négative en ce qui concerne les Sinti et Roma. Compte tenu de l'antiziganisme, qui après des siècles, existe toujours en Europe d'aujourd'hui, l'auteur pose la question de pourquoi. Elle essaye d'y trouver des réponses en jetant un œil vers le début du XV siècle, époque des premières implantations.

À cette époque-là, c'étaient en premier lieu des écrits de Martin Luther qui marquaient la vision du monde. Pour cette raison, c'est peut-être dans ces écrits-même où il faut chercher des indices pour l'origine des nombreux préjugés contre la minorité. Son idée des « tziganes » peut se trouver sur les textes et a influencé l’imagination du peuple. En considération les sciences humaines et sociales, en particulier des mécanismes sociale et psychologiques entre un groupe, Miriam Bress arrive à mettre son rôle capital concernant l’antiziganisme dans les Temps Modernes en évidence.

Einleitung

„Über kaum ein Volk wissen die Deutschen so wenig
und zugleich so viel Negatives wie über die Sinti und Roma,
die seit nunmehr fast 600 Jahren unter uns leben.“[1]

(Wolfgang Wippermann)

Faul, bettelnd, fahrend, schmarotzend. Die Stereotype gegenüber Sinti und Roma sind bekannt. Selbst seriöse Medien wiederholen sie immer wieder.[2] Bei kaum einer anderen Bevölkerungsgruppe sind sich die Deutschen – sogar die Europäer[3] – bei der gemeinsamen Abwertung so einig wie bei ihnen. 40,1% der Deutschen haben ein Problem damit, wenn sich Sinti und Roma in ihrer Gegend aufhalten, 27,7% wollen sie aus der Innenstadt verwiesen wissen und fast die Hälfte aller Befragten (44,2%) ist sich sicher, dass Sinti und Roma zur Kriminalität neigen würden.[4] Woher aber kommen diese Überzeugungen und Vorstellungen über ‚die Lebensweise‘, ‚die Kriminalität‘ und ‚die Arbeitsscheu‘ etc. ‚der Sinti und Roma‘? Und kann man wirklich – wie man es gerne tut – von einem ‚wahren Kern‘ der Vorurteile sprechen?

Im Hintergrund dieser Fragen will sich diese Untersuchung damit beschäftigen, welche Vorstellungen und Stereotypen in der Frühen Neuzeit über Sinti[5] verbreitet waren, als diese am Beginn des 15. Jahrhunderts in die deutschen Länder gelangten. Europa selbst befand sich zu dieser Zeit im Umbruch. Durch die Erfindung des Buchdrucks kam es zu einer verstärkten gesamtgesellschaftlichen Kommunikation. Da rund ein Drittel der gesamten deutschsprachigen Buchdrucke der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus der Feder von Martin Luther stammen,[6] soll hier untersucht werden, inwiefern er von den Sinti sprach und welche Bilder er diesbezüglich

1 Wippermann, Wie die Zigeuner, S. 195.

2 Vgl. hierzu: Hamburger, Franz: Antiziganismus in den Medien von heute. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg [u.a.] (Hrsg.): „Zwischen Romantisierung und Rassismus“. Sinti und Roma – 600 Jahre in Deutschland. Handreichung zur Geschichte, Kultur und Gegenwart der deutschen Sinti und Roma. Stuttgart 1998. Winckel, Änneke: Antiziganismus. Rassismus gegen Roma und Sinti im vereinigten Deutschland. Münster 2002. Sowie: Awosusi, Anita (Hrsg.): Stichwort: Zigeuner. Zur Stigmatisierung von Sinti und Roma in Lexika und Enzyklopädien. Heidelberg 1998 (= Schriftenreihe des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma, Bd. 8).

3 Laut einer Länderstudie der EU zum „Wohlfühlgrad angesichts eines Sinti oder Roma als Nachbar“ aus dem Jahr 2008 würde sich jeder vierte Europäer unwohl fühlen, wenn er einen Sinti oder Roma zum Nachbar hätte. Die Ergebnisse spiegeln dabei wieder, dass der „Wohlfühlgrad“ nicht im Zusammenhang steht mit wirklichen Bekanntschaften zu der abgelehnten Gruppe. Inwieweit eine antiziganistische Politik der Parteien eine Rolle bei der Ablehnung spielt wurde nicht untersucht. Auswahl der Ergebnisse, siehe Tabelle im Anhang.

4 Heitmeyer, S. 39f.

5 Im Folgenden ist von den Sinti die Rede, wenn es sich um die reelle Volksgruppe handelt, die seit 600 Jahren in den deutschen Ländern beheimatet ist. Werden Zuschreibungen der Mehrheitsgesellschaft widergespiegelt, wird der Begriff ‚Zigeuner‘ benutzt, da diese Zuschreibungen nichts mit den reellen Personen gemein haben. Da als Roma heute vorwiegend die in Osteuropa beheimate Volksgruppe angesehen wird, wird die Bezeichnung ‚Sinti und Roma‘ nur für die Zeit ab 1900 genutzt. Da hier hauptsächlich die Zuschreibungen der Mehrheitsgesellschaft untersucht werden, sind unter ‚Sinti und Roma‘ Menschen gemeint, die von der Mehrheitsgesellschaft als solche angesehen (und diskriminiert) werden unabhängig davon, ob sie sich auch selbst als Sinti oder Roma bezeichnen würden.

6 Vgl. Reske, ohne Paginierung.

prägte. Dabei ist es unabdingbar zuerst einen kurzen Überblick darüber zu geben, welche Vorurteile und Vorstellungen vor Luther über die Sinti verbreitet waren, um dann bestimmen zu können, wie Luther diese aufgegriffen und möglicherweise tradiert hat und welchen Nutzen er davon hatte. Da sich zudem jede Untersuchung zu den Sinti in der Frühen Neuzeit nur auf Quellen aus der Mehrheitsgesellschaft – hier v.a. auf Luther – stützen kann, soll zu allererst die Bedeutung daraus kurz dargestellt werden.

Theologische und sozialpsychologische Hintergründe können hier nicht ausreichend untersucht und dargestellt werden. Dies liegt nicht nur an dem geringen Umfang, auf den sich diese Arbeit erstrecken kann, sondern auch daran, dass die Forschung sich bisher mit dem Thema kaum beschäftigt hat. Lediglich die Literaturwissenschaftler Solms und Bogdal geben einen kurzen Überblick über die Sicht Luthers auf die Sinti.[7] Forschungen von Kirchenhistorikern sind nicht bekannt.

Die Bedeutung von Gruppenbildungsprozessen für die Etablierung von Stereotypen

Die Wurzeln von Verfolgungen sind – so Adorno – bei den Verfolgern und nicht bei den Verfolgten zu suchen.[8] So erkannten schon Norbert Elias und John L. Scotson in ihrer Untersuchung über Etablierte-Außenseiter-Beziehungen, dass sich machtstärkere Gruppen immer gegenüber machtschwächeren abgrenzen. Sie schließen ihre Reihen und verhindern jegliche Partizipation der Ausgeschlossenen, die als angeblich anomisch an den gesellschaftlichen Rand gedrängt werden.

Anstatt diese Prozesse und die daraus resultierenden Konstruktionen aber zu hinterfragen, hält man daran fest. Die daraus folgernde Vorurteile werden wie es bereits Elias und Scotson schrieben als „Probleme des hier und jetzt“ behandelt ohne den Gruppenprozess der Vergangenheit zu beachten.[9] Bezüglich den Sinti und Roma glaubt man weiterhin an das Bild, dass diese aufgrund ihrer Volkszugehörigkeit oder gar wie es Himmler formulierte „aus dem Wesen dieser Rasse heraus“[10], mehr zur Kriminalität neigen würden. Dies ist wissenschaftlich gesehen jedoch Unsinn.

---

7 Vgl.: Solms, Zigeunerbilder, S. 44–47; Bogdal, S. 77.

8 Adorno, Erziehung nach Auschwitz, S. 90.

9 Vgl. Elias, Norbert / Scotson, John L.: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt am Main 1990. Zu der Aktualität von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen siehe auch: Messerschmidt, Astrid: Weltbilder und Selbstbilder. Bildungsprozesse im Umgang mit Globalisierung, Migration und Zeitgeschichte. Frankfurt 2009. Sowie: Terkessidis, Mark: Interkultur. Berlin 2010. Terkessidis schreibt hier über die Bedeutung der Mechanismen von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen: „Und so gelten die anderen in der Gesellschaft entsprechend der aktuellen diskursiven Gepflogenheit als faul, schmutzig, übel riechend, grausam, patriachal, sexistisch, gewalttätig, verblendet, fundamentalistisch etc. Und wie in einem umgekehrten Spiegelbild erstrahlt die Gruppe der Einheimischen als das exakte Gegenteil dieser Zuschreibungen.“ So geht es seiner Schlussfolgerung nach bei Rassismus „also nicht um ‚Feindlichkeit‘ gegenüber ‚Fremden‘, sondern vielmehr um einen gesellschaftlichen ‚Apparat‘, in dem Menschen überhaupt erst zu Fremden gemacht werden.“ (S. 88).

Gemäß Hamburger, der erläuterte, dass „die gegensätzliche Aufnahme der Migranten in der Gesellschaft des ausgehenden Mittelalters und der hereinbrechenden Neuzeit (...) sich aus den Widersprüchen dieser Zeit mehr erklären (lässt) als aus dem Status und den Besonderheiten der Migranten selbst“[11], werden hier die Sinti vor allem aus der Sicht von Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft (Chronisten, Luther) betrachtet. Dabei besteht die größte Gefahr darin, Stereotype schlichtweg unreflektiert weiter zu transportieren. Eine Untersuchung sollte daher nach Möglichkeiten durch Zeugnisse der Sinti selbst ergänzt werden, aufgrund der Überlieferung ist dies allerdings schwierig.

Für den Blick auf die Zeit der Reformation spricht des Weiteren, neben der Tatsache, dass hier die Sinti nach Europa gelangten, auch dass hier gemäß Elias und Scotson, die Gruppenprozesse stattfanden, welche die heutigen Vorurteile maßgeblich prägten. Nicht nur die Sinti mussten als Gruppe von den Einheimischen ‚definiert‘ werden, auch kam es mit der Reformation zu der Bildung einer neuen machtstarken Gruppe - nicht zuletzt auch wegen Luthers Pakt mit der Obrigkeit. Und, dass nach Hahn und Hahn eine beschleunigte Kommunikation, wie sie durch Buchdruck und Reformation gegeben war, der ideelle Nährboden für die Wirksamkeit und die Verbreitung von Stereotypen darstellt.[12]

Bewusst sollte zudem sein, dass Stereotypen nicht nur historisch geformt werden, sondern auch mit Diskriminierung einhergehen, was konkret die Einschränkung von Rechten, die Verweigerung des Zugangs zu Ressourcen, die Verhinderung einer Teilhabe und die Entwürdigung des Einzelnen in der Gegenwart bedeutet.[13]

Die Ankunft der Sinti und der Beginn des Feindbildes ‚Zigeuner‘

Die Chroniken von Cornerus und Andreas

Über die Ankunft der Sinti in die deutschen Länder Anfang des 15. Jahrhunderts geben etliche Stadtchroniken Auskunft, dies aber oft mit einer großen zeitlichen Diskrepanz. Als einzige

[10] So erläutert Himmler in seinem Runderlass vom 8. Dezember 1938, dass die „Bekämpfung der Zigeunerplage“ „aus dem Wesen dieser Rasse heraus“ erfolgen sollte. Gemäß ihm würden die „reinrassigen“ Sinti und Roma vor allem zum Wanderbetrieb neigen, und die „Mischlinge“ verstärkt zur „Kriminalität“. Dieses Denken ist noch weit in die Nachkriegszeit übernommen worden, in dem der ‚rassisch motivierte‘ Völkermord zu einer ‚kriminalpolitischen Maßnahme‘ erklärt worden ist. Vgl. zur deutschen Vergangenheitspolitik gegenüber den Sinti und Roma: Zülch, Tilman (Hrsg.): In Auschwitz vergast, bis heute verfolgt. Zur Situation der Roma (Zigeuner) in Deutschland und Europa. Reinbek bei Hamburg 1979. Peritore, Silvio: Geteilte Verantwortung? Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma in der deutschen Erinnerungspolitik und in Ausstellungen zum Holocaust. Hannover 2012. Rose, Romani: Bürgerrechte für Sinti und Roma. Das Buch zu Rassismus in Deutschland. Heidelberg 1987. Margalit, Gilad: Die Nachkriegsdeutschen und „ihre Zigeuner“. Die Behandlung der Sinti und Roma im Schatten von Auschwitz. Berlin 2001 (Reihe Dokumente, Texte, Materialien, Bd. 36).

[11] Hamburger, S. 11.

[12] Hahn & Hahn, S. 51f.

[13] Vgl. hierzu: Messerschmidt, S. 163.

Zeitzeugen gelten der Dominikanermönch Cornerus und der Presbyter Andreas. Beide berichten von einer großen Menge fremder Pilger aus dem Osten, die über einen Geleitbrief von König Sigismund verfügte, durch welchen sie nach Cornerus „zugelassen und menschlich behandelt wurden." Laut beiden Chronisten schlief die Gruppe aber außerhalb der Stadtmauern. Nach der Chronik des Cornerus (Lübeck, 1435), „weil sie sich sehr dem Diebstahl widmete und fürchtete, in den Städten aufgegriffen zu werden" und nach der des Andreas (Regensburg, 1424), es ihnen nicht erlaubt war „in den Städten zu wohnen", da sie sich „nämlich den Besitz der anderen geschickt durch Diebstahl" aneigneten.[14]

Beide Berichte weisen andererseits die Sinti eindeutig als gläubige Pilger aus und bezweifeln auch die Echtheit des Geleitbriefes nicht, wobei sich die Gründe für die Pilgerfahrt allerdings widersprechen.[15] Laut Cornerus seien die Sinti auf einer Bußfahrt, die ihnen von ihrem Bischof wegen ihrem Rückfall ins Heidentum auferlegt wurde, und nach Andreas seien sie „zum Zeichen und zur Erinnerung an die Flucht des Herrn nach Ägypten" ausgewandert.

Feindbilder wie die ‚schöne Zigeunerin'[16], die ‚wahrsagende alte Zigeunerin'[17] und/oder der ‚gottlose Zigeuner'[18] werden in den Chroniken von Chornerus und Andreas nicht wiedergegeben. Das einzige bekannte Bild ist das des Diebstahls. Da aber gleichzeitig davon berichtet wird, dass die Geleitbriefe über welche die Sinti verfügten, nicht nur nicht eingehalten wurden, sondern nach Cornerus auch einige Sinti von Einheimischen ermordet wurden, deuten diese Beschreibungen vielmehr auf eine Legitimation dieser Nicht-Einhaltung bzw. auf Eigentumsdelikte aus der Not heraus hin.[19]

Die Ähnlichkeiten der beiden Chroniken, trotz der großen räumlichen Distanz, führte bereits Gronemeyer auf eine „mündliche Meinungsbildung" im Volk zurück.[20] Dass es bereits zu einer Volksmeinung über die Sinti zu dieser Zeit kam, spiegelt auch die Tatsache wieder, dass Cornerus

---

[14] Beide Chroniken sind abgedruckt bei: Gronemeyer, Reimer: Zigeuner im Spiegel früher Chroniken und Abhandlungen. Quellen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Gießen 1987.

[15] Diverse Geleitbriefe, die auf ihre Echtheit untersucht wurden, befinden sich in unterschiedlichen deutschen Archiven (vgl. Bogdal, S. 33f).

[16] Da hinter jeder „positiven Stereotypenbildung (…) die negative Stereotypie direkt lauert" ist auch einer solchen entgegenzutreten (Adorno, Bekämpfung des Antisemitismus, S. 378). Dies gilt auch für das Bild der ‚schönen Zigeunerin', das seinen Ursprung in der Romantik hat (Bogdal, S. 14), als auch für den Glauben an die besondere Musikalität der ‚Zigeuner'. In den Chroniken der frühen Neuzeit ist von beiden Bildern nicht die Rede. Während eine Musikalität gar nicht erwähnt wird, werden die Sinti vor allem in den späteren Chroniken als hässlich und schwarz dargestellt (siehe dazu auch Kapitel ‚Zigeuner' als ‚Spione der Türken' und als ‚Herbergsverweigerer').

[17] Siehe Kapitel ‚Zigeuner' als ‚schwarze Magier'.

[18] Siehe die Kapitel ‚Zigeuner' als ‚Spione der Türken' und als ‚Herbergsverweigerer'. und ‚Zigeuner' als ‚falsche Christen'

[19] Von einer Ausgrenzung trotz Geleitbriefen wird auch von anderen Städten berichtet. So erhielten die Sinti als Pilger in Frankfurt zwar zunächst Almosen, wurden aber bereits beim zweiten Bittgang abgewiesen und ihnen wurde verboten die Stadt zu betreten. (Bogdal, S. 34).

[20] Gronemeyer, S. 21.

die Sinti vermutlich gar nicht selbst gesehen hat und Andreas nur aus weiter Ferne.[21] Geprägt scheinen die Bilder über Sinti vorwiegend durch die Angst vor der so genannten ‚Türkengefahr' und durch die Zunahme der Armut zu sein. Beides wird auch an den frühen Chroniken sichtbar.

‚Zigeuner' als ‚Spione der Türken' und als ‚Herbergsverweigerer'

Bereits 1424 schrieb der Presbyter Andreas, dass im Volk gesagt werde, dass die ‚Zigeuner' „heimliche Kundschafter im Lande seien"[22] und Cornerus schrieb, dass sie „schwarz wie Tataren"[23] seien, womit er mit der Erinnerung an die Einfälle der Tataren im 13. Jahrhundert in Schlesien und der Verknüpfung ‚schwarz' als Farbe des Teufels ein Bedrohungsszenario ausmalte.[24] Diese Gerüchte, die vor allem aufgrund der vermeintlichen Herkunft aus dem Osten entstanden[25], griffen die Landesfürsten auf und erklärten die Sinti bei den Reichstagen in Lindau (1496/97) und Freiburg (1498) offiziell zu Spionen der Türken und Auskundschafter des Christenlandes. Als erste und einzige Volksgruppe wurden die Sinti kollektiv zu Vogelfreien erklärt.[26] Sie verfügten somit über keine Rechte, konnten jederzeit getötet werden und konnten sich nicht niederlassen, da sie keinen Eigentum besitzen durften.

Fast zur selben Zeit schrieb Krantz (1490)[27] in seiner sächsischen Chronik zum Jahr 1417, dass ‚Zigeuner' zum Müßiggang neigen und dem Bauernvolk „hart im Nacken" sitzen würden, da „sobald jenes draußen auf den Feldern arbeitet, (…) diese auf Beute in ihren Hütten aus" seien. Kollektiv spricht ihnen Krantz ihre Religion ab und erklärt die Bußfahrt zu einem Märchen. Einige Jahre später erzählte man im Volk, dass die Vorfahren der Sinti der Heiligen Familie in Ägypten die Herberge verweigert hatten. Aufgrund dieser ‚historischen Schuld' erschien die Vertreibung der Sinti als gottgewollt.[28]

---

21 Reemtsma, S. 27f.
22 Gronemeyer, S. 20.
23 Ebd., S. 15.
24 Solms, Zigeunerbilder, S. 31.
25 Erst um 1780 erkannten die Sprachwissenschaftler, dass das Romanes mit dem altindischen Sanskrit verwandt ist und auch persische, armenische, griechische und slawische Wörter enthält. Als sicher gilt, dass sich die Sinti seit dem 11. Jahrhundert bei der Hafenstadt Modon aufhielten und vermutlich Anfang des 15. Jahrhunderts bei der Eroberung von Byzanz durch die Osmanen über den Balkan und Ungarn nach Mitteleuropa gelangten (Solms, Zigeunerbilder, S. 13). Die Ursachen der Auswanderung aus Indien sind unklar (vgl. Reemtsma S. 13-18). Die Entdeckung der indischen Herkunft zeigt aber deutlich die Wandelbarkeit des „Zigeunerbildes". Von nun an erzählte man – gestützt auf einen persischen Dichter –, dass ein persischer König seinen Armen eine Freude machen wollte und deshalb vom indischen König 10.000 Luri erbat. Diese sollten für die persischen Bauern musizieren und gleichzeitig selbst zu Bauern werden. Als dies aufgrund der angeblichen Arbeitsscheu der Luri misslang, wurden sie verdammt und ziehen seitdem musizierend durch die Welt (Köhler-Zülch, S. 46f).
26 Als Gründe können hierfür genannt werden: Eigene Territorial- und Steuerinteressen, die Legitimation des Ausschlusses aus der Armenfürsorge, die Beseitigung der zu „Verantwortlichen der sozialen Unruhen erklärten" und die tatsächliche Angst vor er türkischen Bedrohung (vgl. u.a. Herzig, fremde im frühmodernen Staat, S. 38f; Bogdal, S. 54).
27 Die Chronik des Krantz ist abgedruckt bei Gronemeyer (S. 25ff).
28 Solms, kulturloses Volk, S. 47. Diese Legitimationsgeschichte des Ausschlusses wird solange tradiert bis sie schließlich als historische Wahrheit Einzug ins Lexikon fand (Uerlings, S. 95f).

Somit wurden die Sinti als ‚Diebe' (vgl. Andreas und Cornerus), als ‚Spione der Türken' (vgl. die Reichstagsabschiede) und letztendlich als ‚gottlose Herbergsverweigerer' aus der christlichen und städtischen Armenfürsorge, die durch eine dramatisches Anwachsen der Bettler vollkommen überlastet war, ausgeschlossen und mit den einheimischen Armen an den gesellschaftlichen Rand gedrängt. Sie galten jetzt nicht mehr als Pilger, sondern als Bettler. Der Antiziganismus der Frühen Neuzeit hatte somit nach dem Soziologen Maciejewski einen „spezifischen ökonomischen (Hinter-)Grund".[29]

„… wie die Zigeuner" – Das Feindbild ‚Zigeuner' bei Luther

‚Zigeuner' als ‚falsche Bettler'

Noch vor der Reformation Luthers erschien der Liber Vagatorum (1510), der 41 Arten von ‚falschen Bettlern' aufführte. Der rasante Anstieg der Armut in der Frühen Neuzeit schien es nötig zu machen, zwischen ‚würdigen' und ‚unwürdigen' Armen und somit auch zwischen ‚wahren' und ‚falschen' Bettlern zu unterscheiden. Vor allem die Unterschichten vom Land, die in der Stadt Arbeit suchten und dort von den Zünften als Konkurrenz ausgeschlossen wurden, sind an den gesellschaftlichen Rand gedrängt worden. Es setzte sich immer mehr durch, dass die Armen eine Ortszugehörigkeit zum Empfangen von Almosen vorweisen mussten.[30]

1528 gab Martin Luther unter dem Titel „Von der falschen Bettelbüberey" eine Neuauflage des Liber Vagatorum mit einem eigenen Vorwort heraus. Ganz gemäß der bereits eingetretenen Armutspolitik sprach er sich dafür aus, die eigenen Armen zu unterstützen und die Fremden, die er pauschal der Spitzbüberei und der Teufelskunde bezichtigte, zu vertreiben. Dabei nennt er zwar nicht explizit die Sinti, aber er erwähnt Fähigkeiten, die vor allem diesen zugeschrieben wurden unter anderem die „schwartze kunst".[31] Damit stellt er sich deutlich nicht auf die Seite der Ausgeschlossenen, sondern auf die der Zünfte und der städtischen Obrigkeit. Almosen, die dem Geber im Mittelalter noch als Heilsgewinn dienten, lehnte er nicht nur aufgrund seiner Rechtfertigungslehre ab.

Nach Luther hat Gott die Menschen zur Arbeit erschaffen. Armut war somit die gerechte Strafe Gottes für mangelnden Arbeitseifer und für begangene Sünden.[32] Dadurch machte er die von der Gesellschaft Ausgeschlossenen – allerdings nur die fremden Bettler[33] – für ihr Schicksal selbst verantwortlich und brachte sie mit dem Teufel in Verbindung. Die Sinti, die zu dieser Zeit – wie

[29] Maciejewski, S. 14. Neben den wirtschaftlichen Veränderungen sind vor allem individuelle Ursachen (Verlust des Ernährers, Krankheit, Unfall und Alter), Bevölkerungswachstum und Lebensmittelteuerungen für den Anstieg der Armut zu nennen.

[30] Reinheimer, S. 95ff.

[31] Vgl. Solms, Zigeunerbilder, S. 37f. Siehe hierzu auch Kapitel „Zigeuner" als „schwarze Magier"

[32] Vocelka, S. 132.

bereits aufgezeigt – nicht mehr als Pilger galten, sind aufgrund ihrer fehlenden Ortszugehörigkeit definitiv diesen ‚fremden Bettlern' zuzuordnen.

‚Zigeuner' als ‚schwarze Magier'

Bereits 1522, als Luther sich wohl zum ersten Mal zu den Sinti äußerte, brachte er diese mit dem Teufel und mit schwarzer Magie in Verbindung. In der „Predigt zum Evangelium am Tage der heiligen drei Könige" schrieb er, dass Magier „nitt wie die propheten weyssagen, ßondern durch schwartze kunst, wie die Thattern oder tzygeuner pflegen."[34]

Gemäß seines Glaubens würden Propheten durch ‚göttliche Legitimation' handeln, während die ‚schwarze Kunst' der ‚Zigeuner' auf einem Pakt mit dem Teufel basiere,[35] der nur durch ihre Gottlosigkeit und der fehlenden Angst vor der Verdammnis zu erklären sei.[36] In seinen Schriften forderte er somit mehrmals ein scharfes Vorgehen gegen die schwarze Magie, wobei er selten von ‚Zigeuner' sprach, sondern von Malifikanten, Zauberern oder Teufelsbeschwörern.[37] Da den ‚Zigeunern' schon vor Luther magische Fähigkeiten und die Verbindung zum Teufel im Volksglauben (z.B. durch die vermeintliche Herkunft aus Ägypten[38]) nachgesagt worden sind, wurden die Bilder die Luther über die ‚schwarzen Künste' prägte sowie tradierte, von seinen Lesern sicher auch mit den Sinti in Verbindung gebracht. Den Hexenglauben – so Haustein – nutzte er aber vor allem als sprachliches Hilfsmittel für Vergleiche mit dem Ziel Christus größer und mächtiger als den Teufel darzustellen.[39] Genau dies tat er auch in der aufgezeigten Textstelle. Die ‚Zigeuner' dienten ihm hier lediglich zum Vergleich und zur Aufwertung der Weissagungen der Propheten.

Zwar gab es bereits vor Luther eine Verbindung zwischen ‚schwarzer Magie' und ‚Zigeuner' im Volksglauben, aber nach Luther berichteten die Chronisten vermehrt von der Wahrsagerei der

---

33 Hier müsste überprüft werden, in wieweit die Kriminalisierung der fremden Bettler mit der Tatsache zusammenhängt, dass gerade die Zugezogenen, die über kein bzw. nur wenig Sozialkapital verfügten, vermehrt Eigentumsdelikte begingen und somit mit den sich herausbildeten Territorialstaaten mehr in Konflikt gekommen sind (Rheinheimer, S. 101) oder aber auch inwiefern dieses fehlende Sozialkapital den Ausschluss schlichtweg begründbarer machte.

34 WA 10.1, S. 559.

35 Haustein, S. 65.

36 Bogdal, S. 68f.

37 Haustein, S. 33f. Hie führt er eine ganze Reihe von Synonymen für den Begriff ‚Hexe' bei Martin Luther auf. Den Begriff ‚Zigeuner' erwähnt er dabei nicht. Bei seinen Synonymen verwendete Luther aber vornehmlich weibliche Bezeichnungen. Inwieweit Luther dabei mitschuldig an den Hexenprozessen der Frühen Neuzeit war, wird in der Forschung heftig diskutiert (vgl. ebd., S. 13-31). Sicher ist, dass die Verbindung zwischen Frauen und Teufel auch im Bild der ‚wahrsagenden Zigeunerin' wiederzufinden ist. Wie beim Hexenglauben auch, wird über männliche Magie aufgrund einer Teufelsverbindung auch bei den ‚Zigeunern' nur selten berichtet.

38 Die Herkunft aus Ägypten war im Volksglauben nicht nur mit der Geschichte der verweigerten Herberge sondern auch mit Magie und Hellseherei verbunden (vgl. Solms, Zigeunerbilder, S. 30). In der Chronik von Krantz (1490) wird zudem berichtet, dass das Volk die „Zigeuner" als „Tartaren" (Tatarus = Unterwelt) bezeichnet (vgl. Gronemeyer, S. 26). Inwieweit Luther in seinen Vergleich die „Zigeuner" mit dem mongolischen Tataren oder mit der Unterwelt in Verbindung bringt, müssten Sprachforscher klären.

39 Ebd., S. 34 und S. 107.

‚Zigeuner' und von einer vermeintlichen Herkunft dieser aus Ägypten bzw. Klein-Ägypten.[40] In wieweit dies in Verbindung zu Luther steht oder Resultat eines verfestigten Volksglauben war, kann wahrscheinlich nur schwer bestimmt werden. Reformierte Städte griffen aber auf die Schriften Luthers zurück. So legitimierte Kurfürst August I. 1556 im reformierten Sachsen die Ertränkung von ‚Zigeunern' mit dem Verweis darauf, dass diese ‚böse Künste' treiben würden.[41]

‚Zigeuner' als ‚falsche Christen'

Durchgängig gelten bei Luther ‚Zigeuner' als gottlos und mit dem Teufel im Bunde stehend. Während er Juden als ‚verstockt'[42] ansah, aber sie dennoch für seine Reformation gewinnen wollte, lehnte er eine Taufe, der bis vor kurzem noch als gläubige Pilger geltende Sinti strikt ab. In „Von Ehesachen" (1530) behauptete er gar, dass ‚Zigeuner' „ständig Hochzeit und Taufe halten, wo sie hinkommen, so daß eine Dirne wohl zehnmal getraut und ein Kind zehnmal getauft wird."[43]

Taufe und Hochzeiten konnten bei den ‚Zigeunern' somit nach ihm kein Ausdruck des Glaubens sein, sondern lediglich ein Betrug an den Christen, um an Hochzeits- und Taufgeschenke zu gelangen.[44] In Wirklichkeit würden sie in Unzucht leben, beschreibt er doch gerade die Frauen als „Dirnen". Vermutlich spiegelt die Behauptung aber auch seinen Glauben an die kirchlichen Sakramente wieder. Dadurch, dass er die Ehe im Gegensatz zur Taufe nicht als Sakrament anerkennt,[45] wirkt der Vorwurf der „zehnmal getauften Kinder" vermutlich gravierender als der Vorwurf der „zehnmal verheirateten Dirnen". Damit würde das Bild nicht nur einen angeblichen Betrug der ‚Zigeuner' an den Christen widerspiegeln, sondern durch die Missachtung der göttlichen Gebote auch wieder eine Verbundenheit der ‚Zigeuner' mit dem Teufel.[46]

---

40 So u.a. Hedio (1537), Stumpf (1538), Muenster (1550), Tschudi (1560) und Wurstisen (1580). Lediglich Aventinus (1522) lehnte eine Herkunft der Sinti aus Ägypten und damit auch die Legende um das verweigerte Nachtquartier ab. Dies liegt aber vor allem daran, dass er die ‚Zigeuner' als Spione der Türken ansah und sie demnach aus dem Grenzgebiet zu der Türkei stammen mussten. Als Wahrsager bezeichnete er sie dennoch (Gronemeyer, S. 28ff).

41 Solms, Zigeunerbilder, S. 27.

42 Kaufmann, S. 112.

43 WA 30.3, S. 227.

44 Solms, Zigeunerbilder, S. 46.

45 Brecht, S. 273.

46 Einzug in die Literatur fand nur der Vorwurf des Betruges (vgl. Bogdal, S. 77).

Luthers Feindbild ‚Zigeuner' in Bezug zu seinem Antijudaismus[47]

In seinen Schriften gibt es wie bereits aufgeführt keine Anzeichen dafür – im Gegensatz zu den Juden –, dass er die Sinti für seine Reformation gewinnen wollte. Zu gottlos, zu sehr mit dem Teufel verbunden und zu sehr die heiligen Sakramente missachtend, beschrieb er sie. Wobei hier fraglich bleibt, ob sie ihn wirklich so erschienen oder ob er diese rechtlose Stellung nicht schlichtweg für die Legitimierung seiner Forderungen und Vergleiche nutze bzw. ob er ihnen die Religiosität absprach, weil sie über kein soziales und ökonomisches Kapital verfügten, dass ihm und seiner Reformation nützlich gewesen wäre.

In „Von den Juden und ihren Lügen" (1543) rät er den Territorialherren jedenfalls, die Juden so zu behandeln, „wie die Zigeuner, auff das sie wissen, sie seien nicht Herrn in unserem Lande, wie sie rhümen, Sondern im Elend und gefangen".[48] In „Vom Shem Hamphoras und vom Geschlecht Christi" (1543) verwirft er komplett judenfeindliche Vorurteile (Brunnenvergiftung, Ritualmord und Wucher) mit antiziganistischen Vorurteilen (arbeitsscheue zusammengerottete Sitzbuben und Spione der Türken).[49] Damit rief er nach Wippermann zu der Vertreibung, „wenn nicht sogar Vernichtung"[50] der Juden auf. Den Spionagevorwurf gegenüber den Juden wiederholte er dabei allerdings nicht.[51]

Luther nahm somit – wie es Solms schreibt – „nicht etwa am Elend und an der rechtlosen Lage der für vogelfrei erklärten ‚Zigeuner' Anstoß, sondern hält die Tatsache, dass sie ‚im Elend und gefangen' leben, für selbstverständlich. (…) Ihm geht es hier allein darum, dass es den Juden ebenso schlimm ergeht."[52]

Das Feindbild ‚Zigeuner' zur Abwertung der eigenen Gegner

Letztendlich diente Luthers ‚Zigeunerbild' aber vor allem auch seinem eigenen Selbstbild. Luther, der selbst 1518 begann einige seiner Werke in der Volkssprache herauszugeben, äußerte sich immer wieder über die Sprachmerkmale seiner Gegner, die ebenfalls anfingen in der Volkssprache zu

---

47 Erst als 1983 das Lutherjahr begangen wurde, rückte Luthers Antijudaismus näher in den Blick der Forschung, gedachte man doch zeitgleich an den 50. Jahrestages der nationalsozialistischen Machternennung. Obwohl man sich damals weitgehend eingestand, dass sich Luther antijudaistisch äußerte, versuchte man dies zu relativieren. So verwies der spätere Bundespräsident Johannes Rau darauf, dass Luther nur verhaftet in seiner Zeit gewesen sei und führt zur Untermauerung diverse Zeitgenossen an. (Rau, V-VI). Bienkert äußerte sich gar dahingehend, dass Luther Recht habe mit seinem Hass gegen „die um ein goldenes Kalb tanzenden Juden, die in der Wüste gegen Gott murrenden Juden, die den Jesus die Römer ausliefernden Juden" und vor allem gegen die „wuchernden Juden". (S.14), Zu Luthers Antijudaismus siehe: Pfahl-Traughber, S. 34ff; Herzig, jüdische Geschichte, S. 73ff.

48 WA, 53, S. 523.

49 Solms, Zigeunerbilder, S. 47. Schon allein deshalb, weil Luther die Transsubstantiationslehre ablehnte, müsste er auch den Glauben an den jüdischen Ritualmord und die Hostienschändung verneinen. In seinen frühen Schriften tat er dies auch.

50 Wippermann, Wie die Zigeuner, S. 39.

51 Solms, Zigeunerbilder, S. 47.

52 Solms, Zigeunerbilder, S. 46.

publizieren.[53] Während er seine eigene Fähigkeiten dabei immer hervorhob, bezichtigte er seine Gegner der deutschen Volkssprache nicht mächtig zu sein.

So behauptet er in „Wider die himmlischen Propheten“ (1525), dass ein deutsch sprechendes Kind lachen würde und sagen würde „Du bist eyn Tatter odder Zygeuner“, wenn es jemanden „Der frau“ oder „Das man“ sagen hören würde.[54] In „Daß diese Worte Christi ‚Das ist mein leib‘ noch fest stehen“ (1527) behauptet er gar, dass wenn er die Werke von seinen Gegnern anonym vorgelegt bekäme, würde er denken „es hette sie etwa ein Zygeuner odder loser bube gemacht uns Christen zu spot.“[55]

Während er sich selbst darüber definiert, dass er eine volksnahe Sprachkommunikation aufbaute, äußert er sich negativ über die von ihm als schlecht angesehenen Sprachkenntnisse seiner Gegner ohne dies aber näher zu erläutern. Im genügt hier wiederum lediglich der Vergleich zur Höherbewertung des Eigenen, wobei der Vergleich hier noch dadurch verstärkt wird, dass er darauf zurückgreift, dass selbst Kinder die ungenügenden sprachlichen Kenntnisse seiner Gegner, die er mit den sprachlichen Kenntnissen von ‚Zigeunern‘ gleichsetzt, erkennen und sich darüber amüsieren würden. Anstatt zu begründen, warum seines Erachtens die Schriften seiner Gegner nicht so gut seien wie seine, gibt er lediglich ein assoziiertes Bild wieder.

Fazit

„Heut zu Tage“ – so konnte man es im Zedler von 1749 lesen, sei es „… mehr als zu bekannt, daß diese Zigeuner nichts anders seyn, denn ein zusammen gelauffenes böses Gesindel, so nicht Lust zu arbeiten hat, sondern von Müßiggang, Stehlen, Huren, Fressen, Sauffen, Spielen u.s.w. Profession machen will.“[56] Das protestantische ‚Zigeunerbild‘ wurde somit lexikalisches Wissen.

Wie aufgezeigt wurde aber hatten die Bilder über die Sinti kaum etwas gemeinsam mit der Realität. Dies wird schon alleine dadurch sichtbar, dass sich das Bild von den Sinti rapide verschlechterte als die christliche Armenfürsorge an Bedeutung verloren hat. Aus fremden gläubigen Pilgern wurden fremde gottlose Bettler. Dadurch, dass den Sinti nicht nur die Fürsorge verweigert wurde, sondern auch der Zugang zu den Städten und zu den Zünften, konnten sie oftmals nur durch Diebstähle und durch ‚unchristliche‘ Arbeiten (z. B. Handlesen) überleben. Dies bestätigte wiederum die Legitimation des Ausschlusses für die Mehrheitsgesellschaft. Da die Sinti zudem aus dem Osten kamen, konnte die damalige Politik durch Verweis auf angebliche Spionagetätigkeiten ihr eigenes Handeln legitimieren und v. a. auch die sogenannte Türkensteuer durchbringen.

---

53 Siehe dazu: Wolf, S. 148. Wolf äußert sich dabei nicht über die Vergleiche mit ‚Zigeunern‘.
54 WA 18, S. 153.
55 WA 23, S. 167.
56 Zit. nach Awosusi, S. 9.

Luther selbst griff diese existierende Bilder auf, nutzte sie für seine Zwecke und hinterfragte sie nie. Wie im damaligen Volksglauben verbreitet spricht auch Luther den ‚Zigeunern' ihre Religion ab und beschreibt sie als ‚schwarze Magier', ‚falsche Christen' und ‚falsche Bettler'. Gerade deshalb, weil seine Schriften eine große Verbreitung fanden, hat er damit maßgeblich zu den Vorurteilen gegenüber den Sinti beigetragen, mit denen er sich nachweislich niemals näher auseinandergesetzt hat. Das ‚Zigeunerbild' nutzte ihm lediglich zur Stärkung seines Selbstbildes und zum Vergleich: „…wie die Zigeuner" seien seine Gegner, „…wie die Zigeuner" sollten die Juden behandelt werden und nicht „…wie die Zigeuner" seien die Propheten Gottes.

Wie zu Beginn beschrieben, führt Nobert Elias Vorurteile auf Gruppenprozesse zurück. Dass dies auch im Falle der Sinti zutreffend ist, wurde hier sichtbar. Als machtschwächere Gruppe wurden die Sinti an den gesellschaftlichen Rand gedrängt. Während Luther seiner Gruppe ein besonderes Charisma zusprach, sprach er es den Sinti kollektiv ab. Die von Luther (mit)geprägten Bilder fanden zudem Einzug in die Lexika, wurden jahrhundertelang tradiert und dabei nicht hinterfragt, sondern vielmehr der aktuellen Zeit und Erkenntnissen (z. B. der Herkunft) angepasst.[57]

Die Forschungen zu Luthers „Zigeunerbild" stehen am Beginn. Näher untersucht werden müssen definitiv die theologischen und sozialpsychologischen Hintergründe, die Rolle des Paktes Luthers mit der Obrigkeit und die Rolle des protestantischen Arbeitsethos. Es sollte aber auch die Reformation im Ganzen untersucht werden: Wie war der Blick der einzelnen Reformatoren auf die Sinti? Wie gingen die reformierten Staaten im Vergleich zu den nicht reformierten Staaten mit den Sinti um und aus welchen Gründen? Welche Rolle spielte die Armenfürsorge? Welche Bilder fanden Eingang in unsere Erinnerungskultur? Und wieso wurde Luthers Antiziganismus bisher noch nie offen thematisiert?

[57] Siehe hierzu u. a. Fussnote 16 und 25. Dazu muss natürlich angemerkt werden, dass auch die Nationalsozialisten auf die von Luther (mit)tradierten Vorstellungen über Sinti zurückgegriffen haben. Die literarischen Konstruktionen, die den Chroniken entsprangen und die von Luther aufgegriffen und tradiert wurden haben – wie es Solms schreibt – mit dazu beigetragen, dass „die Bevölkerung bei der Deportation der deutschen Sinti und Roma wegsah" (Solms, Zigeunerbilder, S. 9). Ebenso auch dazu, dass die Kirchen bei der Aussonderung mithalf und in der Öffentlichkeit schwieg (Solms, kulturloses Volk, S. 99). Besonders war aber Heinrich Himmler den in der Frühen Neuzeit entstandenen „Zigeunerbildern" verhaftet. „Rassereine Zigeuner" verfügten nach seinem Glauben über magische Fähigkeiten, weshalb er diese teilweise für Untersuchungen in einem Reservat konzentrieren wollte (Wippermann, Wie die Juden, S. 449). Bei Mischlingen hingegen wäre es zu einer Vermischung von „zigeunerischem Blut" und dem Blut von „Asozialen" und „Kriminellen" gekommen (Wippermann, Auserwählte Opfer, S. 142). Gemäß dem Glauben, dass die Sinti und Roma von einem „zusammengelaufenen Gesindel" abstammen würden, wie es vor allem in der Reformation tradiert wurde, wurden während dem Porajmos Wehrmachtshelferinnen, Arbeiter der Organisation Todt und Frontsoldaten als „Viertel"- und „Achtelzigeuner" nach Auschwitz verschleppt und ermordet (vgl. zur Deportation: Krausnick, S. 23). Luther hat dabei keine direkte Schuld für den Porajmos. Er tradierte Bilder und Vorstellungen über Sinti aber schlicht aus Eigeninteresse ohne sich wirklich mit diesen zu beschäftigten und die Mehrheitsgesellschaft hinterfragte diese Bilder nie, sondern nutzte sie vielmals. Somit kann man auch beim Anitziganismus wie auch beim Antisemitismus nicht von einen ‚geraden Weg' sprechen, da dieser jederzeit hätte unterbrochen werden können.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Adorno, Theodor: Erziehung nach Auschwitz. In: Kadelbach, Gerd (Hrsg.): Theodor W. Adorno. Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959–1969. Frankfurt am Main, 7. Aufl. 1981 (=Suhrkamp-Taschenbuch, Bd. 11), S. 88–104.

Adorno, Theodor: Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute. In: Tiedemann, Rolf (Hrsg.): Theodor W. Adorno. Gesammelte Schriften. Band 20. Vermischte Schriften 1. Theorien und Theoretiker. Gesellschaft, Unterricht, Politik. Frankfurt am Main 2003 (=Suhrkamp-Taschenbuch-Wissenschaft, Bd. 1720), S. 360–383.

Awosusi, Anita (Hrsg.): Stichwort: Zigeuner. Zur Stigmatisierung von Sinti und Roma in Lexika und Enzyklopädien. Heidelberg 1998 (=Schriftenreihe des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma, Bd. 8).

Bienert, Walther: Martin Luther und die Juden. Ein Quellenbuch mit zeitgenössischen Illustrationen, mit Einführungen und Erläuterungen. Frankfurt am Main 1982.

Bogdal, Klaus-Michael: Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung. Berlin 2011.

Brecht, Martin: Martin Luther. 2. Ordnung und Abgrenzung der Reformation. 1521-1532. Stuttgart 1986.

Elias, Norbert / Scotson, John L.: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt am Main 1990.

Europäische Kommission (Hrsg.): Eurobarometer Spezial 296. Diskriminierung in der Europäischen Union. Wahrnehmungen, Erfahrungen und Haltungen. Befragung: Februar – März 2008. Veröffentlichung: Juli 2008, URL: http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_296_de.pdf (Aufruf am 20.8.2012).

Gronemeyer, Reimer (Hrsg.): Zigeuner im Spiegel früher Chroniken und Abhandlungen. Quellen von 15. bis zum 18. Jahrhundert. Gießen 1987 (=Jahrbuch der „Gießener Hefte für Tsiganologie“).

Hahn, Hans Henning / Hahn, Eva: Nationale Stereotypen. Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung. In: Hahn, Hans Henning (Hrsg.): Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen. Frankfurt am Main [u.a.] 2002 (=Mitteleuropa–Osteuropa, Bd. 5), S. 17–56.

Hamburger, Franz: Antiziganismus in den Medien von heute. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg [u.a.] (Hrsg.): „Zwischen Romantisierung und Rassismus“. Sinti und Roma - 600 Jahre in Deutschland. Handreichung zur Geschichte, Kultur und Gegenwart der deutschen Sinti und Roma. Stuttgart 1998, S. 47–49.

Haustein, Jörg: Martin Luthers Stellung zum Zauber- und Hexenwesen. Stuttgart [u.a.] 1990 (=Münchener kirchenhistorische Studien, Bd. 2).

Heitmeyer, Wilhelm: Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit (GMF) in einem entsicherten Jahrzehnt. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 10. Berlin 2012, S. 15–41.

Herzig, Arno: Die Fremden im frühmodernen Staat. In: Giere, Jacqueline (Hrsg.): Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners. Zur Genese eines Vorurteils. Frankfurt am Main 1996 (=Wissenschaftliche Reihe des Fritz-Bauer-Instituts, Bd. 2), S. 29–45.

Herzig, Arno: Jüdische Geschichte in Deutschland. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bonn 2007 (=Schriftenreihe, Bd. S. 491).

Himmler, Heinrich: Bekämpfung der Zigeunerplage RdErl. d. RFSSuChdDtPol. im RMdI. vom 8.12.38 -S- Kr. 1 Nr. 557 VIII/38 - 2026 - 6 (RMBliV. S. 2105 f), URL: https://docs.google.com/document/pub?id=1PuHXU2_OcMDTjNenf0keY4tKG4cGcidWmS04zJOMhJs (Aufruf am 20.8.2012).

Kaufmann, Thomas: Martin Luther. München 2006 (=Beck'sche Reihe, Bd. 2388).

Köhler-Zülch, Ines: Die verweigerte Herberge. Die Heilige Familie in Ägypten und andere Geschichten von „Zigeunern" – Selbstäußerungen oder Außenbilder? In: Giere, Jacqueline (Hrsg.): Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners. Zur Genese eines Vorurteils. Frankfurt am Main 1996 (=Wissenschaftliche Reihe des Fritz-Bauer-Instituts, Bd. 2), S. 46–86.

Krausnick, Michail: Der Völkermord der unterschlagen wurde. Oder: Der Bericht des Hermann W.. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg [u.a.] (Hrsg.): „Zwischen Romantisierung und Rassismus". Sinti und Roma - 600 Jahre in Deutschland. Handreichung zur Geschichte, Kultur und Gegenwart der deutschen Sinti und Roma. Stuttgart 1998, S. 8–25.

Luther, Martin: Daß die Worte Christi „Das ist mein Leib" noch fest stehen, wider der Schwarmgeister (1527). In: WA 23, S. 64–283.

Luther, Martin: Evangelium am Tage der heiligen drei Könige. In: WA 10.1, S. 558–728.

Luther, Martin: Von den Juden und ihren Lügen (1543). In: WA 53, S. 522–523.

Luther, Martin: Von Ehesachen (1530). In: WA 30.3, S. 205–248.

Luther, Martin: Wider die himmlischen Propheten (1525). In: WA 18, S. 62–214.

Maciejewski, Franz: Elemente des Antiziganismus. In: Giere, Jacqueline (Hrsg.): Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners. Zur Genese eines Vorurteils. Frankfurt am Main 1996 (=Wissenschaftliche Reihe des Fritz-Bauer-Instituts, Bd. 2), S. 9–28.

Margalit, Gilad: Die Nachkriegsdeutschen und „ihre Zigeuner". Die Behandlung der Sinti und Roma im Schatten von Auschwitz. Berlin 201 (=Reihe Dokumente, Texte, Materialien des Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Bd. 36).

Messerschmidt, Astrid: Weltbilder und Selbstbilder. Bildungsprozesse im Umgang mit Globalisierung, Migration und Zeitgeschichte. Frankfurt 2009.

Mörke, Olaf: Die Reformation. Voraussetzungen und Durchsetzung. München, 2. Aufl. 2011 (=Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 74).

Peritore, Silvio: Geteilte Verantwortung? Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma in der deutschen Erinnerungspolitik und in Ausstellungen zum Holocaust. Hannover 2012.

Pfahl-Traughber, Armin: Antisemitismus in der deutschen Geschichte. Berlin 2011 (=Beiträge zur Politik und Zeitgeschichte).

Rau, Johannes: Geleitwort. In: Kremers, Heinz (Hrsg.): Die Juden und Martin Luther. Martin Luther und die Juden. Geschichte, Wirkungsgeschichte, Herausforderung. Neukirchen-Vlyn 1985, V–VIII.

Reemtsma, Katrin: Sinti und Roma. Geschichte, Kultur, Gegenwart. München 1996.

Reske, Christoph: Buchdruck (15./16. Jahrhundert). In: Historisches Lexikon Bayerns, URL: http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_45225#30, (Letzte Änderung: 30.07.2012) (Aufruf am 20.8.2012).

Rheinheimer, Martin: Arme, Bettler und Vaganten. Überleben in der Not 1450–1850. Frankfurt am Main 2000.

Rose, Romani: Bürgerrechte für Sinti und Roma. Das Buch zu Rassismus in Deutschland. Heidelberg 1987.

Solms, Wilhelm: „Kulturloses Volk"? Berichte über „Zigeuner" und Selbstzeugnisse von Sinti und Roma. Marburg 2007 (=Beiträge zur Antiziganismusforschung, Bd. 4).

Solms, Wilhelm: Zigeunerbilder. Ein dunkles Kapitel der deutschen Literaturgeschichte. Von der frühen Neuzeit bis zur Romantik. Würzburg 2008.

Terkessidis, Mark: Interkultur. Berlin 2010.

Uerlings, Herbert: Stigma ‚Zigeuner'. Formen der Stigmatisierung der „Zigeuner" im deutschsprachigen Raum. In: Sass, Maria [u.a.] (Hrsg.): Europa und seine „Zigeuner". Literatur- und kulturgeschichtliche Studien. Sibiu/Hermannstadt 2007, S. 84–117.

Vocelka, Karl: Geschichte der Neuzeit. 1500–1918. Wien [u.a.] 2010.

Winckel, Änneke: Antiziganismus. Rassismus gegen Roma und Sinti im vereinigten Deutschland. Münster 2002.

Wippermann, Wolfgang: „Wie die Juden"? Die Kontroverse über den Völkermord an Sinti und Roma. In: UTOPIE kreativ 175 (2005), S. 445–451.

Wippermann, Wolfgang: „Wie die Zigeuner". Antisemitismus und Antiziganismus im Vergleich. Berlin 1997.

Wippermann, Wolfgang: Auserwählte Opfer? Shoah und Parrajmos im Vergleich. Eine Kontroverse. Berlin 2005.

Wolf, Herbert: Luthers spielerischer Umgang mit Spracheigenheiten anderer. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 2 (2000), S. 148–167.

Zülch, Tilman (Hrsg.): In Auschwitz vergast, bis heute verfolgt. Zur Situation der Roma (Zigeuner) in Deutschland und Europa. Reinbek bei Hamburg 1979.

Anhang:

	Durchschnitt (Skala von 1-10)	Wohl (8,9,10)	Unwohl (1,2,3)	Sinti-/Roma-Freunde/-Bekannte
PL	7,5	58%	12%	7%
ES	6,8	42%	13%	32%
MT	6,8	43%	18%	2%
RO	6,2	34%	20%	42%
EU	6,0	36%	24%	14%
DE	5,8	33%	25%	5%
AT	5,3	22%	28%	3%
IT	4,0	14%	47%	5%
CZ	3,7	9%	47%	18%

(vgl.: Europäische Union, Eurobarometer Spezial 296, S. 46)

Miriam Breß ist staatl. anerkannte Sozialpädagogin (B.A.) und studiert Geschichte und Politikwissenschaften im Studiengang Bachelor of Arts sowie Erziehungswissenschaften im Master of Arts an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Lizenzierung:

Dieser Artikel steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz.

Sie dürfen das Werk zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen:

Namensnennung — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.

Keine Bearbeitung — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Rezension: Zwischen ‚leerer Klimperey' und ‚wirklicher Kunst'. Gitarrenmusik in Deutschland um 1800 – von Thorsten Hindrichs

Rezensiert von Beatrix Obal

Zusammenfassung

Kann Geschichte verloren gehen? In seiner Dissertation über Gitarrenmusik um 1800 in Deutschland widmet sich Thorsten Hindrichs intensiv den „verlorenen Jahren" der Geschichte der Gitarrenmusik zwischen 1788 und 1802. Dabei geht es ihm nicht nur darum, eine Lücke in der physischen Überlieferung von Musikalien und anderen Dokumenten zu schließen. Ziel der Arbeit ist es vor allem, diese bislang von der musikwissenschaftlichen Forschung weitgehend ignorierten Zeitspanne aufzuarbeiten.

Richtungsweisend wirkt dabei der Titel der Dissertation „zwischen leerer Klimperey" und „wahrer Kunst": In diesem Spannungsfeld zeitgenössischer Musiktheorie und -ästhetik analysiert Hindrichs 11 Kompositionen, bevor er sich den Lebensentwürfe von insgesamt 16 Gitarrenmusiker widmet. Diese wiederum werden im Kontext der Bürgerlichkeit auf die abschließende Bewertung der Gitarrenmusik um 1800 in Deutschland befragt.

Verlorene Gitarrenmusik

Kann Geschichte verloren gehen? In der sehr lesenswerten thematischen Einführung seiner Dissertation über die Gitarrenmusik in Deutschland um 1800 kritisiert Hindrichs die von der musikwissenschaftlichen Forschung weitgehend „verlorenen Jahre" zwischen 1788 und 1802. Dabei geht es dem Autor weniger darum, die materielle Lücke in der Quellenlage zu schließen, als vielmehr um eine wissenschaftliche Bewertung und Einordnung des Repertoires. Zu diesem Zweck steckt Hindrichs bereits in der Einleitung die Grenzen des „Verlustes" ab: Den betroffenen Zeitraum sowie den Anteil erhaltener Gitarrenkompositionen an dem von ihm (?) ermittelten ehemals vorhandenen Repertoires. Der Autor geht nicht näher auf Umstände und Gründe des „Geschichtsverlustes" ein, sondern konzentriert sich in seiner Arbeit auf eine Einordnung und Bewertung der überlieferten Werke. Grund dafür sieht Hindrichs in der Bedeutung der „verlorenen" Jahre für die Entwicklung der Gitarrenmusik in Deutschland.

Exemplarische Analyse

Der erste Hauptteil des Buches zielt auf eine Einordnung und Bewertung der Gitarrenmusik um 1800 ab.[1] Hindrichs orientiert sich in seiner Repertoire-Untersuchung an der zeitgenössischen Diskussion um die Qualität der Gitarrenmusik, welche zwischen „leeren Klimperey" und „wahrer Kunst" eingeordnet wurde. Die Wahl der Methode wird sinnvoll damit begründet, dass musikästhetische Urteile den jeweiligen Kontext der Komposition berücksichtigen müssen, und nicht anachronistische moderne Vorstellungen von „guter Musik". Um der Frage nach der Qualität

[1] Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik um 1800, S. 31–62.

der Gitarrenmusik nachzugehen, analysiert Hindrichs zunächst elf Beispiele, welche der „einfachen“ oder „höheren“ Spielart zugeordnet werden.[2] Darüber hinaus erläutert er seinen überzeugenden methodischen Ansatz, die Analyse ausgewählter Kompositionen vor dem Hintergrund zeitgenössischer Musiktheorie durchzuführen.

Für diese Vorgehensweise naheliegend wurden statt umfangreicher Detailanalysen ausgewählte Passagen untersucht, die einen Überblick über das Repertoire liefern. Statt einer reinen Aufzählung bauen die Analysen systematisch aufeinander auf; besonders gelungen im direkten Vergleich der Parallelvertonung von „Wann i in der Früh aufsteh“ von Paolo Sandrini und Antoine Marcel Lemoine.[3] Dabei kommt Hindrichs zu einer nachvollziehbaren Einordnung der vorgestellten Beispiele zur „einfachen“ oder „höheren“ Spielart (sieben bzw. vier Beispiele). Die entsprechenden Kriterien entwickelt der Autor stichhaltig aus der Analyse selbst, nämlich spieltechnischer Anspruch (z. B. „Schleifen“), musikalischer Gehalt (Themenverarbeitung, Rhythmus etc.) sowie Satzbau und Notation. Die knappen, auf das für die Argumentation wesentliche reduzierten Beispiele überzeugen aufgrund der schlüssig ermittelten und diskutierten Qualitätsmerkmale. Allerdings wäre eine zusätzliche Gliederungsebene zur Orientierung in diesem Kapitel hilfreich gewesen.

Die abschließende Diskussion fasst die für die Bewertung als besonders wichtig hervorgetretenen Aspekte zusammen. Vor allem die Beachtung der Kompositionsregeln wird für die Zuordnung eines Werkes zur „höheren“ Spielart gewürdigt. Hindrichs folgert aus seinen Analysen, dass die Verwendung von „Manieren“ (z.B. des „Schleifens“) nicht nur eine Frage spielpraktischer Schwierigkeit ist, sondern darüber hinaus eine „notwendige Konsequenz des kompositorischen Entscheidungsprozesses und insofern immanenter Bestandteil der kompositorischen Faktur der jeweiligen Werke“.[4] Hier verweist Hindrichs selbst auf die Notwendigkeit, die Analysen in den (zeitgenössischen) musiktheoretischer Kontext einzubetten, was im anschließende Kapitel geschieht.

In einem konzisen Überblick über die verschiedenen musiktheoretischen Schriften verdeutlicht Hindrichs die facettenreiche Auffassung von Musikästhetik des 19. Jahrhunderts. Die Überlegungen zum Zusammenhang zwischen Sprache, Musik und Verschriftlichung sind dabei ausgesprochen aufschlussreich und überzeugend.[5] Insbesondere werden Funktionen der Notation von Gitarrenmusik thematisiert: Der Wechsel von einer Tabulaturnotation zur „konventionellen“ Form gewinnt damit nicht nur spiel-, sondern auch kompositionspraktische Bedeutung.

---

2 Leider fehlt eine Erklärung darüber, warum diese elf Beispiele ausgewählt wurden.

3 Vgl. T. Hindrichs: Gitarrenmusik um 1800, S. 67–71.

4 T. Hindrichs, Gitarrenmusik um 1800, S. 93.

5 Ein Hinweis auf Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen.. München, 6. Aufl. 2007 (= Beck’sche Reihe, 1307) hätte an dieser Stelle sinnvoll ergänzt werden können.

Gitarristen und Komponisten

Der zweite Hauptteil der Arbeit widmet sich der Kontextualisierung der zuvor in Beispielen vorgestellten Gitarrenmusik. Hindrichs stellt zunächst die drei Strategien von Berufsmusikern vor, wobei er sich an der grundlegenden Arbeit von Axel Beer[6] orientiert: Um die Existenz zu sichern, war eine Kombination von Konzerttätigkeit, Instrumentalunterricht und Veröffentlichung von Kompositionen erforderlich.[7] Um das Wechselspiel dieser drei Elemente zu veranschaulichen, stellt Hindrichs insgesamt 16 Musikerbiographien vor, wobei er sein Hauptaugenmerk auf ökonomische Aspekte legt,

> „ausgehend von der Überlegung, dass auf der Ebene der Produktion dem Umgang mit Musik eine nicht allein die Funktion der Identitätskonstruktion qua Rezeption, sondern auch die Sicherung der wirtschaftlichen Existenz derer, die Musik produzieren, zukommt.“[8]

Nach den erfolgreichen Berufsmusikern Christian Gottlieb Scheidler, Bartolomeo Bortolazzi und Mauro Giuliani und einigen weniger erfolgreichen Kollegen stellt der Autor auch sechs bislang weitgehend unbekannte Musiker vor, die nicht von der Gitarre allein leben konnten. Außerdem präsentiert Hindrichs fünf weitere Persönlichkeiten als „Sonderfälle“, welche nur für kurze Zeit als Gitarrenkomponisten tätig waren, weil sie sich z.B. nur ihr Studium mit der Musik finanzierten.[9]

Hindrichs zeigt schlüssig, dass die vorgestellten Musiker häufig aus rationell-ökonomischen Gründen die Komposition von Gitarrenwerken aufgaben. Er knüpft an diesen finanziellen Aspekt mit einem eigenen Unterkapitel über die Bedeutung der Musikverlage für die Verbreitung der Gitarrenmusik an.[10] Allerdings wird aus diesem Teil der Arbeit nicht deutlich, ob und inwiefern sich die Lebensentwürfe von Gitarrenkomponisten von anderen Musikern der Zeit unterscheiden.

Der Autor bewertet in einem eigenen Unterkapitel die Bedeutung der Musikverlage für die Gitarrenmusik im frühen 19. Jahrhundert. Am Beispiel der Widmungen sowie der Pränumerations- und Subskriptionslisten zeigt Hindrichs, welche Werbekanäle Verlage nutzen konnten.[11] Als weitere Aufgaben der Musikverlage erwähnt er außerdem kurz den Verkauf und Druck musikalischer Werke sowie die Option des Kommissionshandels, bevor er ausführlicher auf die Beauftragung von Bearbeitungen eingeht.

In Bezug auf die Kriterien, welche Verlage für die Auswahl von Kompositionen anwandten, verweist Hindrichs weitgehend auf die einschlägige Monographie von Axel Beer.[12] Diese Kriterien,

---

6 Vgl. Axel Beer, Musik zwischen Komponist, Verlag und Publikum. Die Rahmenbedingungen des Musikschaffens in Deutschland im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Tutzing 2000.
7 Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 126; s. auch Axel Beer: Musik zwischen Komponist, Verlag und Publikum.
8 T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 142.
9 Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 143f.
10 Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 145–163.
11 Vgl. A. Beer, Musik zwischen Komponist, Verlag und Publikum, S. 366–373.
12 Axel Beer: Musik zwischen Komponist, Verlag und Publikum.

wie z.B. die „Gangbarkeit“, d.h. Absatzchancen angebotener Werke, werden anschließend aus Briefen zwischen Gitarrenkomponisten und Verlegern belegt. Wie Beer kommt Hindrichs dabei zu dem Schluss, dass Wirtschaftlichkeit ein selbstverständliches Argument der Musikverlage der Zeit war und auch als solches von den Komponisten akzeptiert wurde.[13] Aus den zitierten Briefen wird außerdem deutlich, welche zentrale Rolle die Musikverlage im Netzwerk der Musiker und Komponisten spielten: So tauchen v.a. in den Korrespondenzbüchern des *Bureau de Musique* fast alle im vorangegangenen Kapitel vorgestellten Musiker wieder auf.

Am Beispiel der von heftigen Auseinandersetzungen geprägten Zusammenarbeiten von Kühnel mit Heinrich Müller und Eduard Anton Willimann zeigt Hindrichs die Verschränkungen in den Aufgaben von Verlag und Komponist auf: Der Verlag tritt als Auftraggeber (von Arrangements) auf, der Komponist als Kommissionär wird Vertreter des Verlags. In seltenen Fällen, wie am Beispiel Johann Heinrich Carl Bornhardts gezeigt wird, wird der Komponist selbst zum Verleger.[14]

Hindrichs konzentriert die Bedeutung der Musikverlage abschließend auf drei Aspekte: Den ökonomischen Nutzen, welchen Verlag wie Komponist genießen; die Steigerung der Bekanntheit des Komponisten sowie über die Verbreitung der Noten schließlich eine Ausweitung des Kontakts zwischen Komponist und Rezipient.[15] Gerade bei letzterem Aspekt spielte der Verlag nicht nur als genereller Distributor von Noten, sondern auch als Vermittler im direkten Austausch mit den Kunden eine wichtige Rolle.[16]

Gitarrenmusik und Bürgerlichkeit

Hindrichs zählt drei Faktoren auf, welche die Berufs- und Lebensentwürfe von Gitarrenmusikern im 19. Jahrhundert (vom ausgewiesenen Berufsmusiker über den Nebenberufler zum praktizierenden Musikliebhaber) beeinflussten: Neben äußeren Umständen wie Krieg und nachfolgenden Ortswechseln erläutert der Autor die Bedeutung ökonomischer Überlegungen für die Berufswahl bzw. berufliche Veränderung. Im abschließenden Kapitel thematisiert der Autor außerdem den gesellschaftlichen Kontext des 19. Jahrhunderts, in der er die Perspektive der Bürgerlichkeit auf die Gitarrenmusik näher betrachtet.

Hindrichs hinterfragt zunächst den geläufigen Musik- und Kulturbegriff. Dabei bezieht er sich in erster Linie auf Laurenz Lütteken, der Bürgerlichkeit als Haltung definiert.[17] Er schließt sich

[13] Vgl. T. Hindirchs, Gitarrenmusik, S. 148f.
[14] Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 155ff.
[15] Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 159.
[16] Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 161.
[17] Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 165–167; s.a. Laurenz Lütteken, Das Monologische als Denkform in der Musik zwischen 1760 und 1785. Tübingen 1998 (= Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, 24).

Lüttekens Auffassung an, dass Bürgerlichkeit weniger mit der Zugehörigkeit zu einem gesellschaftlichen Stand als mit einem Bildungsgrad zusammenhing.

Der Autor positioniert die Gitarre im Umfeld der Bürgerlichkeit innerhalb von drei Themenfeldern.[18] Zunächst betont Hindrichs die Bedeutung des Bildungsideal im frühen 19. Jahrhundert, welches über den gesellschaftlichen Status hinaus reichte.[19] Als Beleg für die Bedeutung des Bildungsideals führt der Autor einen adligen Musikliebhaber an, für den das Komponieren wichtiger Bestandteil des individuellen Selbstverständnisses darstellte. Auch zahlreiche Widmungen an adlige Damen belegen, dass Gitarrenmusik im frühen 19. Jahrhundert zwar der „bürgerlichen Musikkultur" zuzuordnen ist (im Sinne aktiven häuslichen Musizierens), jedoch auch in höfischen Kreisen rezipiert und geschätzt wurde.[20] Am Beispiel des Mainzer Hoflautenisten Johann Christian Heinrich Scheidler zeigt Hindrichs weiterhin, dass die Kluft zwischen den sozialen Schichten keineswegs unüberbrückbar war.[21]

An zweiter Stelle widmet sich der Autor der Frage nach der Funktion von Musik in einer bürgerlichen Gesellschaft. Hindrichs nimmt hier Bezug auf den zeitgenössischen Diskurs von reiner Unterhaltungsmusik (Liebhaberei) und wahrer Kunst (Kenner). Zwischen diesen Polen sieht der Autor insbesondere die Gitarrenmusik changieren, wie im Analyseteil bei der Unterscheidung von „einfacher" und „höherer" Spielart demonstriert wurde.

Im dritten Unterkapitel untersucht der Autor die Aufführungsorte von Gitarrenmusik, um daraus Schlüsse auf den Wirkungskreis von Gitarrenkompositionen zu ziehen: Gehören sie in den größeren öffentlichen Kreis der Konzerte oder in den bürgerlichen Rahmen häuslichen Musizierens. Die Transportabilität der Gitarre machte sie dabei zum idealen Begleitinstrument für Freiluftkonzerte öffentlicher und privater Art. Die Gitarre fand damit ihren praktischen Platz in der frühen Natur-Romantik des 19. Jahrhunderts. Hindrichs rekurriert hier auf den zu Beginn seiner Arbeit vorgestellten Komponisten Scheidler, welcher von Zeitgenossen idealtypisch im Topos der Innerlichkeit verortet wurde.[22] Neben der Nützlichkeit des Instruments für das spontane Musizieren beschreibt der Autor auch die überwiegend negativ gemeinte Assoziation der Gitarre als „Fraueninstrument".[23] Die zeitgenössische Auffassung des geringeren Bildungsvermögens von Frauen prägte daher die Einschätzung der Gitarre als sehr einfach (da auch von Frauen) zu erlernendes Instrument. Mit dieser Leichtigkeit geht einher die Geringschätzung der Gitarre für

[18] Den Ausschluss einer Diskussion nationaler Identität – im 19. Jahrhundert naheliegend – begründet Hindrichs überzeugend in seinen Schlussbemerkungen (vgl. S. 192f.).
[19] Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S: 167f.; s.a. L. Lütteken, Das Monologische als Denkform.
[20] Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 168f.
[21] Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 170.
[22] Der Exkurs zu einer Szene aus J.W. Goethe, Dichtung und Wahrheit erscheint für die Argumentation überflüssig.
[23] Vgl. T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 181–185.

„höhere“ Kunst. Hindrichs kommt daher zu dem Schluss, dass der amateurhafte Gitarrenspieler zum „modellhaften Gegenbeispiel eines bürgerlichen Selbstverständnisses um 1800 [gerät], für dessen Konstruktion Bildung ein […] zentrales Element“[24] darstellte.

In der abschließenden Bewertung unterstreicht Hindrichs, dass die theoretische Einstufung der Gitarre als reines Begleitungsinstrument von der Praxis nicht bestätigt wird. Mit dem Verweis auf den lebhaften, wenn auch uneinheitlichen Diskurs über Kompositionstechnik wie Musikästhetik der Gitarrenmusik demonstriert Hindrichs überzeugend, wie lohnend die Überwindung des zu Beginn konstatierten „Geschichtsverlust“ sein könnte, sofern das verbliebene Material eine Erforschung erlaubt.

Bewertung

Der Autor schreitet in logisch aufeinander aufbauenden Schritten von der Detailanalyse über die verschiedenartigen Biographien von Gitarristen und Komponisten zum übergeordneten Kontext der Musik in der bürgerlichen Gesellschaft fort. Diese Reihenfolge wird in den abschließenden Schlussbemerkungen umgekehrt. Die drei Hauptteile können unabhängig voneinander gelesen werden. Für den Leser des gesamten Werks wären systematische Querverweise hilfreich, um z. B. einzelnen Komponisten aus den verschiedenen Blickwinkeln folgen zu können. Dies hätte weiterhin den Vorteil, den Eindruck der Redundanz, den die mehrfache Wiederholung mancher Zitate hinterlässt, zu relativieren. Kleinere Flüchtigkeitsfehler sowie die in wissenschaftlichen Texten leider weit verbreitete Neigung zu verschachtelten Sätzen trüben das Bild. Vor allem im ersten Kapitel fällt die Vorliebe des Autors für „durchaus“ auf.

Rezensiert wurde:

Thorsten Hindrichs: Zwischen ‚leerer Klimperey‘ und ‚wirklicher Kunst‘. Gitarrenmusik in Deutschland um 1800. Waxmann, Münster u.a. 2012 (= Internationale Hochschulschriften, 576) ISBN 978-3-8309-2718-1.

Beatrix Obal absolvierte ihr Magisterstudium der Musikwissenschaft, Betriebswirtschaftslehre und Theologie an der Universität Hamburg. Aktuell promoviert sie über „Arnold Schönberg und seine Verleger“ bei Prof. Dr. Axel Beer an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Sie ist seit 2013 Institutsassistentin am Staatlichen Institut für Musikforschung Preußischer Kulturbesitz Berlin.

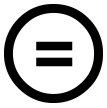
[24] T. Hindrichs, Gitarrenmusik, S. 190.

Lizenzierung:

Dieser Artikel steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz.

Sie dürfen das Werk zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen:

Namensnennung — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.



Keine Bearbeitung — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Rezension: Kampfzeit unter französischen Bajonetten. Die NSDAP in Rheinhessen in der Weimarer Republik – Markus Würz

Rezensiert von Katharina Wurst

Die „Kampfzeit“ – die Entstehung und Entwicklung sowie der Aufstieg der NSDAP – verlief in den einzelnen Gebieten des Deutschen Reichs nicht einheitlich. Markus Würz wählte für seine Dissertation die speziellen und unterschiedlichen Rahmenbedingungen der Länder, Regionen, Städte etc. als Anknüpfungspunkt und stellte dabei fest, dass gerade die Entwicklung der NSDAP in den von den Alliierten besetzten Gebieten am Rhein bislang nur unzureichend in der Forschung Beachtung gefunden hat. Angesichts der zeitlich bedingten Rahmenbedingungen liegt zu Recht der Schluss nahe, dass sich die NSDAP zum Teil anders formiert haben muss, als in den unbesetzten Gebieten.[1]

An diesem Punkt setzt die Studie von Markus Würz an und untersucht dabei den Raum Rheinhessen. Die Wahl fiel aus mehreren Gründen auf diese Region: Unter anderem, weil es zu den am längsten besetzten Gebieten gehörte, unter der Besatzung der Franzosen und damit dem „Erbfeind“ stand und deshalb einen besonderen psychologischen Hintergrund hat. Darüber hinaus spielten auch sozio-ökonomische Faktoren eine entscheidende Rolle bei der geographischen Wahl: Rheinhessen war zum einen ein konfessionell gemischtes Gebiet und zum anderen sowohl von ländlichem Raum als auch von industriellen Zentren geprägt.[2] Die Ausweitung des Untersuchungszeitraums über das Ende der eigentlichen französischen Besatzung im Jahr 1930 hinaus bis zur Machtübernahme Hitlers 1933 bietet die direkte Möglichkeit, die Entwicklung der Partei unter veränderten Bedingungen zu erkennen.[3] Insgesamt setzte sich Würz nicht nur zum Ziel, ein deutlicheres und detailreicheres Bild vom Auf- und Ausbau der NSDAP zu zeichnen, sondern auch den „Interaktions- und Erfahrungsraum der Menschen in den besetzten Gebieten […] und andere lebensweltliche Problemkonstellationen“[4] aufzuzeigen.

Durch die Zerstörungen während des Krieges ist die Quellenlage sehr uneinheitlich. Als „elementare[n] Quellenbestand“[5] für das Verhältnis zwischen der Besatzungsmacht und den Nationalsozialisten führt Würz die Akten der Hohen Interalliierten Rheinlandkommission und des Hohen Französischen Kommissars für die Rheinprovinz an. Weiter bedient er sich Unterlagen der staatlichen Exekutivorgane und der Justizbehörden, die er aus kommunalen, regionalen und

1 Markus Würz: Kampfzeit unter französischen Bajonetten. Die NSDAP in Rheinhessen in der Weimarer Republik, Stuttgart 2012 (= Geschichtliche Landeskunde Band 70), S. 16.
2 Würz, S. 21.
3 Würz, S. 23.
4 Würz, S. 20.
5 Würz, S. 29.

überregionalen Archiven zusammentragen konnte, sowie personenbezogenen Quellen. Fragmentarischer und damit problematischer gestaltete sich die Überlieferungslage für die staatlichen Verwaltungsebenen, für die NS-Parteistellen und für die rheinhessischen NSDAP-Ortsgruppen. Zusätzlich wertete Würz zeitgenössische lokale wie regionale Tages- und Wochenzeitungen aus.[6]

Um die Entwicklung des Nationalsozialismus in Rheinhessen besser verstehen und einordnen zu können, stellt Würz zu Beginn seiner Untersuchung die Rahmenbedingungen der Region Rheinhessen in der Zeit von 1918 bis 1933 dar. Dabei geht er auf die Französische Besatzung und deren Auswirkungen auf die Region und auf die Rheinstaatbestrebungen ein. Zusätzlich erläutert er in einem wichtigen Exkurs das Verhältnis zwischen Besatzungsmacht und nationalistischen Organisationen.[7]

Der Hauptteil beginnt mit einer Analyse der ursächlichen Bewegungen und Vorläufer des Nationalsozialismus in Rheinhessen in der Phase von 1918 bis 1925. Die Leistung dieses Kapitels liegt in der Herausstellung der verschiedenen völkischen Bewegungen, ihren Auffassungen, Zielen und Persönlichkeiten.

Das darauffolgende Kapitel behandelt die Gründung und Entwicklung der nationalsozialistischen Parteiorganisation bis 1933. Hierzu unterteilt Würz den Zeitraum in unterschiedliche Phasen, die wiederum geographisch nach ihrem Wirken in den Städten Mainz und Worms sowie auf dem Land untersucht werden: Die Jahre 1922–1925 markieren die Gründung und die Anfangszeit der NSDAP, der Zeitraum 1925 bis 1930 umgrenzt den Aus- und Aufbau der Partei und die Jahre 1930 bis 1933 zeichnen die Parteiorganisation nach dem Abzug der Franzosen bis zur Machtübernahme nach. Hierbei sind gerade die ersten beiden Unterkapitel von detailreicher und dichter Quellenarbeit geprägt, die einerseits deutlich die Unterschiede zwischen Worms und Mainz herausstellen, aber auch auf die Besonderheiten der ländlichen Gebiete eingehen. Andererseits kann Würz damit auch deutlich auf das Zusammenspiel zwischen französischer Besatzung und der NSDAP eingehen.[8] Eine seiner Hauptthesen – und vermutlich die wichtigste These –, ist dabei, dass die Restriktionen und Repressionen der Besatzungsmacht „eine Motivation darstellen konnte[n], sich für den Nationalsozialismus zu engagieren.“[9] Diese Schlussfolgerung zeigt Würz an zahlreichen Beispielen auf.

Das dritte Unterkapitel *Auf dem Weg zur Massenbewegung: Die NS-Parteiorganisation 1930-1933* bereitet besonderes Lesevergnügen: Dies liegt zum einen wohl an der spannungsgeladenen Zeit, als

6 Würz, S. 29–33.
7 Würz, S. 35–75.
8 Würz, S. 77–166.
9 Würz, S. 113.

auch an dem thematischen Zugriff, den Würz wählt. Über die Untersuchung der Parteiorganisation hinaus, geht er zudem auf die Durchdringung des rheinhessischen Landes durch den Nationalsozialismus sowie auf die Auseinandersetzungen desselbigen mit der katholischen Kirche ein.[10]

In ihrer dichten und detailreichen Analyse zum Nationalsozialismus im Spannungsfeld mit der französischen Besatzung im Raum Rheinhessen ist die Studie von Markus Würz einzigartig und kann aufgrund dessen auch überzeugen. Das Ziel, das sich Würz gesetzt hat – den Aufstieg in einer Region unter fremder Besatzung nachzuvollziehen – ist dementsprechend geglückt. Ebenso zahlreich und umfangreich sind die Ergebnisse. Eine wichtige Erkenntnis der Dissertation ist, dass die französische Besatzungspolitik in Rheinhessen nationalsozialistische Aktivitäten begünstigt hat. Dieser Feststellung gilt es aber in weiteren Arbeiten nachzuspüren. Einzige Kritikpunkte bleiben, dass nur in Ansätzen auf die in der Einleitung angekündigte Perspektive der in den besetzten Gebieten lebenden Menschen eingegangen wird und, dass ein Vergleich zu den unbesetzten Gebieten generell ausblieb. Sicher hätte eine solche Erweiterung – hätte man diese ähnlich komplex wie die Untersuchung zu Rheinhessen selbst aufgezogen – den Rahmen der Dissertation, die ja explizit als Regionalstudie angelegt ist, gesprengt. Ein gesondertes Kapitel, das Entwicklungstendenzen in anderen Gebieten skizziert, wäre aber wünschenswert gewesen, um eine abschließende Einordnung in den gesamtdeutschen Zusammenhang vollziehen zu können.

Für Studenten lässt sich das Werk vor allem dann empfehlen, wenn sie sich spezifisch für nationalsozialistische Tätigkeiten bzw. für die französische Besatzungspolitik in Rheinhessen von 1918 bis 1933 interessieren. Auch wenn an einigen Stellen die hohe Informationsdichte an Beispielen und Quellen für einen ersten Überblick und das generelle Verständnis der Thematik nicht notwendig sind, bleibt die Publikation gut lesbar und besticht – insbesondere in den einleitenden Kapiteln – für Studenten, die sich einen allgemeineren Erkenntnisgewinn erhoffen.

Rezensiert wurde:

Markus Würz: Kampfzeit unter französischen Bajonetten. Die NSDAP in Rheinhessen in der Weimarer Republik. Stuttgart 2012 (= Geschichtliche Landeskunde, 70) ISBN 978-3515102889.

Katharina Wurst erwarb einen B. A. in Geschichte und Neuerer deutscher Literatur an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Derzeit absolviert sie ein Praktikum am DHI Paris und setzt ihr Studium im Studiengang Master of Arts Buchwissenschaften an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz fort.

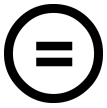
[10] Würz, S. 166–235.

Lizenzierung:

Dieser Artikel steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz.

Sie dürfen das Werk zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen:

Namensnennung — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.



Keine Bearbeitung — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Der Verein der Freunde der Geschichtswissenschaften an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Lars Beißwenger

Am 24. Februar 1999 gründeten Lehrende, Studierende und eine Reihe Seniorstudierende aus dem damaligen Fachbereich 16 der Universität einen Verein mit dem Ziel die Geschichtswissenschaften an der Universität zu fördern aber auch Geschichte einem breiteren Publikum über die Fachgrenzen und die Grenzen der Universität hinaus näher zu bringen. In der Vereinssatzung beschrieb man dieses Anliegen folgendermaßen:

> Zweck des Vereins ist die ideelle und finanzielle Förderung der Lehr- und Forschungstätigkeit sowie die Förderung der Studierenden der Geschichtswissenschaften an der Johannes Gutenberg-Universität insbesondere durch Vorträge, Buchbeschaffungen, wissenschaftliche Projekte der Studentenschaft, Betreuung der Anfangssemester, Exkursionen, Publikationen, Vermittlung von wissenschaftlichen Ergebnissen an eine breitere Öffentlichkeit, beispielsweise im Rahmen des Studium Generale.[1]

Grundsätzlich steht der Verein seither allen interessierten Personen, die sich für Geschichte interessieren, offen – seien es Lehrende, Studierende, Ehemaligen oder auch Nicht-Mitgliedern der Universität. Mit Mitgliederzahlen schwankten im Laufe der Jahre im niedrigen dreistelligen Bereich. Nach einer gründlichen Kontrolle der Mitgliederkartei konnte der Schatzmeister Dr. Weber für das Jahr 2012 jedoch leider nur noch 85 zahlende Mitglieder vermelden.

Studierende unterstützen den Verein mit einem Jahresbeitrag von 10 Euro, während Lehrende und sonstige Mitglieder sich auf einen Jahresbeitrag von 30 Euro verpflichten können. Auch größere Einzelspenden haben in der jüngeren Vergangenheit wiederholt die Möglichkeiten des Vereins deutlich zu erweitern vermocht. In Anbetracht der jedoch leider eher geringen Mitgliederzahl sind die Mittel des Vereins durchaus begrenzt und es bedurfte einer Konzentration der Aktivitäten. Die bei der Gründung in der Satzung formulierten Vereinszwecke konnten in der angedachten Bandbreite daher bislang nicht vollständig abgedeckt werden. Wobei dies auch in einigen Punkten, wie der Betreuung der Erstsemester, durch die Ausweitung der Tätigkeit des Fachschaftsrates Geschichte[2], nicht mehr notwendig erscheint.

Die Kooperation der Studentenschaft fand im Hinblick auf den Fachschaftsrat in den letzten Jahren auch sehr intensiven Ausdruck durch die Unterstützung des studentischen Austauschs mit den Geschichtsstudierenden der Universität Galway (Irland). Mehrfach – über den Fachschaftsrat organisiert – nahmen Mainzer Studierende an der *Annuale Conference* der Irish History Student's

---

1 Satzung des Vereins der Freunde der Geschichtswissenschaften an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, aktuelle Fassung von 1999; § 2,1. Siehe: http://freunde-der-geschichtswissenschaften-uni-mainz.de.

2 http://www.uni-mainz.de/FB/Geschichte/Fachschaft.

Association[3] in Galway teil. Und bereits dreimal kamen Delegationen von Studierenden aus Irland nach Mainz. Im Rahmen eines der irischen Gegenbesuche fand – ebenfalls organisiert durch den Fachschaftsrat mit Unterstützung des Vereins – die erste einer Reihe von drei historischen studentischen Fachtagungen (2010–2012) an der JGU Mainz statt, an der auch Studierende von über sechs weiteren deutschen Universitäten teilnahmen. Teile der Tagungsergebnisse wurden jeweils in Tagungsbänden publiziert.[4]

2013 unterstützt der Verein auch die Ausrichtung der Bundesfachschaftentagung der Fachschaften der Geschichtswissenschaften an der JGU Mainz durch den hiesigen Fachschaftsrat. Mainz ist damit nach 2004 in kurzer Zeit erneut Austragungsort der Bundestagung geworden. Ebenfalls wesentlich von Studierenden getragen, war das 2012 durch den Verein unterstützte Projekt einer Ausstellung im Mainzer *Philosophicum* mit dem Titel „First Ladies. Rollenbilder römischer Kaiserfrauen“.

Das studentische Projekt mit der jedoch wahrscheinlich größten Publikumswirksamkeit ist die Online-Zeitschrift *Skriptum,* welche der Verein durch die Bereitstellung der Serverkosten fördert. Das Projekt ermöglicht es Studierenden herausragende Arbeiten, die sie an im Rahmen ihres Studiums verfasst haben, nach einer Überarbeitung, in der sie durch die Redaktion unterstützt und begleitet werden, aufsatzwertig zu publizieren. Die studentischen Herausgeber, Redakteurinnen und Redakteure erhalten dabei bei der Auswahl der Artikel Unterstützung durch einen wissenschaftlichen Beirat bestehend aus Lehrenden der JGU; der der technische wie redaktionelle Betrieb liegt dabei in studentischer Hand.

Nicht von Studierenden, sondern ganz speziell für Studierende der Geschichtswissenschaften im Lehramtsstudium hat der Verein auch im Januar 2012, wie bereits mehrfach zuvor, eine Podiumsdiskussion unter der Überschrift „Zwischen Staatsexamen und beruflichem Alltag: Referendare und Geschichtslehrer berichten von ihren Erfahrungen nach dem Geschichtsstudium“ organisiert. Federführend war hierbei Prof. Dr. Hensel-Grobe. Für das Jahr 2013 ist eine Neuauflage der Veranstaltung geplant; ebenso befindet sich eine vergleichbare Veranstaltung für fachwissenschaftlich orientierte Studierende im Planungsstadium.

Sehr direkt können Studierende auch jedes Jahr von der Fördertätigkeit des Vereins für Exkursionen im Rahmen des Lehrangebots des historischen Seminars profitieren. So wurden 2012 unter anderem Exkursionen nach Spanien, Trier und Wolfenbüttel, sowie zur Ausstellung „Otto der Große und das Römische Reich. Kaisertum von der Antike zum Mittelalter“ unterstützt. Auch im Jahr 2013 werden

[3] http://www.irishhistorystudents.net/stair.php.

[4] Beißwenger, Lars (Hrsg.): "Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen" – Nachdenken über Visionen. Berlin 2013, URL zum Print-on-Demand: http://www.epubli.de/shop/buch/%22Wer-Visionen-hat-sollte-zum-Arzt-gehen%22-Nachdenken-%C3%BCber-Visionen-Lars-Bei%C3%9Fwenger/23638.

wieder Gelder für eine Reihe der anstehenden Exkursionen bereitgestellt, um so die Studierenden zu entlasten. In das Lehrangebot integriert war auch der Vortragszyklus „Die RAF – ein deutsches Trauma?“, zu dessen großen Erfolg der Verein ebenfalls beitragen konnte.

An ein breiteres Publikum richtete sich 2012 das Angebot zweier Filmabende. Im Januar wurde in Kooperation mit dem CineMayence[5] der Chaplin-Klassiker „Der Große Diktator“ gezeigt. Ende Mai kam der Film „Keine Kameraden“ von Beate Lehr-Metzger zur Aufführung. Lehr-Metzger nahm für sich in Anspruch erstmals die Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener im Deutschen Reich durch die Wehrmacht zu thematisieren. Im Anschluss fand eine kontroverse Diskussion mit der Autorin des Films und dem Historiker Joachim Streit statt.

Für den 17. Juni 2013 ist die nächste Filmvorführung geplant. Dieses Mal soll der Dokumentarfilm „Ende der Supermacht. Der Putsch gegen Gorbatschow“ von Ignaz Lozo gezeigt werden, der an dem Abend auch in seine Arbeit einführen und im Anschluss zur Diskussion zur Verfügung stehen wird.[6]

Eine kontinuierliche Fördermaßnahme, die nicht zuletzt durch die dürftige finanzielle Ausstattung der Geisteswissenschaften durch das Land auch in absehbarer Zeit dringend notwendig sein, wenn nicht sogar noch erheblich an Dringlichkeit gewinnen dürfte, ist die sogenannte Bücheraktion. Hierbei werden Vorschläge zum Ankauf von Fachliteratur gesammelt, ausgewertet und entsprechend der finanziellen Möglichkeiten des Vereins realisiert. 2012 wurde das Historische Seminar beispielsweise durch Zukäufe in der Höhe von rund 500 Euro unterstützt. Neben dieser dauerhaften, thematisch jedoch sehr heterogenen Förderung beteiligt sich der Verein auch an dem Erwerb der Enzyklopädie der Neuzeit.

In gewisser Weise als Höhepunkt des akademischen Jahres hat sich für die Mainzer Historiker der Jahresvortrag des Historischen Seminars etabliert. Der Verein ist stolz, dass er nunmehr die finanziellen Mittel für diese junge Mainzer Tradition bereitstellen kann und darf, die 2013 durch die Byzantinistik organisiert werden wird. Im November 2012 sprach beispielsweise Professor Dr. Andreas Wirsching vom Institut für Zeitgeschichte München zu dem Thema „Herr meiner selbst? Überlegungen zu einer Geschichte des modernen Lebenslaufs“.

Lars Beißwenger ist Mitglied im Vorstand des VfG und hat an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz Mittlere/Neuere Geschichte, Politikwissenschaften und Soziologie auf Magister Artium sowie Geschichte (bilingual), Sozialkunde (bilingual) und Englisch auf Staatsexamen studiert.

5 http://www.cinemayence.de.

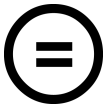
6 https://www.blogs.uni-mainz.de/fb07geschichte/2013/05/13/geschichte-und-beruf-vortrage-im-sommersemester-2013/.

Lizenzierung:

Dieser Artikel steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz.

Sie dürfen das Werk zu den folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen:

Namensnennung — Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.



Keine Bearbeitung — Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.